

Predigten von
H.H. Prof. Dr. Georg May

1998

Herausgegeben von Hartwig Groll

www.glaubenswahrheit.org

Inhaltsverzeichnis

Pflichten gegen sich selbst

(1) Über die Pflicht zur Selbstliebe (04.01.1998)	4
(2) Über die Pflichten gegen den Leib (11.01.1998)	7
(3) Über die Pflicht zur Erhaltung der Gesundheit (18.01.1998)	11
(4) Über die Pflicht zur Erhaltung des eigenen Lebens (25.01.1998)	14
(5) Über die Pflicht gegenüber dem Geist (01.02.1998)	17
(6) Über die Pflicht der Berufsausübung (08.02.1998)	21
(7) Über die Pflicht zur Arbeit (15.02.1998)	25
(8) Über die Bedeutung der menschlichen Ehre (22.02.1998)	28
(9) Über Wert und Bedeutung des Eigentums (01.03.1998)	32

Pflichten gegen Gott

(1) Über die Pflicht des Glaubens (08.03.1998)	35
(2) Über die Pflicht, den Glauben zu bezeugen (15.03.1998)	38
(3) Über die Pflicht, den Unglauben zu bekämpfen (22. 03.1998)	42
(4) Über die Pflicht der christlichen Hoffnung (29.03.1998)	46
<i>Falsche Deutung des Ostergeschehens (Ostersonntag, 12.04.1998)</i>	49
<i>Glaubwürdigkeit der Auferstehungszeugen (Ostermontag, 13.04.1998)</i>	52
(5) Über die Verfehlungen gegen die christliche Hoffnung (19.04.1998)	54
(6) Über die Pflicht zur Gottesliebe (26.04.1998)	57
(7) Über die Pflicht zur Nächstenliebe (03.05.1998)	59
(8) Über Ordnung und Eigenschaften der christlichen Liebe (10.05.1998)	63
(9) Über Verfehlungen gegen die Gottes- und Nächstenliebe (17.05.1998)	66
<i>Die Bedeutung der Himmelfahrt des Herrn (Christi Himmelfahrt, 21.05.1998)</i>	69
(10) Über die Pflicht der Gottesverehrung (24.05.1998)	72
<i>Das Wirken des Geistes Gottes (Pfingstsonntag, 31.05.1998)</i>	75
<i>Sinnbilder des Heiligen Geistes. (Pfingstmontag, 01.06.1998)</i>	78
<i>Geheimnis der Dreifaltigkeit (07.06.1998)</i>	81
<i>„Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ (Fronleichnam, 11.06.1998)</i>	84
(11) Über die Pflicht des Gottesdienstes in Gemeinschaft (14.06.1998)	87
(12) Über die Pflicht zum Beten (21.06.1998)	90
(13) Über die Elemente des Gebetes (28.06.1998)	94
(14) Über die Einwände gegen das Beten (05.07.1998)	97
(15) Über die Pflicht zur Heiligenverehrung (12.07.1998)	100
(16) Über die Verehrung von Bildern und Reliquien (19.07.1998)	104
<i>Über die Verehrung Mariens (26.07.1998)</i>	107
(17) Über die Pflicht zum Opfer (02.08.1998)	110
(18) Über Wert und Bedeutung des Gelübdes (09.08.1998)	113
<i>Mit Leib und Seele im Himmel (Mariä Himmelfahrt, 15.08.1998)</i>	116
(19) Über Götzendienst und Aberglaube (16.08.1998)	118

Pflichten gegen den Nächsten

(1) Über die Pflicht zur Nächstenliebe (23.08.1998)	121
(2) Über die Pflicht zur Gerechtigkeit gegen den Nächsten (30.08.1998)	124
(3) Über die Pflicht, Sünder zurechtzuweisen (06.09.1998)	127
(4) Über Verführung und Ärgernis (04.10.1998)	130
(5) Über die Mitwirkung an fremden Sünden (11.10.1998)	133
(6) Über die Pflicht der Wahrhaftigkeit (18.10.1998)	136
(7) Über die Verfehlungen gegen die Wahrhaftigkeit (25.10.1998)	138
(8) Über die Pflicht zur Treue (01.11.1998)	141
(9) Über die dem Nächsten geschuldete Ehre (08.11.1998)	144
(10) Über das Recht und die Pflicht zur Notwehr (15.11.1998)	147
(11) Über unzulässige Eingriffe in das leibliche Leben des Nächsten (29.11.1998)	150
(12) Über berechtigte Eingriffe in das leibliche Leben des Nächsten (20.12.1998)	153
<i>Ein Kind ist uns geboren (Weihnachten, 25.12.1998)</i>	<i>156</i>
<i>Wir haben seinen Stern gesehen (Weihnachten, 26.12.1998)</i>	<i>160</i>
<i>Das Kind von Bethlehem (Weihnachten, 27.12.1998)</i>	<i>162</i>
<i>Über den Zeitpunkt der Geburt Jesu (03.01.1999)</i>	<i>164</i>

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen sich selbst (1)

(Über die Pflicht zur Selbstliebe)

04.01.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Als Christen sind wir gelehrt, daß wir Gott und den Nächsten lieben sollen. „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüte und mit allen deinen Kräften! Dies ist das erste und größte Gebot. Ein zweites aber ist diesem gleich: Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst!“ Wir sollen Gott lieben und den Nächsten, aber dürfen wir auch uns selbst lieben? Gibt es auch ein Gebot der Selbstliebe? Oder ist es so, wie Luther und Calvin sagen, daß die Selbstliebe *vitiosus amor* ist, eine lasterhafte Liebe? Die Kirche, in der Wahrheit gebunden, hat immer daran festgehalten, daß der Mensch auch zur Selbstliebe verpflichtet ist. Die Selbstliebe hat einmal eine natürliche Wurzel. Es ist ein Drang im Menschen, es ist eine Naturgegebenheit im Menschen, daß er sich selbst liebt. Er muß sich aus einem von ihm nicht geschaffenen Trieb heraus selbst erhalten und selbst betätigen, er muß für sich selbst sorgen und um sein Wohl bekümmert sein. Die Kirche hat in diesem Naturtrieb immer die Stimme Gottes vernommen. Was Gott in den Menschen hineingelegt hat, das ist ein Naturgesetz, dem der Mensch zu gehorchen hat. Es gibt eine natürliche, berechnigte Selbstliebe.

Aber ist die Selbstliebe auch eine übernatürliche Tugend? Hat die Selbstliebe auch etwas mit der gnadenhaften Erhebung des Menschen zu tun? O ja. Die Selbstliebe ist auch von der übernatürlichen Liebe zu Gott und zum Nächsten umfaßt. Denn wer Gott liebt, liebt ja alles, was zu ihm gehört. Auch ich gehöre zu ihm, also darf und muß ich mich lieben. Ich muß mich lieben wegen Gottes und in Gott. Die übernatürliche Liebe zu Gott und zum Nächsten umfaßt die Selbstliebe, die geordnete, wie wir gleich sehen werden, und die maßvolle Selbstliebe. Es gibt eine natürliche und eine übernatürliche, berechnigte Selbstliebe. Der Gegenstand der natürlichen Selbstliebe ist die natürliche Gottebenbildlichkeit, also unser ganzes Wesen, vor allem unser Geist mit Verstand und Willen; der Gegenstand der übernatürlichen Selbstliebe ist unsere gnadenhafte Erhebung, unser Leben in der heiligmachenden Gnade.

Die Verpflichtung zur Selbstliebe ergibt sich aus dem Wesen des Menschen, aus dem Gebote Gottes und aus der Bedeutung der Selbstliebe. Die Verpflichtung zur Selbstliebe ergibt sich aus dem Wesen des Menschen. Er kann ohne Selbstliebe nicht bestehen. Sein Wesen verlangt nach der Selbstliebe. Er muß sich selbst lieben, wenn er seiner Aufgabe auf Erden gerecht werden will. Der Naturtrieb gehört zum Wesen des Menschen, und so fordert das Wesen des Menschen die geordnete Selbstliebe. Aber auch ein Gebot Gottes existiert, zwar kein unmittelbares, aber ein mittelbares; denn wenn wir gelehrt werden, den Nächsten zu lieben wie uns selbst, dann ist damit indirekt und virtuell auch die Selbstliebe geboten. Man muß aus der Selbstliebe das Maß für die Nächstenliebe entnehmen. Aber das kann man natürlich nur, wenn es eine berechnigte und geordnete Selbstliebe gibt. Auch an anderen Stellen der Heiligen Schrift wird die Selbstliebe wie selbstverständlich vorausgesetzt. Ich erinnere etwa an den Epheserbrief, wo Paulus schreibt: „So sollen die Männer ihre Frauen lieben wie ihren eigenen Leib. Wer seine Frau liebt, liebt sich selbst, denn niemand hat je sein eigenes Fleisch gehaßt, sondern er hegt und pflegt es, so wie Christus die Kirche.“ Die Selbstliebe ist also auch durch die Offenbarung zur Pflicht gemacht.

Sie ist aber auch deswegen notwendig, weil sie eine hohe Bedeutung hat. Die Selbstliebe ist nämlich der Ausgangspunkt für die Nächstenliebe. „Wie kann der einen anderen lieben“, fragt Clemens von

Rom, „der sich selbst nicht liebt?“ Und Augustinus fordert: „Lerne zuerst dich selbst lieben, dann Gott und schließlich den Nächsten!“ Die Selbstliebe ist der Ausgangspunkt der Liebe zum anderen. Wer sich selbst schätzt, wer sich selbst wohlwill, wer sich selbst wohltut - und das ist der Inhalt der Selbstliebe -, der schätzt auch den Nächsten, der will auch dem anderen wohl, der tut auch dem anderen wohl. Die Selbstliebe ist aber auch die Grundlage für die Erfüllung unserer Pflichten. Denn wir erkennen, daß alle Pflichten, die wir haben, von der Selbstliebe gedeckt sind; denn sie dienen dazu, das Ziel, das uns gesetzt ist, zu erreichen. Wenn wir uns selbst lieben, müssen wir die Pflichten, die uns gestellt sind, erfüllen. Die Selbstliebe ist die Grundlage für die Erfüllung unserer Pflichten. Wer sich selbst nicht schätzt, wer sich selbst nicht liebt, dem werden seine Pflichten gleichgültig sein.

Es gibt eine Ordnung der Selbstliebe und ein Maß der Selbstliebe. Die Ordnung der Selbstliebe richtet sich nach der Stufenleiter der Güter. Für den Christen ist klar: Das oberste Ziel der Selbstliebe, das wertvollste Gut ist das Seelenheil. „Gott verloren - alles verloren!“ „Ohne Gott alles Spott.“ „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?“ Also zuoberst steht das Seelenheil, und das ist der Vorteil des katholischen Menschen. Es ist freilich auch sein Handicap. Denn wer das Seelenheil an die oberste Stelle setzt, der kann den irdischen Schätzen nicht soviel Gewicht beimessen wie diesem Wert. Und so sind manchmal die Kinder dieser Welt klüger und kommen weiter in diesem Leben als die Kinder des Lichtes. Ich sehe das mit Schmerzen, denn ich bin ein stark konfessionell bestimmter Katholik. Ich sehe das mit Schmerzen, aber es läßt sich schwer ändern.

Das oberste Ziel ist das Seelenheil des Menschen. Dann kommen die anderen Werte, das Leben, die Gesundheit, die Freiheit, die Ehre und erst zum Schluß die materiellen Güter. Diese Stufenfolge gilt es zu beachten: Leben, Gesundheit, Freiheit, Ehre, materielle Güter. Also nicht die materiellen Güter über die Ehre, über die Freiheit setzen oder gar über die Gesundheit, sondern in dieser Stufenfolge die Werte zu verwirklichen suchen. Die Ordnung der Selbstliebe finden wir, wenn wir Gott über alles und den Nächsten wie uns selbst lieben. Gott über alles lieben heißt, ihm nichts vorziehen, ihm nichts an irdischen Werten vorziehen. Den Nächsten lieben wie sich selbst heißt, das Maß von sich selbst nehmen, sofern wir die richtige Selbstliebe haben. Sie ist ausgedrückt in der goldenen Regel: „Alles, was ihr wollt, daß euch die Menschen tun, das sollt ihr ihnen tun!“ Vorausgesetzt, daß man keine unberechtigten Erwartungen hat, hilft die goldene Regel tatsächlich, das Maß der Nächstenliebe zu bestimmen. Alles, was ihr wollt, daß euch die Menschen tun, das sollt ihr ihnen tun!

Es gibt freilich Gegensätze zur Selbstliebe, an erster Stelle den Selbsthaß. Ja, ist denn das überhaupt möglich, daß jemand sich selbst haßt? Im eigentlichen Sinne nicht; denn selbst der Selbstmörder sucht noch einen Wert zu erringen, wenn er sich umbringt. Er will eben einem vermeintlich schlimmeren Übel entgehen und meint, der Tod, den er sich selbst zufügt, sei ein geringeres Übel, also ein gewisses Gut im Vergleich zu dem größeren Übel. Aber es ist durchaus möglich, daß ein Mensch sich selbst Schaden zufügt, indem er sittlich Minderwertiges anstrebt oder indem er das Niedere dem Höheren vorzieht. „Die Sünde tun, sind Feinde ihrer Seele.“ Das ist ein ganz wichtiges Anliegen unserer Pädagogik, meine lieben Freunde, daß wir begreifen: Der Sünder schadet niemandem mehr als sich selbst. Den größten Schaden fügt er sich selbst zu, und dann erst anderen. Wer Sünde tut, ist ein Feind seiner Seele. Und so sind Gegensätze gegen die Selbstliebe denkbar: Selbstverwünschung, Selbstmord. Gegensätze sind auch das unvernünftige Sichbegeben in Gefahren. Jede Sünde, muß man sagen, ist ein Gegensatz gegen die recht verstandene Selbstliebe.

Ein zweiter Gegensatz gegen die Selbstliebe ist die Trägheit. Denn der Träge scheut die Mühe und die Arbeit, die mit dem Begehen des steilen Weges verbunden ist. Dadurch kommt er nicht zu der berechtigten Vollkommenheit, die Gott an ihm sehen will. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Wir sollen unsere Kräfte ausbilden, wir sollen sie benutzen, wir sollen die Talente nicht brachliegen lassen, wir sollen rastlos tätig sein. Aber der Träge ist bequem und sucht es sich bequem zu machen. Er scheut die Anstrengung und die Mühe und verfehlt sich darum gegen die geordnete Selbstliebe.

Schließlich ist auch noch ein Vergehen gegen die Selbstliebe, wenn man zu wenig oder zu viel tut, zu wenig oder zu viel in der Sorge um das leibliche oder seelische Leben. „Zu viel und zu wenig ist ein Ding“, sagt der Volksmund, und das ist richtig. Wir müssen also das rechte Maß einhalten bei der Sor-

ge für die körperlichen, materiellen Dinge, aber auch bei der Sorge für die geistige Vervollkommnung. Immer im rechten Maß bleiben, das ist das Gebot der Selbstliebe.

Der Heiland hat im Evangelium einmal einen Mann geschildert, der reich geworden war und der deswegen sprach: Was soll ich tun? Ich habe keinen Platz mehr, meine Früchte unterzubringen. Da sagte er sich: So werde ich es machen: Ich will meine Scheuern abbrechen und größere bauen. Dort werde ich alle meine Erzeugnisse und meine Güter unterbringen. Dann werde ich zu meiner Seele sagen: Meine Seele, du hast viele Güter auf manches Jahr bereit liegen. Ruhe dich aus, iß und trink und laß dir's wohl sein. Gott aber sprach zu ihm: „Du Tor! Heute nacht noch wird man deine Seele von dir fordern, und wem wird das gehören, was du aufgespeichert hast?“ Das war eine verkehrte Sorge für die materiellen Dinge, die uns hier vorgeführt wird.

Schließlich ergeben sich aus der Selbstliebe Pflichten, Pflichten für unser leibliches und unser geistiges Leben. Wir sollen unsere von Gott gegebenen Gaben entwickeln und mit ihnen arbeiten. Jede Erfüllung einer Pflicht ist eigentlich von der Selbstliebe diktiert. Die Selbstliebe fordert, daß wir unsere Pflichten genau, pünktlich, nicht schludrig oder nachlässig erledigen. Jede Pflichtlosigkeit steht gegen die Selbstliebe. Wir sollen uns lieben, weil wir nach dem Ebenbild Gottes erschaffen sind, weil unsere Natur noch wunderbarer erneuert ist durch die Gnade. Wir sollen uns lieben, weil wir um teuren Preis erkaufte sind, nicht mit vergänglichem Gold und Silber, sondern mit dem Blute des kostbaren Lammes. Wir sollen uns lieben, weil wir zur ewigen Seligkeit bestimmt sind. „Erkenne, o Christ, deine Würde!“ ruft Papst Leo der Große aus. „Du bist göttlicher Natur teilhaftig geworden und ein Glied am Leibe Christi. Erwinnere dich, daß du den Mächten der Finsternis entrissen und bestimmt bist für die Glorie des ewigen Reiches!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen sich selbst (2)

(Über die Pflichten gegen den Leib)

11.01.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Hochstehende Christen haben die Angewohnheit, ihre Gewissenserforschung vor dem Empfang des Bußsakramentes in der Weise zu gestalten, daß sie sich erstens über die Sünden gegen sich selbst, zweitens über die Sünden gegen den Nächsten und drittens über die Sünden gegen Gott erforschen. Die Reihenfolge kann auch umgekehrt werden, zuerst die Sünden gegen Gott, dann gegen den Nächsten und gegen sich selbst. In jedem Falle ist eine von den drei Erforschungen auf die Sünden gegen sich selbst gerichtet. Denn der Mensch, so haben wir am vergangenen Sonntag erkannt, der Christ hat die Pflicht der Selbstliebe. Diese Pflicht bezieht sich auf Seele und Leib. Heute ist es unsere Aufgabe, von der Verpflichtung des Menschen gegenüber seinem Leib zu sprechen.

Der Leib ist von Gott geschaffen. Was von Gott geschaffen ist, kann nur gut sein; also müssen wir unseren Leib lieben als ein Geschöpf Gottes. Der Leib ist das Organ der Seele. Die Seele bedient sich seiner. Der Leib dient der Seele als Werkzeug und Ausdrucksmittel. Die Seele ist *forma corporis*, wie die Philosophie uns lehrt. Das heißt: Die Seele ist das belebende und leitende Prinzip des Körpers. Also muß der Körper ein möglichst geeignetes Werkzeug für die Seele sein. Also müssen wir ihn zu einem geeigneten Werkzeug der Seele machen durch Askese, durch Zügelung des sinnlichen Begehrens, durch Übung und Training. Der Leib ist aber auch ein Tempel des Heiligen Geistes. Er ist geweiht durch die Sakramente. Im Leibe empfangen wir unseren Herrn und Heiland im heiligsten Sakrament der Eucharistie. Also ist der Leib in das Heilsgeschehen hineingezogen. Der Leib ist wahrhaftig beteiligt an unserer übernatürlichen Berufung und bestimmt zur jenseitigen Seligkeit.

Wenn der Leib eine so hohe Stellung im Plane Gottes hat, muß er auch vom Menschen entsprechend geschätzt werden. Wir müssen den Leib als Gabe Gottes und als Werkzeug unseres seelischen Lebens und als berufen zur Seligkeit hochschätzen. Die Mißachtung des Leibes, wie sie beispielsweise bei den Manichäern üblich war, oder die Bezeichnung des Leibes als Kerker der Seele, wie sie im Platonismus üblich war, ist keine christliche Anschauung. Der Leib ist das Werkzeug und Organ der Seele und als solcher Gott wohlgefällig. Der Leib dient uns als Mittel zur Vorbereitung auf die Seligkeit. Wir wirken unser Heil - oder unser Unheil - im Leibe. Der Leib ist uns gegeben, damit wir die Aussaat auf dieser Erde betreiben, damit wir am Wettkampf teilnehmen, der uns zum Himmel führen soll, damit wir als tüchtige Arbeiter im Weinberg Gottes erfunden werden, damit wir ihn zur Verherrlichung Gottes benutzen. „Verherrlicht Gott in eurem Leibe!“

Auch das Leiden ist gottgewollt, das Leiden des Leibes ist gottgewollt. Die Leiden haben verschiedene Aufgaben. Sie können Strafe für die Sünden sein. Leiden können zur Bestrafung von Sünden dienen. Häufig können wir ziemlich genau angeben, welche Sünden es sind, die durch Leiden des Leibes bestraft werden. Nicht immer freilich sind Leiden des Leibes Bestrafung für begangene Sünden. Die Leiden des Leibes können auch zur Erprobung und Bewährung dienen. Gott sendet denen, die ihm etwas wert sind, Leiden, damit sie als ihm treu und ergeben befunden werden. Die Leiden, die uns Gott schickt, sollen unsere Geduld vermehren und unsere Ergebung in Gottes Willen. Wir sollen sie verstehen als Teilnahme an den Bedrängnissen Christi.

Die Leiden des Leibes verleiten manchen Menschen, sich den Tod zu wünschen. Das ungeordnete Verlangen nach dem Tode aus Überdruß an den Mühsalen des Lebens ist nicht recht. Aber es gibt

eine Sehnsucht nach dem Tode, die Gottes Willen entsprechend ist, die Paulus im Philipperbrief mit den Worten ausdrückt: „Ich wünsche aufgelöst und bei Christus zu sein.“ Dieses Verlangen nach dem Tode als dem Anfang der Gemeinschaft mit Christus ist zulässig. Wenn es in Ergebung gegen den Willen Gottes geschieht, dürfen wir uns wünschen, aufgelöst zu werden und bei Christus zu sein.

Wegen der hohen Bedeutung des Leibes und des Leibeslebens dürfen wir alle Gebrauchsgüter, die Gott geschaffen hat, benutzen. Es ist von der Kirche wiederholt abgewiesen worden, bestimmte irdische Werte als Unwerte auszugeben. Im ersten Brief an Timotheus schreibt Paulus: „Der Geist sagt es deutlich, daß in den späteren Zeiten einige vom Glauben abfallen und Geistern der Verführung und Teufelslehre Gehör schenken werden. Diese reden in Lüge und Heuchelei und haben das Brandmal an ihrem eigenen Gewissen. Sie verbieten die Ehe, verlangen Enthaltung von Speisen, die Gott geschaffen hat, damit die Gläubigen und alle, welche die Wahrheit erkannt haben, mit Dank sie genießen sollen. Denn alles, was Gott geschaffen hat, ist gut und nichts verwerflich, was man mit Dank genießt. Es wird ja geheiligt durch Gottes Wort und Gebet.“ Also Abwehr der Ansicht der Enkratiten und anderer Sekten, welche die Ehe verbieten oder welche den Menschen bestimmte Speisen versagen. Das ist keine christliche Auffassung. Der Christ darf alle Gebrauchsgüter - freilich in geordneter Weise - besitzen und genießen. Deswegen ist auch die verpflichtend erhobene Forderung nach Vegetarismus, also Enthaltung von Fleischspeisen, keine christliche Forderung. Der einzelne kann so leben; es ist ihm unbenommen. Aber es als allgemeine Forderung aufzustellen, ist nicht berechtigt. Ja, es ist nicht einmal berechtigt, von einem jeden totale Abstinenz von alkoholischen Getränken zu verlangen. Für den einzelnen kann eine Pflicht bestehen, wenn er erkennt, daß er sich dadurch zugrunderichtet. Aber allgemein alkoholische Getränke verbieten zu wollen, ist nicht christlich. Denn auch der Wein ist von Gott geschaffen und kann des Menschen Herz erfreuen.

Die Pflichten gegenüber dem Leib verteilen sich auf verschiedene Gebiete, nämlich Nahrung, Kleidung und Wohnung. Der Mensch muß den Leib nähren, ja er muß ihn gesund und kräftig erhalten. Das Maß der Speisen und die Qualität der Speisen richten sich nach verschiedenen Gesichtspunkten. Man muß soziale und individuelle Gesichtspunkte beachten, wenn man Maß und Art der Speisen bestimmen will. Man muß also auch Rücksicht nehmen auf die Umwelt. Man darf nicht essen und trinken und zechen, als ob es keine anderen Menschen gäbe, die in Dürftigkeit und Armut und Not leben. Man muß Rücksicht nehmen auf die bedürftigen Menschen in unserem Kulturkreis, aber auch in anderen Kulturkreisen. Sodann ist zu beachten, daß das individuelle Maß und die individuelle Art der Speisen sich nach dem einzelnen richtet, je nach seiner Arbeit. Die Älteren von uns erinnern sich, daß es im Kriege Lebensmittelkarten für Normalverbraucher gab, aber auch für Schwerarbeiter und Schwerstarbeiter. In dieser Staffelung wurden den einzelnen Lebensmittel zugeteilt, durchaus berechtigt. Wir können daraus lernen, daß wir das Maß und die Art der Speisen, die wir uns zuführen, nach unserer Beschäftigung, nach unserer Betätigung, nach unserer Arbeit zu bemessen haben. Das Maß der Speisen ist vor allem deswegen wichtig, weil das sinnliche Begehren des Menschen leicht zum Übermaß neigt. Infolge unserer verkehrten Neigungen ist der Mensch in Gefahr, daß er beim Essen oder beim Trinken das gottgewollte Maß überschreitet. Der Apostel Paulus mahnt davor, sich Schwelgereien und Trinkgelagen zu übergeben. „Lasset uns ehrbar wandeln wie am Tage, nicht in Schwelgereien und Trinkgelagen!“ Um das Übermaß zu vermeiden, gibt es verschiedene Mittel. Ein Mittel ist, daß man beim Essen betet. Das Bittgebet vor dem Essen und das Dankgebet nach dem Essen sind wichtige Mittel, um eine geordnete Nahrungsaufnahme zu gewährleisten; denn wer Gott anruft beim Essen und Trinken, der wird auch nach Gottes Willen die Speisen zu sich nehmen. Ein weiteres Mittel, um Maß zu halten in Speise und Trank, ist die freiwillige Enthaltensamkeit. Meine lieben Freunde, man darf sich nicht alles Erlaubte gestatten, wenn man das Unerlaubte meiden will. Man muß sich im Erlaubten Abbruch tun, um dem Unerlaubten wirksam begegnen zu können. Also nicht immer, aber immer wieder auch sich Abbruch tun, auf etwas verzichten, etwas weniger nehmen als man nehmen könnte und nehmen möchte, um auf diese Weise die Herrschaft des Geistes über das Animalische in uns zu befestigen.

Als ich Student im Priesterseminar in München war, sagte uns einmal der Regens ein Wort, das ich nie vergessen habe: „Man ist nicht nur auf einem Gebiet unenthaltensam.“ O, ein wahres, ein klu-

ges Wort! Wer sich auf einem Gebiet nicht beherrscht, bei dem besteht die Gefahr, daß er sich auch auf anderen Gebieten nicht zusammenehmen kann. Man muß sich auf allen Gebieten beherrschen, damit man auf allen Gebieten das rechte Maß einhält. Die Unmäßigkeit kann eine schwere Sünde sein, denn sie ist eine Wurzelsünde, und die Mäßigkeit ist eine Haupttugend, eine Kardinaltugend. Wir wissen, was aus Unmaß im Essen und Trinken für Schäden entstehen, gesundheitliche Schäden, Ärger bei anderen, Streit, Eifersucht, geschlechtliche Ausschweifung. Das sind die Folgen des Übermaßes beim Essen und Trinken. Deswegen also den Leib in das rechte Maß zwingen und ihm nicht mehr gestatten, als der Geist verantworten kann. Hierher gehört selbstverständlich auch das Vermeiden von Drogen. Heute suchen viele Menschen, vor allem junge Menschen Vergessen, Betäubung, Gehobenheit im Genuß von Drogen. Die Wurzel dieses Suchens ist der Verlust Gottes. Wer Gott verloren hat, dem ist auch die Freude entschwunden. Wer Gott nicht mehr besitzt, der muß sich in künstlicher Weise stimulieren, um zu einer Scheinfreude zu gelangen. Wer Gott nicht sucht, verfällt der Sucht.

Die zweite Aufgabe gegenüber dem Leib ist die Kleidung. Der Leib muß ja geschützt werden. Die Kleidung hat eine dreifache Funktion: eine Schutzfunktion, eine Ausdrucksfunktion und eine Sozialfunktion. Am offenkundigsten ist die Schutzfunktion. Wir schützen uns gegen Hitze und Kälte durch die Kleidung; das ist die biologische Schutzfunktion. Selbstverständlich umgreift die Schutzfunktion auch das sittliche Gebiet. Die Kleidung dient auch zum Schutze der Sittlichkeit; denn eine aufreizende Kleidung kann sündhaft sein. Wir machen uns schuldig an Sünden anderer, an fremden Sünden, wenn wir eine solche Kleidung tragen, und ich glaube nicht, daß, was man so oft hört, richtig ist: Die Menschen haben sich daran gewöhnt. Haben sie sich vielleicht auch daran gewöhnt, sinnliche und unkeusche Gedanken zu haben? Man kann sich an alles gewöhnen, auch an das Böse. Eine aufreizende Kleidung bleibt eine Gefahr. Man mag die Kirche kritisieren, wenn sie dagegen ihre Stimme erhebt. Die Kritik ist kein Maßstab für sittliches Verhalten, wenn Gottes Gebot dagegensteht.

Die zweite Funktion der Kleidung ist die ethisch-ästhetische Ausdrucksfunktion. Die Kleidung soll etwas ausdrücken. Sie soll eine bestimmte Haltung ausdrücken. Aus der Kleidung kann man ablesen, wie einer ist. Die Kleidung spricht über den Menschen, und wir alle wissen, daß wir lieber mit einem sauber und ordentlich gekleideten Menschen umgehen als mit einem zerlumpten und vernachlässigten Menschen. Die geordnete, auch schöne Kleidung erleichtert den Umgang zwischen den Menschen, vermehrt die Annehmlichkeiten des Lebens. Deswegen ist auch die Mode keineswegs zu beanstanden, solange sie nicht der Unsittlichkeit Vorschub leistet. Der Wechsel der Kleidung in einem bestimmten, angemessenen Rhythmus kann durchaus ein Dienst an der Ausdrucksfunktion der Kleidung sein.

Schließlich hat die Kleidung eine Sozialfunktion, d.h. sie soll etwas aussagen über die Stellung eines Menschen in der Gesellschaft. In der vergangenen Woche war in der Mainzer Zeitung ein Interview zu lesen mit dem Ausbildungsleiter für die Stewardessen in Frankfurt. Er hob auch die Bedeutung der Kleidung der Stewardessen hervor, die er als Uniform bezeichnete. Er sagte: Wenn die Stewardessen diese Kleidung anlegen, dann müssen sie ihre Person in den Hintergrund stellen. O, wie weise! Die Uniform oder die Amtskleidung hat ihre Bedeutung. Sie gibt dem Träger eine erhöhte Verantwortung, und sie macht die anderen Menschen auf diesen Verantwortungsträger aufmerksam. Deswegen ist die priesterliche Kleidung keine *quantité négligeable*. Die priesterliche Kleidung ist der Ausdruck des gottgeweihten Wesens dieses Mannes. Sie ist auch ein Hinweis auf die himmlische Herrlichkeit, die zu verkünden er gesandt ist. Sie macht die Menschen aufmerksam auf Gott. Sie erinnert an die Kirche, und man kann immer wieder erleben, daß man, wenn man geistliche Kleidung trägt, von Menschen angesprochen wird, die eine religiöse oder kirchliche Frage bewegt. Diese dreifache Funktion der Kleidung zeigt uns, daß wir eine Pflicht der Selbstliebe erfüllen, wenn wir uns sauber, ordentlich, womöglich auch vornehm und schön kleiden.

Schließlich eine dritte Pflicht der Selbstliebe, nämlich die Wohnung. Wir Heimatvertriebenen wissen, was es heißt, kein Heim zu haben. Wir wissen, was es bedeutet, wenn man seine Wohnung verlassen muß mit einem Bündel in der Hand, um in eine ungewisse Ferne abgeschoben zu werden. Heimatlos und heimlos zu sein, ist ein furchtbares Schicksal. Wir wissen auch, wie es Menschen

trifft, wenn sie durch Naturkatastrophen ihr Heim verlieren, wie etwa die Bewohner Umbriens. Sie hausen jetzt in Containern, weil ihre Häuser zerstört sind. Wir denken auch an die Obdachlosen, die wahrhaftig kein Dach über ihrem Haupt haben und in Scheunen oder unter Brücken nächtigen und auf diese Weise ein kümmerliches Leben fristen. Diese Beispiele können uns zeigen, wie bedeutsam das Heim ist. Es ist nicht nur eine Stätte für Wohnen und Schlafen, es ist Heimat. Ein Heim ist eine Heimat, und es soll dieses Heim so schön wie möglich gestaltet werden, daß wir uns heimisch fühlen; denn wenn einer sich daheim nicht wohlfühlt, dann geht er ins Wirtshaus oder an andere Stätten der Vergnügung, um sich dort einen Scheingenuß zu verschaffen. Die Kirche hat nach dem Kriege, als die Wohnungsnot so groß war, das schöne Wort geprägt: „Wohnbau ist Dombau.“ O, wahrhaftig: Den Menschen ein Heim zu verschaffen, ein menschenwürdiges, ein familiengerechtes Heim, ist von äußerster Bedeutung für Kirche und Staat, für das soziale und für das sittliche Leben. Die Wohnungsnot, die ja in Deutschland zum größten Teil überwunden ist, hat viele, viele sittliche Schäden im Gefolge. Die Menschen, die eng gedrängt zusammen hausen, kommen unweigerlich miteinander fortwährend in Streit. Die sittlichen Bedingungen des Zusammenlebens sind gefährdet, wenn Erwachsene und Kinder in einem Raum zusammenleben müssen. Das Schlafgängerwesen, das die Älteren von uns vielleicht noch kennen, war eine wahre Volksseuche in den Großstädten Deutschlands. Deswegen ist es berechtigt, ja man ist verpflichtet, für ein menschenwürdiges und ein familiengerechtes Heim zu sorgen. Das ist eine Pflicht der Selbstliebe.

Meine lieben Freunde, die Kirche ist kein Feind der Zivilisation oder der Kultur. Sie begrüßt jeden echten Fortschritt auf diesen beiden Gebieten, und sie fördert ihn mit allen Kräften. Denn die Kirche weiß, daß, um mit dem Apostel Paulus zu sprechen, „alles euer ist, ihr aber Christi seid, Christus aber Gottes ist“.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen sich selbst (3)

(Über die Pflicht zur Erhaltung der Gesundheit)

18.01.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, die Pflichten zu betrachten, welche der Mensch gegen sich selbst hat. Er ist ja durch das Gebot der Selbstliebe gehalten, an sein eigenes Wohl und Wehe zu denken. Der Leib ist dem Menschen übergeben, damit er in ihm sein Heil wirke. So ist auch der Leib eine große Gabe Gottes und entsprechend zu schätzen.

Der Leib ist nur für eine begrenzte Tätigkeit geschaffen. Auch der Geist ermüdet. Es gibt eine Erschöpfung von Leib und Geist. Daraus resultiert die Pflicht, dem Leib und dem Geist Erholung zu gewähren. Die Selbstliebe verpflichtet uns, Erholung zu suchen. Für die Erholung gelten bestimmte Grundsätze. Einmal muß die Erholung immer dem Sittengesetz entsprechen; es gibt keine Ferien von Gott. Sodann muß die Erholung nach Maß und Art den entsprechenden Bedürfnissen von Leib und Geist angemessen sein. Es muß also eine gewisse Mitte gefunden werden zwischen übertriebener Härte und Bequemlichkeit für den Leib oder zwischen Ausgelassenheit, Vergnügungssucht und Verdrießlichkeit. Die Erholung hat ihre Zeit. Unsere Vorfahren sprachen mit Recht vom „Feierabend“. Es gibt eben eine Stunde am Tage, wo man die Hände ruhen läßt und feiert, d.h. die Arbeit dahinter läßt.

Der Sonntag ist der Tag der Erholung. Jawohl, dafür hat Gott, der ein sozialer Gott ist, ihn eingesetzt, daß wir ihn ehren, aber auch, daß wir uns erholen. Es gibt sodann seit einiger Zeit - das war nicht immer so - den Urlaub. Meine lieben Christen, im Jahre 1931 betrug der Urlaub in Deutschland 4 Tage, heute sind es 30 Arbeitstage. Man sieht, was sich da für ein sozialer Wandel zugetragen hat. In jedem Falle gibt es Zeiten, in denen wir Erholung suchen dürfen.

Die Mittel der Erholung sind mannigfaltig. Man denke etwa an Spiele. Jawohl, harmlose Spiele, sei es auf dem Tisch oder zu Hause oder im Freien, können der Erholung dienen. Aber wie alles, was der Mensch anfaßt, auch dem Mißbrauch offen ist, so ist es auch bei den Spielen der Fall. Glücksspiele können zur Leidenschaft werden oder zum Verdruß zwischen den Spielern führen. Da heißt es auf der Wacht zu sein. Der Tanz ist ein Mittel der Erholung. Die Kirche hat den Tanz niemals ganz verworfen. Sie hat immer gesagt, er muß nur an sich, nach den Umständen und nach der Individualität ohne Gefahr zur Sünde sein. Der Tanz ist an sich ohne Gefahr zur Sünde, wenn die Tänze nicht sinnlich aufreizend sind. Sie wissen vielleicht, daß es heute Tänze gibt, die sich nicht sehr von einem in der Öffentlichkeit vorgenommenen Geschlechtsakt unterscheiden. Sodann muß der Tanz in einer Umgebung gehalten werden, müssen die Umstände des Tanzes einwandfrei sein. Heiße Musik in einer Disco, mit Gedränge und unter dem Genuß von Alkohol ist kaum geeignet, einen sittlich einwandfreien Tanz zu fördern. Und schließlich muß jeder sich selbst kennen und auf sich selbst achten, ob er nicht wegen seiner gesteigerten Erregbarkeit verpflichtet ist, den Tanz oder bestimmte Tänze zu meiden.

Reine und ungetrübte Erholung vermag die Natur zu vermitteln. Das Wandern oder Reisen, die Beobachtung von Gesteinen, Pflanzen und Tieren können wirkliche Quellen der Erholung sein. Die Natur ist vielleicht eine der schönsten und reinsten Quellen der Erholung.

Dazu tritt die Kunst. Die Kunst ist ein wichtiges Mittel der Erholung. Gewiß geht sie über die Erholung hinaus; sie hat ja auch einen Bildungszweck. Sie soll erheben, sie soll reinigen, sie soll veredeln. Aber die Kunst ist auch zum Vergnügen, zur Erholung geschaffen. Voraussetzung dafür ist freilich,

daß sie sittlich ist. Die Kunst untersteht dem Sittengesetz. Es ist nicht richtig, daß man den Grundsatz aufstellt: „L'art pour l'art“. Nein, die Kunst ist nicht nur für die Kunst da, die Kunst ist für die Menschen da, und Menschen sind an die Sittlichkeit gebunden, und deswegen muß die Kunst sittlich sein, wenn anders sie vor Gott bestehen will. Das Formalobjekt der Kunst ist das Schöne. Schön ist das, was Klarheit und Harmonie in sich trägt. Wie kann aber eine Kunst harmonisch sein, der das sittliche Element fehlt? Die Künste, die wir zur Erholung gebrauchen können, sind mannigfaltig. Es wird wenige Menschen geben, die nicht Freunde der Musik sind. Tatsächlich vermag die Musik nicht nur Erholung zu gewähren, sie vermag auch zu erheben. Denken wir an die großen deutschen Komponisten Bach, Beethoven, Brahms, Bruckner. Diese vier B, wie man sagt, sind wahrlich eine Quelle der Erholung und der Erhebung. Auch hier freilich gibt es Musik, die wenig Erholungswert besitzt und auch Tiefen im Menschen aufrührt, die besser unaufgerührt blieben. Heiße Musik, Musik, die die Menschen aufpeitscht und aufrührt, besitzt nicht nur keinen Erholungswert, sondern ist sogar eine sittliche Gefahr.

Literatur kann erholen. Wir wissen, daß unser großer Staatsmann Konrad Adenauer gern des Abends oder wenn er in der Nacht nicht schlafen konnte einen Kriminalroman las. Er wollte sich damit entspannen und erholen. Und tatsächlich sind entgegen einer weitverbreiteten Meinung Kriminalromane häufig Quellen sittlicher Erhebung, weil nämlich gewöhnlich das Gute siegt. Ich erinnere Sie etwa an die Romane von Gilbert K. Chesterton, dem großen englischen Romancier. Gute Literatur - Hans Carossa, Werner Bergengruen, Gertrud von Le Fort, Gertrud Langgässer und andere - besitzt Erholungswert. Aber wir dürfen uns auch nicht von der Literatur hinabziehen lassen. Es gibt eine Schundliteratur, es gibt eine Schmutzliteratur, es gibt gefährliche und niederziehende Werke der Literatur, die wir besser meiden.

Erholung kann man weiter finden im Theater. Das Theater soll Kunstgenuß vermitteln, soll auch bilden, aber es besitzt auch Vergnügungs- und Erholungswert. Und wahrhaftig, es gibt viel Theater, das den Menschen sittlich erheben kann, das ihn wahrhaft über seine Untiefen hinwegheben kann, das auch Entspannung und Erholung bringt. Auch hier freilich lauern Gefahren. Gerade im Musiktheater sind die Libretti, also die Textbücher, häufig sittlich minderwertig. Selbst ein solches Genie wie Mozart hat Texte vertont, die kaum als hochstehend bezeichnet werden können. Denken Sie an „Cosi fan tutte“. Es gibt aber auch eine ganze Reihe von schlüpfrigen Operetten, etwa von Jaques Offenbach und anderen, die zwar ihren Erholungswert haben, aber wegen ihrer sittlichen Seichtheit eine gewisse Gefahr in sich schließen. Auch das Kino besitzt Bildungs- und Erholungswert. Es ist eine gewisse Magie um diese Kultstätte Kino. Man ist im Gemeinschaftserlebnis irgendwie geborgen, und man wird natürlich auch angeregt, manchmal auch aufgeregt. Das Kino muß auch dem Sittengesetz gehorchen. Leider tut es das nicht immer. Es gibt ergreifende, ja erschütternde Filme. Denken Sie etwa an den großen Film, der nach Motiven von Heinrich Mann gedreht wurde: „Der blaue Engel“, ein erschütterndes Dokument, wie sich ein von Leidenschaft ergriffener Gymnasiallehrer seinen eigenen Untergang bereitet. Es gibt auch herrliche, freudevolle Filme. Ich denke etwa an „Der Gauner und der liebe Gott“, den Axel von Ambesser, dieser große Münchener Meister, hat drehen lassen. Daran darf man sich erfreuen, daran soll man sich erfreuen; aber Hände weg von jenen Produkten, die die Leidenschaft aufregen, die den Ehebruch verherrlichen, die die Sinnlichkeit befördern.

Das Erholungsmedium Nummer 1 ist in unserer Gegenwart das Fernsehen. Selbstverständlich kann das Fernsehen eine Rolle bei der Erholung spielen. Aber auch das Fernsehen steht unter dem Gesetz, Autorität, Gemeinwohl und Sittlichkeit nicht untergraben zu dürfen. Jeder Deutsche verbringt täglich - im Durchschnitt - drei Stunden vor dem Fernseher. Das heißt, da viele überhaupt nicht fernsehen oder wenig, daß manche nicht drei, sondern sechs oder sieben Stunden täglich vor dem Fernseher verbringen, manche die ganze Nacht. Dieser ungezügelter Fernsehkonsum ist in sich schon ein Fehler, ist auch ein klarer Gegensatz zur Erholung. Außerdem wird vieles aufgenommen, was den Menschen herniederzieht. Hier lauert eine ganz große Gefahr. Das Fernsehen als Medium liefert den meisten Menschen die Maximen, nach denen sie leben. Was sie im Fernsehen gesehen haben, das, so meinen sie, könnten sie nachmachen. Und darin ist eine ungeheure Gefahr beschlossen. Wir müssen uns zum Fernsehen erziehen; wir brauchen eine Askese des Fernsehkonsums. Wir müssen vor allem

die Kinder davon überzeugen, daß sie sich nichts Gutes tun, wenn sie hemmungslos und ohne Unterschied vor dem Fernsehapparat hocken.

Erholung ist notwendig, weil Körper und Geist nur zu begrenzter Betätigung geschaffen sind. Der Mensch ist aber aufgrund seiner Pflicht gegenüber dem Leib auch verpflichtet, einen kranken Leib wieder gesundmachen zu lassen. Er hat die Pflicht zur Wiederherstellung der Gesundheit. Diese Pflicht schließt viele Einzelpflichten in sich, etwa sich einer bestimmten Behandlung zu unterziehen, ja eine Operation auf sich zu nehmen, wenn immer Gewähr besteht, daß dadurch der Gesundheit gedient wird. Man kann nicht sagen: Ich vertraue auf die Vorsehung. Das tun wir alle. Aber das Vertrauen auf die Vorsehung schließt die Pflicht gegen den Leib, die uns selbst obliegt, nicht aus. Erst müssen wir das Unsere getan haben, ehe wir auf Gottes Vorsehung vertrauen dürfen.

Schließlich gehört auch zur Leibespflge und zu den Pflichten gegenüber dem Leib die Frage: Dürfen wir uns Luxus erlauben? Ist der Luxus sittlich einwandfrei oder nicht? Was ist Luxus? Luxus ist ein Mehraufwand, der das gewöhnliche und angemessene Maß überschreitet. Hier wird also über die gewöhnlichen und angemessenen Aufwendungen Mehraufwand geübt. Der Luxus ist von der Kirche niemals in Bausch und Bogen verworfen worden. Die Kirchenväter hatten sich ja schon in der Zeit der römischen Kaiser mit dem Luxus zu beschäftigen, und sie haben die Prinzipien entwickelt, die für den Umgang mit dem Luxus gelten. Der Luxus ist erlaubt unter normalen Verhältnissen, aus berechtigten Motiven und wenn gleichzeitig volkswirtschaftliche und soziale Interessen gefördert werden. Unter normalen Verhältnissen! Wenn eine allgemeine Not herrscht, ist der Luxus nicht mehr gestattet. Aus gerechten, aus vernünftigen Motiven muß der Luxus betrieben werden, also etwa, um sich selbst angenehm in die Gesellschaft einzubringen. Das gehört durchaus zu den Pflichten, die wir gegenüber den anderen haben, daß wir uns nicht nur sauber, sondern auch gefällig darstellen und infolgedessen auch Schmuck und schöne Gewänder anlegen dürfen. Der Luxus hat auch eine wichtige volkswirtschaftliche Seite. Eine ganze Industrie lebt vom Luxus. Denken Sie etwa an Silber- und Goldschmiede, oder denken Sie an die Textilindustrie! Diese Industrien werden durch den Luxus, durch den recht betriebenen, vernünftigen Luxus gefördert. Wenn dagegen die Motive schlecht sind (weil man eitel ist, weil man sich zeigen will), oder wenn die Umstände es verbieten, weil die Verhältnisse eben nicht danach sind, daß man jetzt noch Luxus treiben darf, dann muß der Luxus unterbleiben. Verbotener Luxus kann nicht nur der Reiche treiben, auch der Arme, wenn er nämlich Anschaffungen macht, die unvernünftig sind, die überflüssig sind, die von seinem Einkommen und seinem Standort in der Gesellschaft nicht zu verantworten sind.

Schließlich gehört noch zu den Pflichten gegenüber dem Leib die Frage: Wie stehen uns zu den Tieren? Die Tiere sind keine Personen; die Tiere haben keine Rechte. Sie sind dem Menschen übergeben. „In usum hominis ordinantur“, schreibt der heilige Thomas, sie sind zum Gebrauch der Menschen hingeeordnet. Aber freilich darf der Gebrauch kein willkürlicher sein. Wir müssen die Tiere mit Schonung behandeln, und wir müssen ein Mitgefühl mit ihnen haben; denn wir wissen, die Tiere haben Empfindungen. Deswegen ist alles zu vermeiden, was als Tierquälerei angesehen werden könnte. Tierquälerei üben heißt ein Tier ohne Zweck oder über den notwendigen Zweck hinaus quälen. Tiere dürfen zu Versuchen medizinischer Art verwendet werden. Die Vivisektion, also das Arbeiten am lebendigen Tier, ist zulässig, wenn anders die medizinische Forschung, der medizinische Fortschritt sie unerläßlich macht. Man kann sich auch in anderer Weise gegen die schuldige Tierliebe verfehlen, nämlich durch übertriebene Fürsorge, durch sentimentale Zärtlichkeit, durch luxuriöse Pflge. Auch das ist ein Verstoß gegenüber den Pflichten, die wir Gott gegenüber, zum Tiere hingewandt haben.

Das waren wesentliche Pflichten, meine lieben Freunde, die sich aus dem Gebot der Selbstliebe, speziell gegenüber dem Leib, ergeben. Niemand hat diese Pflichten besser zusammengefaßt als der Apostel, wenn er sagt: „Verherrlicht Gott in eurem Leibe!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen sich selbst (4)

(Über die Pflicht zur Erhaltung des eigenen Lebens)

25.01.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Als ich ein Knabe von etwa 10 Jahren war, wurde eines Tages die Mutter eilig von einer Frau, die im dritten Stock unseres Hauses wohnte, zu sich gebeten. Die Mutter ging hinauf und fand den Gatten dieser Frau tot in der Wohnung, getötet durch Leuchtgas. Er hatte Selbstmord begangen. Der Selbstmord ist die freiwillige, eigenmächtige und absichtliche Vernichtung des eigenen Lebens. Der Selbstmord ist außerordentlich häufig. Wir rechnen in der Bundesrepublik mit jährlich 13.000 Selbstmorden. Die höchste Selbstmordrate unter allen Ländern der Erde hat Österreich; danach folgen Ungarn, die Tschechoslowakei, Schweden und an fünfter Stelle Deutschland. Außerordentlich selten ist der Selbstmord in Mexiko, in Irland und in Griechenland. Selbstmordversuche sind weit häufiger als Selbstmorde. Wir rechnen in Deutschland im Jahr mit mehreren hunderttausend Selbstmordversuchen. Selbstmordgedanken sind wiederum noch weit häufiger. Es wird wenige Menschen geben, die im Leben nicht einmal von dem Gedanken überfallen wurden: Wie schön wäre es, wenn ich jetzt sterben könnte! Oder: Soll ich nicht selbst meinem Leben ein Ende setzen? Am Freitag dieser Woche besuchte mich ein Priester, der nach 27 Jahren segensreicher Tätigkeit in einem Krankenhaus zwangsweise in den Ruhestand versetzt wurde, weil er mit einem Pastoralreferenten nicht klarkam. Er sagte: „Ich habe Selbstmordgedanken.“

Wie kommen die Menschen zum Selbstmord? Welche Motive veranlassen sie, ihrem Leben selbst ein Ende zu setzen? Es sind vor allem vier Motivkreise, welche Menschen veranlassen, sich das Leben zu nehmen.

Erstens: Die einen sind der Meinung, daß ein unüberwindlicher Widerspruch zwischen ihrer Lebenserwartung, ihrem Lebensanspruch und der Wirklichkeit besteht. Sie halten die Kluft zwischen dem, was sie vom Leben erwarten, und dem, was ihnen im Leben begegnet, für unüberwindbar und greifen deswegen zum Selbstmord. Ein solcher Fall dürfte wohl der des Ministerpräsidenten von Schleswig-Holstein, Uwe Barschel, gewesen sein. Er stürzte herab in einem plötzlichen Absturz von der Höhe der Ministerpräsidentenschaft zu einem Angeklagten vor Gericht.

Die zweite Motivkette ist die subjektive oder objektive Meinung, daß das Streben nach Sinn mißlungen ist. Es sind Menschen, die meinen, ihr Sinnstreben sei gescheitert. Einen solchen Selbstmörder wird man Adolf Hitler nennen müssen. Er wollte Deutschland groß machen, freilich mit schwerem Unrecht, und er stand am Ende des Krieges vor einem Trümmerhaufen, nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa, und so setzte er seinem Leben ein Ende.

Eine dritte Motivkette ist der Leidensdruck, unter dem manche Menschen stehen oder den sie für die Zukunft befürchten. Sie halten diesen Leidensdruck für unerträglich, und um ihm zu entgehen, bereiten sie selbst ihrem Leben ein Ende. Als der Kampf in Stalingrad allmählich erlosch, haben sich viele deutsche Soldaten und noch mehr Offiziere selbst getötet. Sie fürchteten die russische Kriegsgefangenschaft mehr als den Tod. Als die Rote Armee im Jahre 1945 das Städtchen Demmin in Pommern besetzte, haben sich vor und nach dem Einmarsch tausend Menschen selbst den Tod gegeben aus Furcht vor den Gewalttaten oder aus unüberwindlicher Trauer über das, was ihnen angetan worden war.

Eine vierte Gruppe endlich wählt den Selbstmord als Mittel, um bestimmte Ziele zu erreichen. Sie will durch ihr Selbstopfer auf gewisse Mißstände aufmerksam machen. Dazu wird man den Selbstmord des evangelischen Pfarrers Brüsewitz in der früheren DDR rechnen müssen, der Hand an sich selbst legte, sich selbst verbrannte, um auf die seiner Meinung nach unhaltbare Situation der Christen in der DDR hinzuweisen.

Die christliche Sittenlehre, wie sie die katholische Kirche vorträgt, findet den Selbstmord aus drei Gründen als verwerflich. Der erste Grund ist ein individualethischer. Der Christ spürt einen Drang zum Leben, und dieser Drang zum Leben wird ihm verpflichtend gemacht durch die Selbstliebe. Wer sich also selbst tötet, verfehlt sich gegen das Gebot der Selbstliebe. Der zweite Grund für die Verwerflichkeit des Selbstmordes ist ein sozialetischer. Der Mensch ist verpflichtet gegenüber seiner Gemeinschaft, der Gesellschaft, der Familie. Wenn es jedem gestattet wäre, aus dem Leben zu scheiden, dann könnte man sich drückenden Verpflichtungen entziehen, indem man eben dieses Leben beendet. Der dritte Grund und wohl der entscheidende ist, daß Gott allein Herr über Leben und Tod ist. Er regiert die Welt mit seiner Vorsehung. Er weiß, wann die Stunde schlägt, in der der Mensch von dieser Welt abberufen werden soll. Er ist auch der Eigentümer des Leibes; wir sind nur die Verwalter. Er ist der Richter, und diesem Richter darf sich niemand vorzeitig vorstellen.

Von dem Selbstmord verschieden ist die Selbsttötung. Es kommt vor, daß sich jemand aus Unvorsichtigkeit tötet, etwa beim Hantieren mit elektrischen Geräten. Kein Selbstmord ist es, wenn jemand aus einem brennenden Schiff ins Wasser stürzt und dort zugrunde geht; denn er wollte sich vor dem Brand in Sicherheit bringen. Als Selbsttötung und nicht als Selbstmord muß man es auch bezeichnen, wenn Menschen durch Unmäßigkeit, Leidenschaft, Überanstrengung sich selbst den Tod bereiten. Vor einiger Zeit besuchte ich eine alte Dame, die mit ihrem Sohn zusammenlebte. Der Sohn, Frührentner, saß am Tisch, und vor sich hatte er eine große Flasche Schnaps. Von früh bis abends trank er diese Flasche Schnaps aus. Er sagte zu mir: „Ich brauche nur noch einen Bestatter,“ denn er hatte sich selbst zugrunde gerichtet.

Die Selbstmörder und auch andere Kreise versuchen, den Selbstmord zu rechtfertigen. Man sagt, die Selbstmörder seien geistig krank. Ohne Zweifel. Es geschehen zweifellos Selbstmorde aus geistiger Verwirrung. Wenn ein Kind wegen eines schlechten Schulzeugnisses sich selbst umbringt, wird man annehmen müssen, daß es in einem Zustand hochgradiger Verwirrung gehandelt hat. Aber es gibt auch Fälle, in denen völlig gesunde Menschen planmäßig den Tod vorbereiten und ihn sich zufügen. Der Selbstmord ist nicht immer eine Krankheit. Man sagt weiter, es gäbe ein Recht auf den Tod. Aber woher soll dieses Recht kommen, wenn Gott der Herr über Leben und Tod ist? Es gibt kein Recht auf den Tod. Wieder andere meinen, es sei ein Zeichen sittlicher Größe, wenn man sich selbst den Tod gebe. Aber ist nicht in den meisten Fällen der Selbstmord eine Flucht, eine Desertion, ein Ausweichen vor schwierigen Situationen? Große Gelehrte wie Aristoteles und Augustinus haben in der Regel darin den Grund für Selbstmord gefunden, daß man schwierigen Lebenssituationen entfliehen will. Eine andere Gruppe behauptet, der Selbstmord sei eine Sühne für ein verfehltes Leben. Aber mit dem selbst zugefügten Tode kann man nicht sühnen, sondern sühnen muß man, indem man lebendig ist und Akte der Sühne setzt. Buße und Sühne setzen das Leben voraus.

Diese Versuche, den Selbstmord zu rechtfertigen, werden von der christlichen Sittenlehre ausnahmslos verworfen. Der Mensch ist nicht Herr über sein Leben, er ist nicht einmal unbeschränkter Herr über seinen Leib. Er darf seinen Leib weder verstümmeln, indem er ein Glied unbrauchbar macht oder entfernt, noch darf er ihn schädigen, indem er irgendwelche Akte setzt, die die Gesundheit oder das Leben bedrohen. Ein Glied zu entfernen ist nur gestattet, wenn es gilt, das Ganze zu retten. Wenn die Amputation eines Beines notwendig ist, um den Menschen am Leben zu erhalten, dann darf das Bein amputiert werden. Es ist in den letzten Jahrzehnten vielfach üblich geworden, die Geschlechtsorgane zu entfernen, um auf diesem Gebiete unbeschränkte Freiheit zu besitzen. Die Entmannung oder die Entfernung der weiblichen Geschlechtsorgane ohne genügenden Grund, der in der Gesundheit liegt, ist nicht gestattet. Die Entmannung oder die Sterilisation ist auch kein geeignetes Mittel, um gegen den Trieb anzukämpfen. Der Trieb muß anders überwunden werden als durch Selbstverstümmelung.

Es kann manchmal pflichtmäßig, erlaubt oder unerlaubt sein, das Leben und die Gesundheit zu gefährden. Es ist pflichtmäßig, das Leben und die Gesundheit zu gefährden, wenn höhere Interessen, wenn größere Werte auf dem Spiele stehen. Man darf sein Leben nicht retten wollen, indem man den Glauben verleugnet. Das Martyrium aller unserer großen Martyrer erhebt dagegen Einspruch. Es gibt Berufe, die verpflichten, das Leben einzusetzen. Der Seelsorger, der Arzt, der Polizist, der Feuerwehrmann müssen notfalls unter Lebensgefahr anderen beistehen und andere retten. Es ist erlaubt, das Leben oder die Gesundheit zu gefährden, wenn hohe Werte auf dem Spiele stehen. Es darf zum Beispiel jemand einen gesundheitsbedrohenden Beruf ergreifen, wenn er keine andere Arbeit findet. Im Kriege war es nicht verboten, sich zu einem gefährlichen Stoßtrupp als Freiwilliger zu melden, um anderen Kameraden diese Gefahr zu ersparen. Die Gefährdung des eigenen Lebens ist immer erlaubt, wenn ein genügender Grund dafür vorhanden ist. Unerlaubt ist die Gefährdung erst dann, wenn ungenügende Motive eine bedrohliche Tätigkeit nahelegen. Es könnte sein, daß Profiboxkämpfe in diese Gruppe der unerlaubten Gefährdungen fallen. Wie viele unserer Boxer haben durch solche Kämpfe gesundheitliche Schäden erlitten! Es könnte sein, daß gewisse Wettbewerbe, Rennen, eine Gefahr bedeuten, die nicht mehr zu verantworten ist. Es könnte sein, daß gewisse Schaustellungen, die so pervers gefährlich sind, daß der Tod leicht eintreten kann, vom Sittengesetz verboten sind.

Vor allem aber ist unerlaubt jener Kreis von Verfehlungen, den wir zusammenfassen unter dem Namen Euthanasie. Man darf sich nicht selbst durch Medikamente den Tod geben. Man darf Medikamente einnehmen, um Schmerzen zu lindern, auch wenn dadurch der Tod eher eintritt. Aber Medikamente einnehmen in der einzigen Absicht, dadurch den Tod herbeizuführen, das ist sittlich unerlaubt. Die Euthanasie besteht im wesentlichen in zwei verschiedenen Gruppen von Handlungen, einmal in der Ersetzung eines schmerzvollen, natürlich eintretenden Todes durch einen schmerzlosen, selbst herbeigeführten Tod, und zweitens in der Verkürzung des Lebens. Euthanasie ist nicht nur im Dritten Reich geübt worden, sondern längst vor dem Erscheinen des Nationalsozialismus haben deutsche Ärzte und Professoren die Euthanasie empfohlen, ist sie in anderen Ländern, etwa in Dänemark und in den USA praktiziert worden. Und heute wissen wir, daß Euthanasie in Holland gang und gäbe ist. Bei der Euthanasie unterscheiden wir zwei Gruppen, nämlich einmal die mit Zustimmung des Kranken erfolgende und die ohne seine Zustimmung geschehende. Die letztere ist Mord an einem anderen, die erstere muß man wohl als Selbstmord bezeichnen.

Der Mensch, auch der leidende Mensch, ist nicht wertlos. Das Leiden trägt, am Vorbild unseres Herrn und Heilandes gemessen, Werte in sich. Das geduldig getragene Leiden dient zur Abbüßung von Sünden, soll zur Vorbereitung auf die Ewigkeit dienen und kann anderen ein Beispiel der Geduld und der Ergebung sein. Es gibt kein unnützes Leben. Es gibt kein unbrauchbares Leben. Alles Leben, auch das kranke und das behinderte Leben, besitzt Wert vor Gott. Der Mensch hat keine Vollmacht, dieses Leben zu beenden.

Selbstmord, Selbsttötung, Selbstverstümmelung sind Weisen, wie man sich gegen das Gebot der Selbstliebe verfehlen kann. Wir alle wissen, daß wir gehalten sind, Leben und Gesundheit nach Möglichkeit zu erhalten; daß wir verpflichtet sind, das Erforderliche zur Wiederherstellung einer gefährdeten oder verlorenen Gesundheit zu tun; daß wir vor allem aber kein Recht haben, unser Leben selbst zu beenden, Hand an uns selbst zu legen. Wir haben die Pflicht, Gottes Abruf zu erwarten, die Stunde zu erwarten, in der er spricht: Nun ist es genug. Du hast genug gearbeitet. Lege den Spaten aus der Hand. Jetzt ist die Stunde, da ich dich rufe.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen sich selbst (5)

(Über die Pflicht gegenüber dem Geist)

01.02.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir sprachen von den Pflichten, welche die Selbstliebe uns auferlegt. Zuletzt war von den Pflichten gegenüber dem Leibe die Rede. Es bleibt zu erfragen, welche Pflichten wir gegenüber dem Geist haben. Wir müssen Vernunft und Strebevermögen nach Gottes Willen ausbilden. Wir müssen Vernunft und Willen in jene Entwicklungsphase bringen, die notwendig ist, damit wir unser irdisches und unser höchstes Ziel erreichen. Der Geist bedarf der Bildung. Die Bildung des Geistes, die Bildung der Vernunft, die Bildung des Strebevermögens sind Aufgaben, die sich aus der geordneten Selbstliebe ergeben.

Ich will heute an dieser Stelle nicht von der Bildung des Willens sprechen, denn das haben wir ja ausgiebig getan, als wir von den Leidenschaften sprachen. Eine Hauptaufgabe der Bildung des Willens ist es nämlich, die Leidenschaften zu überwinden, die ungeordneten Leidenschaften. Wir wollen heute von der Bildung der Vernunft sprechen. Die Vernunft muß nach Gottes Willen gebildet werden. Diese Pflicht ergibt sich schon aus der Tatsache, daß der Mensch einen Wissenstrieb hat. Er möchte hinter die Dinge kommen. Es gibt eine geordnete und berechtigte Wißbegierde. Der Schöpfer hat diesen Trieb in den Menschen hineingelegt, und das ist ein Zeichen, daß er nach Gottes Willen entwickelt werden soll. Aus dem Naturtrieb also schon ergibt sich die Pflicht, die Vernunft auszubilden. Die zweite Wurzel dieser Pflicht ist die Idee der christlichen Persönlichkeit. Person ist jeder, der ein Mensch ist, aber eine Persönlichkeit wird man erst, indem man sich als Person ausbildet, d.h. indem man aus der Unmündigkeit zur Mündigkeit kommt, indem man eine sich selbst bestimmende Person wird. Selbst bestimmen kann man aber nur, wenn man über das gehörige Wissen und ein genügendes Urteilsvermögen verfügt. Wir müssen also aus dieser Idee der Persönlichkeit heraus, die uns von Gott gegeben ist, unsere Kenntnisse erweitern und vertiefen, unser Urteilsvermögen, unsere Urteilsfähigkeit ausbilden, damit wir unterscheiden können zwischen wahr und falsch, zwischen gut und böse.

Der Umfang des Wissens, das wir erwerben müssen, ist nicht bei jedem gleich. Ich werde gleich dazu einige Bemerkungen machen. Ein gewisses Allgemeinwissen sollte aber jedem zu eigen sein; eine gewisse Allgemeinbildung sollte ein jeder sich erwerben. Man sollte nicht ein Fachidiot sein, so daß man nur auf seinem Gebiete Bescheid weiß und alle anderen Gebiete des Wissens dahinten stehen läßt. Nein, man sollte sich eine bestimmte Allgemeinbildung erwerben. Nur dann kann man in der Öffentlichkeit mitreden, wenn man nicht nur auf seinem Gebiete etwas weiß, sondern sich auch auf anderen gebildet hat. Das Ideal des gebildeten Menschen ist durchaus ein christliches Ideal. Und dazu gehört eben auch eine gewisse Allgemeinbildung.

Bei der Einzelbildung sind drei Gebiete zu unterscheiden. Erstens das Gebiet der religiösen Bildung. Jeder muß sich das notwendige Heilswissen erwerben. Jeder muß wissen, woher er kommt und wohin er geht. Jeder muß wissen, was seine Aufgabe auf Erden ist und wie er sie zu bewältigen hat. Er muß den Glauben und die Sittenlehre der Kirche kennen. Er muß den Gottesdienst der Kirche verstehen. Wenn ich manchmal höre: „Der Gottesdienst gibt mir nichts“, wenn junge Leute so sagen, dann frage ich mich: Ja, wissen sie überhaupt, was der Gottesdienst ist? Wissen sie, was im Gottesdienst geschieht, und wissen sie, was sie in den Gottesdienst einbringen sollen? Wenn sie es wüßten, würden sie nicht sagen: Der Gottesdienst gibt mir nichts. Man muß sich also religiöses Wissen erwerben. Zuallererst aus dem Katechismus. Das wichtigste Buch, das wir in unserem Leben haben, das uns das ganze Leben begleiten muß, ist der Katechismus. Der katholische Katechismus ist ein entschei-

denes Rüstzeug für unser kirchliches und religiöses Wissen. Die Heilige Schrift steht selbstverständlich an Würde über dem von Menschen entworfenen Katechismus; aber die Heilige Schrift enthält die Glaubenswahrheiten nicht so aufbereitet wie der Katechismus, und im Katechismus ist eben nicht nur die Lehre der Heiligen Schrift enthalten, sondern auch die kirchliche Tradition. Deswegen kann es kein wichtigeres religiöses Buch geben als den katholischen Katechismus. Dieses Buch wurde uns in der Jugend in die Hand gegeben. Was wir als Kinder gelernt haben, muß immer wieder aufgefrischt werden. Der Mensch ist vergeßlich, und wir müssen mit dem Fortschreiten unseres geistigen Vermögens auch unser religiöses Wissen ausweiten. Weiterbildung ist gefordert.

Vor einiger Zeit sprach ich einmal mit einem Herrn, der mir sagte: „Wissen Sie, ich war früher ein Gegner der kirchlichen Lehre von der Empfängnisverhütung. Ich habe jetzt einmal die Enzyklika Pauls VI. ‘Humanae vitae’, gelesen. Was darin steht, ist alles so vernünftig“, sagte er, „das muß man annehmen!“ Die Lektüre dieses wichtigen Dokumentes hat ihm die Augen geöffnet für die Berechtigung des kirchlichen Standpunktes, der ja eben nicht nur ein kirchlicher Standpunkt ist, der vielmehr der Wiederhall des Gebotes Gottes ist. Viele Menschen hassen, was sie nicht kennen. Wenn sie die Lehre der Kirche kennten, wenn sie die Geschichte der Kirche durchforscht hätten, dann würden sie nicht so leichtfertig über Lehre und Geschichte der Kirche sprechen. Das Wort Inquisition ist wieder einmal in aller Munde. „Etwas ganz Schreckliches, etwas Unerträgliches, ein Schandfleck der Kirchengeschichte“, so stand gestern in der Mainzer Zeitung. Meine lieben Freunde, es wird in Mainz kaum jemanden geben, vielleicht niemanden, der so viel Inquisitionsakten gelesen hat wie ich. Und ich kann sagen, die Inquisition war auf weite Strecken ein segensreiches Institut. Sie hat die Scharlatane und die Verbrecher entlarvt, und zwar nicht nur auf dem Gebiete des Glaubensabfalls, sondern auf vielen anderen Sektoren. Zauberer, Falschmünzer, Giftmischer, die kamen vor die Inquisition, und sie sind von ihr untersucht und, wenn nötig, dem weltlichen Arm zur Bestrafung überstellt worden. Daß die Kirche des Mittelalters den Glauben ernstgenommen hat, ernster als er heute genommen wird, das ist keine Frage. Sie hat eben darum diejenigen, die diesen Glauben zerstören wollten, also die Sektierer, auch als die größten Verbrecher angesehen. Die Glaubenseinheit und die Glaubensfestigkeit gingen ihr über alle anderen Werte. Und darum hat sie solche Leute vor ihr Tribunal gezogen. Aber dann lesen Sie einmal die Akten! Da finden Sie, wie die Richter sich bemühten, die verführten Menschen wieder zum Glauben zurückzubringen. Sie haben sich dabei die größte Mühe gegeben. Es war ihnen nicht daran gelegen, die verirrtten Menschen dem Tod zu überliefern. Nein, sie wollten sie zum Heil führen. So haben sie einen Glaubensunterricht mit ihnen veranstaltet, haben versucht, ihnen die Irrtümer aufzuzeigen, und das ist auch bei vielen gelungen. Freilich, wer hartnäckig blieb, wer sich auf keine Weise überzeugen ließ, der wurde dann dem weltlichen Arm überstellt, keineswegs immer zum Feuertode, sondern oft nur zum Kerker über kürzere oder längere Zeit. Wo der Feuertod - der vom Staat festgesetzt worden war -, angewandt wurde, da waren es gewöhnlich Leute, die sich auch politisch verfehlt hatten. Wir wissen beispielsweise, daß der anglikanische, also abgefallene Erzbischof von Canterbury, Cranmer, dem Feuertod ausgeliefert wurde. Aber nicht allein deswegen, weil er den Glauben zerstört hatte, sondern weil er auch an einem Aufstandsversuch gegen die Königin Maria die Katholische beteiligt war. Er war an einer Rebellion gegen die legitime Herrscherin beteiligt. Also: „Wissen ist Macht“, sagt Bacon von Verulam, und religiöses Wissen ist auch Macht. Wir sollten uns bemühen, religiöses Wissen zu erwerben. Es gibt auch heute Mittel dafür, gute Bücher, gute Zeitschriften. Jeder von Ihnen, meine lieben Freunde, wo immer er auch steht, sollte sich um religiöse Bildung bemühen. Sie sollten Zeitschriften wie den Fels oder die Una Voce-Korrespondenz oder Theologisches halten, wo noch die wahre katholische Lehre dargeboten wird, und zwar im schlichten Gewande, für jeden faßlich.

Der zweite Sektor, in dem wir Bildung benötigen, ist der berufliche. Wir unterscheiden im Beruf Vorbildung, Ausbildung und Weiterbildung. Die Vorbildung geschieht gewöhnlich in der Schule, in der Volksschule, in der Berufsschule, im Gymnasium. Die Vorbildung ist oft für das ganze Leben entscheidend. Ich habe schon als Junge das Empfinden gehabt: Jede Stunde, die ausfällt, ist für uns ein Schaden. Das war meine feste Überzeugung schon als Knabe: Jede Schulstunde, die durch irgendeinen Anlaß entfällt, fehlt mir im ganzen Leben. Wir sollten unsere Kinder und unsere Jugendlichen darauf

aufmerksam machen, daß der alte Grundsatz der Lateiner immer noch gilt: Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir.

Die Ausbildung vermittelt uns dann die Befähigung, einen bestimmten Beruf auszuüben. Da sollen wir nicht das Minimum an Kenntnissen erwerben, sondern das Maximum. Wir müßten nach dem Maximalen streben, uns möglichst viele Kenntnisse erwerben. Nicht Durchschnittliches bloß, nichts Mittelmäßiges, sondern Überdurchschnittliches sollten wir leisten. Wir sollten uns auszeichnen in unserem Berufe. Katholiken müssen mehr leisten als andere, denn sie haben einen anderen Anruf von Gott empfangen, und deswegen dürfen sie keine Ruhe geben, bis sie sich möglichst vollkommen im Berufe ausgebildet haben und ihn meisterlich beherrschen.

Die berufliche Ausbildung genügt nicht. Die Zeit schreitet fort, das Wissen wächst, die Methoden wandeln sich; also muß man sich auch weiterbilden. In Rheinland-Pfalz gibt es einen eigenen Minister für Weiterbildung, und das ist nicht zu belächeln. Es ist tatsächlich notwendig, sich immer und überall weiterzubilden. Ein Arzt, der mit den Kenntnissen, die er vor 20 Jahren auf der Universität erworben hat, auskommen wollte, wäre ein armer Arzt; denn die Medikamente ändern sich, die Methoden der Heilung wandeln sich. Es kommen neue Erkenntnisse dazu, diagnostische Möglichkeiten wachsen; also muß man sie sich aneignen. Ein Priester, der sich mit dem begnügen würde, was er in seinem Studium gelernt hat, ist ein armer Priester. Denn auch in der Theologie gibt es ein Wachstum der Erkenntnis. Vor allen Dingen nehmen die Zahl der Gegner und die Menge der Gegenargumente zu. Man muß sich also wappnen, um ihnen begegnen zu können. Ich habe oft bedauert, wenn Studenten die Vorlesungen schwänzten, weil sie sich dadurch in die Lage versetzten, wichtigste Kenntnisse nicht zu erwerben. Es hat sich in der Regel gezeigt, daß diejenigen, die am meisten fehlten, in der Seelsorge am meisten versagt haben. Sie konnten den Menschen nicht helfen, weil sie die Kenntnisse nicht erworben hatten, die für eine gedeihliche Seelsorge unerlässlich sind. Damit haben sie sich schuldig gemacht! Also hervorragende berufliche Bildung ist von Gott gefordert und muß von uns erworben werden. Wir müssen uns die Kenntnisse und die Fertigkeiten aneignen, die erforderlich sind, um unseren Beruf möglichst vollkommen ausüben zu können.

Das dritte Gebiet, auf dem wir etwas wissen müssen, ist das politische. Wir leben in einer Demokratie, und Demokratie heißt dem Namen nach Volksherrschaft. Also das Volk soll an der Herrschaft beteiligt sein, und zwar in der mittelbaren Demokratie durch seine Vertreter. Die vom Volk gewählten Vertreter sollen in seinem Namen das Volk regieren. Wir haben also in einem gewissen Umfang Verantwortung für das politische Geschehen. Verantwortung kann man nur ausüben, wenn man das erforderliche Wissen besitzt. Man muß sich Kenntnisse verschaffen von der Politik. Die Politiker arbeiten meistens mit Schlagworten. Schlagworte sind griffige Parolen, die die Dinge vereinfachen, ja oft verfälschen. Diese Schlagworte muß man entlarven. Entlarven kann man sie nur, wenn man über genügende Kenntnisse verfügt. Die meisten Politiker arbeiten mit zwei Methoden, nämlich mit Abschrecken und Versprechen. Abschrecken, indem man alles mögliche Ungünstige über den politischen Gegner erzählt, und versprechen, indem man möglichst viel Günstiges von sich selbst aussagt. Diese primitiven Methoden des politischen Kampfes müssen wir durchschauen und müssen wir durch die Kenntnisse, die wir uns erworben haben, ad absurdum führen. So einfach liegen die Dinge nicht, daß auf der einen Seite alles schwarz und auf der anderen Seite alles weiß ist. Die Dinge sind gewöhnlich so gemischt, daß man sie als grau bezeichnen muß. Aber das können wir nur, wenn wir uns Wissen erwerben.

Kurz vor dem Abitur schrieben wir einen Aufsatz mit dem Thema: „Was halten Sie von einem Menschen, der keine Zeitung liest?“ Das Lesen der Zeitung ist ein Mittel der politischen Bildung. Man muß orientiert sein, um mitsprechen und vor allem mitentscheiden zu können. Wie will man bei einer Wahl die Stimme verantwortungsbewußt abgeben, wenn man nicht weiß, was von den einzelnen Parteien und ihren Versprechungen zu halten ist? Politische Bildung ist uns von Gott auferlegt, weil wir Anteil haben an der Verantwortung für das Gemeinwesen.

Die Kirche hat immer die Bildung auf ihre Fahne geschrieben. Sie ist geradezu eine Institution der Bildung. Der Gedanke der Volksbildung ist eigentlich erst von der Kirche erfunden worden, denn sie hat die Lehre von der Gleichheit aller Menschen gebracht; wenn aber alle Menschen gleich sind, muß man auch allen die Möglichkeit zur Bildung geben. Der Gedanke der Volksbildung ist echt kirchliches

Gut. Die Kirche hat viel für die Geistesbildung getan. Sie hat Schulen jeder Art errichtet. Die Klöster, die Stifte, die Domstifte vor allem waren Stätten der Ausbildung, zunächst für die Kleriker, aber darüber hinaus auch für andere. Wie hätten sonst im Mittelalter solche begabte und gebildete Frauen leben können wie die heilige Hildegard? Es wurde auch für die Mädchenbildung etwas getan. In den weiblichen Klöstern wurde Unterricht erteilt, und wir kennen aus dem Mittelalter gelehrte, fromme Frauen, deren Werke wir noch heute mit Nutzen lesen können. Die Kirche hat vor allem die Universitäten errichtet. Die Universitäten sind eine kirchliche Gründung. Die älteste Universität in Bologna ist von der Kirche errichtet worden, und dann unzählige andere in der Folgezeit. Die Kirche hat für die Bildung der Menschen unendlich viel getan. Sie hat freilich auch immer dafür gesorgt, daß die Bildung im rechten Maß, in der rechten Weise und nach den rechten Prinzipien betrieben wurde. Der Staat ist erst spät gekommen mit seiner Bildung. Er hat dann vielfach die Aufgaben der Kirche übernommen. Es ist nichts dagegen einzuwenden, daß der Staat für eine elementare Bildung sorgt, wenn von anderer Seite nicht dafür gesorgt ist. Aber ein Schulmonopol des Staates ist gefährlich. Der Kardinal Saliège von Toulouse hat einmal das schöne Wort gesagt: „Die Einheitsschule gebiert die Einheitspartei. Die Einheitspartei, das ist Hitler, das ist Stalin.“ Es ist also die Pluralität des Schulwesens durchaus wünschenswert. Die Kirche nimmt deswegen auch heute nach wie vor das Recht in Anspruch, eigene Schulen zu errichten. Vor allem beansprucht sie, den Religionsunterricht zu leiten und ihre Kleriker an eigenen kirchlichen Anstalten auszubilden.

Bildung ist Macht. Wir müssen uns Bildung erwerben, weil es eine Pflicht unserer Selbstliebe ist. Die geordnete Wißbegierde ist sogar eine Tugend. Sie steht in der Mitte zwischen Nachlässigkeit und Neugier. Die geordnete Wißbegierde ist uns mitgegeben in dem Auftrag, den Gott seiner Kirche gegeben hat: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ Es war immer ein Werk der geistlichen Barmherzigkeit, die Unwissenden zu belehren. So wissen wir also, meine lieben Freunde, was wir zu tun haben. Ich verkenne nicht, wie schwierig die Lage heute geworden ist. Wir haben noch an allen Schulen Religionsunterricht, aber in vielen Schulen wird im Religionsunterricht der Glaube nicht aufgebaut, sondern zerstört. Wir haben noch zahlreiche kirchliche Schulen, Privatschulen. Aber in vielen dieser Privatschulen wird ein Unterricht erteilt, der sich von dem an den öffentlichen Schulen kaum unterscheidet. Wir haben in Deutschland zwölf katholisch-theologische Fakultäten. Aber von vielen Lehrstühlen an diesen Fakultäten geht nicht der Glaube, sondern die Verwirrung und die Desorientierung aus. Wir sind ohnmächtig, in der großen Welt etwas zu ändern. Aber uns selbst können wir ändern. Wir können unseren Bildungstrieb ernstnehmen; wir können uns bemühen, Kenntnisse und Wissen zu erwerben auf den Gebieten, die uns erforderlich sind; wir können uns auch darum bemühen, in unserem Wirkungskreis die Menschen anzueifern, daß sie sich Wissen erwerben. „Wer etwas erreichen will, muß etwas wissen“, sagt Ignatius von Loyola.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen sich selbst (6)

(Über die Pflicht der Berufsausübung)

08.02.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir bemühen uns seit geraumer Zeit, die Pflichten zu erkennen, welche die geordnete Selbstliebe uns auferlegt. Ein bedeutsamer Teil unseres Pflichtenkreises ist der Beruf. Der Beruf ist ein Bündel von Pflichten, die ausgesondert und zusammengefaßt sind, damit sie im Dienste der Gesellschaft verrichtet werden. Jeder ist durch den Beruf hingeordnet auf ein Ziel, das er erreichen soll. Er hat hier seine Aufgaben, die zu erfüllen ihm auferlegt ist, die ihm normalerweise auch den Lebensunterhalt verschaffen und in denen er jedenfalls ein Stück seiner Lebensbedeutsamkeit erkennt. Dadurch unterscheidet sich der Beruf vom Job. Der Job ist eine kurzfristige Tätigkeit, die unmittelbar auf den Verdienst hingerrichtet ist. Der Beruf dagegen ist normalerweise eine Lebensaufgabe. In dieser Lebensaufgabe findet der Mensch ein Stück seines Lebenssinnes. In dem Beruf verwirklicht er sich selbst, baut er seine Fähigkeiten und Anlagen aus und wirkt er so zum Nutzen des Ganzen mit. In einer Gesellschaft müssen alle Berufe vertreten sein. Nur dadurch kann eine arbeitsteilige Gesellschaft bestehen, daß nicht jeder das gleiche tut, sondern daß alle etwas verschiedenes verrichten, je nach Geschick, Anlage, Neigung und Lebensverhältnissen.

Der Beruf verdankt sich einer Wahl; man muß den Beruf wählen. Für die Berufswahl gelten bestimmte Gesichtspunkte. Man soll einen Beruf wählen, zu dem man Neigung hat. Die Neigung des Menschen ist nicht nur ein unbestimmtes Gefühl, sondern läßt sich erkennen aus den Fähigkeiten, Qualitäten und Eigenschaften, die jemand besitzt und in seinen Willen aufgenommen hat. Die Neigung ist deswegen eng verschwistert mit Eignung. Man kann und soll nur einen Beruf wählen, für den man geeignet ist. Ein schwächerer Mann kann nicht den Beruf eines Bergarbeiters wählen, und ein wenig begabter Mensch sollte nicht einen Beruf wählen, in dem hohe geistige Kräfte gefordert sind. Ein großer Teil des Unglücks der Menschen kommt daher, daß sie einen falschen Beruf gewählt haben, daß sie bei der Berufswahl nicht besonnen genug waren, daß sie nur auf das gesehen hatten, was Spaß macht oder was im Trend liegt, und nicht, wofür sie geeignet sind und wozu sie ihre wahre Neigung zieht.

Die Berufswahl ist aber auch bestimmt von den Lebensverhältnissen. Wenn ein Vater einen Betrieb der Holzbearbeitung aufgebaut hat, dann erwartet er mit Recht, daß eines seiner Kinder diesen Betrieb einmal übernimmt und weiterführt. Und die Kinder sollten es sich ernsthaft überlegen, ob sie nicht für diesen Beruf geeignet sind und Neigung verspüren. Mit der Neigung ist es nicht so, daß sie uns in eine bestimmte Richtung zwingt. Die Neigung hat einen erheblichen Spielraum; sie kann sich auf verschiedenes richten. Auch bei der Eignung ist es so. Die Eignung zwingt uns nicht in einen bestimmten Beruf hinein. Der Mensch hat ein gewisses Umfeld, das er mit seinen Kräften bewältigen kann. Wenn also jemand den Traumberuf nicht erreichen kann, den er sich vorstellt, dann eben einen anderen. Er kann auch in diesem anderen Großes und Gutes wirken und sich für das Heil seiner Seele und für die Gesellschaft nützlich machen. Denn der Beruf muß gewählt werden auch mit Rücksicht auf das Seelenheil. Ja, das Seelenheil kommt eigentlich zuallererst. Man darf keinen Beruf wählen, in dem das Seelenheil gefährdet wird oder sogar mit Sicherheit verlorengelht. Das Seelenheil muß bei der Berufswahl eine ganz gewichtige Rolle spielen.

Um den richtigen Beruf zu wählen, läßt man sich beraten. Man geht zur Berufsberatung, man fragt die Eltern, man fragt gewissenhafte und kundige Nachbarn, welchen Beruf man wählen solle. Man macht sich kundig, wie ein Beruf beschaffen ist. Meine lieben Freunde, es gibt in jedem Berufe Annehmlichkeiten und Unangenehmes. Es gibt keinen Beruf, der keine Enttäuschungen und keine Mühen in sich bürge. Jeder Beruf hat seine Last und seine Lust. Deswegen wird bei der rechten Berufswahl immer abgewogen werden, was ein Beruf an Erfreulichem, aber auch an Lästigem bringen kann.

Man soll normalerweise in dem Beruf bleiben, den man gewählt hat. Aber es können Umstände eintreten, die einem erlauben oder einen sogar zwingen, einen Berufswechsel vorzunehmen. Im Jahre 1992 hatten 49 Prozent aller Erwerbstätigen in der Bundesrepublik ihren Beruf bereits wenigstens einmal gewechselt. Ein Berufswechsel kann erlaubt sein, etwa, wenn jemand sich durch Weiterbildung für höhere Aufgaben qualifiziert. „Freie Bahn dem Tüchtigen“ muß im Berufe gelten. Ein Berufswechsel kann auch erlaubt sein, weil man in einem bestimmten anderen Berufe Besseres und Größeres zu leisten gewiß ist als in dem jetzigen. Ein Berufswechsel kann auch notwendig sein. Denken wir etwa an das Heer der Arbeitslosen. Es ist unmöglich, daß ein jeder Arbeitslose in dem Beruf wieder Arbeit findet, den er bisher ausgeübt hatte. Er muß sich umstellen, er muß sich umschulen lassen. Die Bereitschaft, sich umschulen zu lassen, so wurde neulich festgestellt, ist in den USA zehnmal größer als in der Bundesrepublik Deutschland. Ein Berufswechsel kann auch notwendig werden aus gesundheitlichen Gründen. Ich hatte einen Ministranten, der Bäcker geworden war. Aber es stellte sich heraus, daß er eine Allergie gegen das Mehl hatte; er mußte den Bäckerberuf aufgeben.

Ein Berufswechsel kann freilich auch unmöglich sein. Es gibt Umstände, die uns in dem Beruf festhalten und die es nicht gestatten, daß wir den Beruf wechseln, etwa mit Rücksicht auf den Verdienst. Ich kann einen Beruf, der mir lieber ist, deswegen nicht übernehmen, weil ich dann weniger verdienen würde und dadurch meine Familie Not leiden würde. Dann muß ich eben um meiner Familie willen in dem Beruf verharren, der mir ein höheres Einkommen verschafft. Unmöglich kann ein Berufswechsel auch sein, weil die Stellennachfrage in andere Richtung weist. Man muß bei der Berufswahl und beim Berufswechsel immer den Arbeitsmarkt berücksichtigen. Man muß also zum Arbeitsamt gehen und fragen: Welche Aussichten habe ich in diesem Berufe? Es ist ein großer Fehler, daß viele unserer jungen Menschen sich in einen Beruf hineinbegeben, der aussichtslos ist. Wir haben auf der Universität viel zu viele Geisteswissenschaftler, viel zu viele Juristen, viel zu viele Mediziner, aber wir haben viel zu wenige Techniker und Ingenieure. In diesen Berufen besteht ein echter Mangel. Man muß also beim Berufswechsel auch an die Arbeitsmarktsituation denken. Ein Berufswechsel kann schließlich auch unzulässig sein. Es gibt keinen erlaubten Berufswechsel eines Priesters. Ein Priester hat in dem Stande zu verbleiben, zu dem er geweiht ist. Und wenn der Herr Stecher in Innsbruck andere Ansichten äußert, dann muß man ihm energisch widersprechen. Wer die Voraussetzungen zu seinem Beruf nicht mehr erfüllt, kann in diesen Beruf, den er verlassen hat, nicht zurückkehren. Das sollte sich der Herr Stecher merken.

Die Bewertung des Berufes muß von Gott her geschehen. Das heißt: Ein Beruf muß als Gottesdienst angesehen werden. Was ich um des Verdienstes, um der Gesellschaft willen schaffe und arbeite in meinem Beruf, das soll zur Ehre Gottes geschehen. Man soll den Beruf als Gottesdienst auffassen. Das ist nicht etwa erst durch Luther geschehen, wie Max Weber oder Ernst Tröltzsch uns weismachen wollen. Die Wertung des Berufes als Gottesdienst ist so alt wie das Christentum. Eine solche Bewertung ist schon im Neuen Testament vorgenommen, wenn etwa Paulus vom Beruf der Obrigkeit schreibt: „Gottes Dienerin ist sie (die Obrigkeit), dir zum Guten. Tust du aber das Böse, so fürchte sie! Nicht umsonst trägt sie das Schwert. Sie ist ja Gottes Dienerin, Rächerin zur Bestrafung für den, der Böses tut.“ Und ähnlich schreibt er für die Arbeitnehmer der damaligen Zeit, die eben weitgehend dem Sklavenstande angehörten: „Ihr Knechte, gehorchet euren leiblichen Herren mit Furcht und Zittern, in Einfalt des Herzens, als gelte es Christus. Nicht in Augendienerei, um Menschen zu gefallen, sondern als Diener Christi, die den Willen Gottes tun von Herzen. Leistet euren Dienst mit willigem Sinn, als gelte es dem Herrn und nicht Menschen. Ihr wißt ja: Ein jeder, der Gutes tut, wird Lohn empfangen vom Herrn, sei er Knecht oder Freier.“ Also ein Gottesdienst ist unser Beruf, und als solcher muß er verstanden werden. Zur höheren Ehre Gottes und zum Heil der Menschen sollen wir ihn

ausüben, freilich auch zu unserem eigenen ewigen Heile. Wir sollen uns in unserem Berufe auf den Weg zum Himmel machen. Unser Beruf soll ein Mittel sein, um unser Heil zu wirken.

Daraus ergibt sich auch die Gleichheit der Berufe. Vor Gott ist jeder Beruf gleich. Vor Gott ist jeder Beruf geeignet, wenn er nur ehrlich und ernst ist, den Menschen zum Himmel zu führen. Ich kann mich nicht genug erregen über Menschen, die Arbeitnehmer in einfachen Berufen geringschätzig beurteilen, die meinen, der Mensch fange erst beim Akademiker an, oder man müsse an einem Schreibtisch sitzen, um über höhere Qualitäten zu verfügen. Meine lieben Freunde, es mag in Hinsicht auf die Bedeutsamkeit der Berufe Unterschiede geben, es mag eine Rangordnung geben, das sei nicht bestritten. Aber wie kann man diejenigen, die uns das Leben angenehm machen, die für Arbeit, die für Wohnung, die für Kleidung, die für Nahrung sorgen, wie kann man diese Menschen geringschätzig beurteilen? Wie kann man denen, die sich die Hände schmutzig machen, damit wir uns die Hände nicht schmutzig zu machen brauchen, mit Geringschätzung gegenüberreten? Erfahren wir es nicht, was es bedeutet, wenn die Müllwerker streiken? In kurzer Zeit ist eine wohlgeordnete Gemeinde nicht mehr wiederzuerkennen. Wie notwendig sind diese Männer, die uns eine so schwere und weitgehend unangenehme Arbeit abnehmen! Also Ehre dem Beruf, auch dem Beruf, der sich mit scheinbar niederen Dingen beschäftigt. Ehre auch dem Beruf, der heute wenig gilt, wie der Beruf der Hausfrau. Dieser Beruf ist von unermeßlicher Bedeutung. Die Hausfrau ist es, die eine Wohnung zum Heim macht. Die Hausfrau ist es, die den Kindern eine Geborgenheit vermittelt. Die Hausfrau ist es, die dem Mann, wenn er abends müde nach Hause kommt, eine schöne Heimstatt bereitet. Also rechte Wertung des Berufes ist uns aufgetragen.

Es muß auch ein bestimmtes Berufsethos vorhanden sein. Jeder Beruf hat seine innere Norm, nach der er ausgeübt werden muß. Er legt eine Verantwortung auf. Die Verantwortung zeigt sich in verschiedener Hinsicht. Man muß ein bestimmtes Faktenwissen haben, man muß flexibel sein, man muß kollegial in seinem Berufe handeln, man muß redlich bei der Arbeitsausführung sein, man muß bereit sein, Neues zu lernen und dazuzugewinnen. Das alles gehört zum Berufsethos im allgemeinen. Bei jedem einzelnen Beruf ist es verschieden. Zum Ethos des Handwerkers gehört es, daß er seine Arbeit sorgfältig verrichtet und nicht pfuscht, daß er keinen überhöhten Preis fordert. Zum Ethos einer Krankenschwester gehört es, daß sie die Kranken nicht nach der Liebenswürdigkeit, die sie ausstrahlen, behandelt, sondern nach Maßgabe ihres Leidens, nach der Schwere ihres Leidens, nach den Bedürfnissen, die ihr Leiden ihnen auferlegt. Und der Beruf des Lehrers verlangt, daß ein Lehrer vorbereitet den Unterricht beginnt, daß er gerecht ist gegenüber seinen Schülern, daß er eine wahre Liebe zu ihnen im Herzen trägt. Vor vielen Jahren fanden sich einmal Schüler eines Gymnasiums aus Schlesien zusammen, und es weilte bei ihnen einer ihrer Lehrer. Da fragten die Schüler den Lehrer: „Sagen Sie mal, wie kam es denn, daß wir sie so gern gehabt haben?“ Da gab der Lehrer zur Antwort: „Ich hatte einen Klassenspiegel, wo alle eure Namen verzeichnet waren. Ich bin jeden Tag in die heilige Messe gegangen und habe jeden Tag in jeder heiligen Messe für jeden einzelnen von euch gebetet.“ Das ist Berufsethos eines Lehrers.

Man kann sich auch gegen den Beruf versündigen, etwa, wenn man sich nicht genügend vorbereitet, wenn man den Beruf schlampig und schludrig erfüllt, wenn man die Pflichten des Berufes nicht ernstnimmt. Das sind Sünden gegen die Selbstliebe, die uns in bezug auf das Berufsleben auferlegt ist. Auch wer den Beruf nur aus Profitgier betreibt, versündigt sich gegen den Geist und Sinn des Berufes. Der Wankelmut, der immer nach anderen Berufen sucht und niemals in einem Berufe Ruhe findet, auch der ist sündhaft. Man muß auch einen Beruf, den man unter Umständen ungeliebt übernommen hat, sich zu eigen machen. „Fac de necessitate virtutem!“ sagt der heilige Augustinus. Mache aus der Notwendigkeit eine Tugend! Das heißt: Was du jetzt begonnen hast, und was nicht zu ändern ist, das umfange mit deinem Herzen und sieh darin den Auftrag Gottes, und dann wirst du in deinem Berufe Bedeutsames leisten und dein Heil wirken.

Fassen wir neuen Eifer für unser Berufsleben, meine lieben Freunde! Zeichnen wir uns aus in unserem Berufe! Geben wir unser Berufsethos weiter an die Menschen, die uns anvertraut sind! Seien wir ihnen ein Vorbild an beruflicher Zuverlässigkeit und Treue! Hören wir auf das Wort des Apostels im Kolosserbrief: „Alles, was ihr tut in Worten oder Werken, tut alles im Namen des Herrn!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen sich selbst (7)

(Über die Pflicht zur Arbeit)

15.02.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ Das war der Ausgangspunkt unserer Überlegungen über die Selbstliebe. Denn in diesem Satz: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ wird die Selbstliebe anerkannt, ja als Maßstab der Nächstenliebe begründet. Eine Pflicht der Selbstliebe ist die Arbeit. Der Mensch ist zur Arbeit geschaffen wie der Vogel zum Fliegen. Als das Christentum diese Erde betrat, war die Arbeit geringgeschätzt; sie war Sache der Sklaven, und die Sklaven waren verachtet, und mit ihnen war die Arbeit verachtet. Die Heiden schätzten nur geistige Tätigkeit oder den Müßiggang, die Arbeit dagegen galt ihnen als unerträgliches und erniedrigendes Geschäft. „Es wohnt nichts Edles in der Werkstätte“, sagte einmal Cicero in seinem Buch „De officiis“. Gegen diese Geringschätzung der Arbeit, die aus Sinnlichkeit, Trägheit, Lasterhaftigkeit entsprang, hat sich das Christentum erfolgreich zur Wehr gesetzt. Das Christentum hat die Würde der Arbeit begründet. Es hat die Lehre gebracht, daß eine jede Arbeit, die zum Nutzen des einzelnen und der Gemeinschaft verrichtet wird, den Menschen ehrt, daß die Arbeit ein Mittel ist, um das ewige und letzte Ziel zu erreichen und daß die Arbeit, in richtiger Weise getan, den Menschen edelt und adelt.

Die Arbeit besitzt eine hohe Würde. Diese Würde ist von großer Bedeutung für den einzelnen und die Gemeinschaft. Die Arbeit ist einmal deswegen von Bedeutung, weil sie wirtschaftlich notwendig ist. Durch die Arbeit müssen die zum Lebensunterhalt erforderlichen Güter beschafft werden. Die Erde ist nicht so beschaffen, daß sie ohne Arbeit das hergibt, was der Mensch für seine Bedürfnisse benötigt. Der Mensch muß, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, arbeiten.

Dazu tritt die kulturelle Bedeutung der Arbeit. Durch die Arbeit veredelt der Mensch die Erde, herrscht er über die Materie, erfüllt er den Schöpfungsauftrag: „Macht euch die Erde untertan!“ Das bedeutet natürlich nicht willkürlichen Gebrauch der Erde, sondern es bedeutet Benutzung der Erde nach Gottes Willen, Herrschaft über die Materie, Veredelung aller Güter dieser Erde.

Dazu tritt die sittliche Bedeutung der Arbeit. Die Arbeit vervollkommnet den Menschen. Sie bildet in ihm Tugenden aus, die es sonst nicht gäbe. Die Tugenden, die aus der Arbeit ihren Ausgang nehmen, sind Selbstzucht, Selbstverleugnung, Selbstbescheidung, Gewissenhaftigkeit, Ordnungsliebe, Umsicht, Energie, Beharrlichkeit, Pünktlichkeit, Sparsamkeit, Sinn für Autorität. Alle diese Tugenden erwachsen aus der recht verstandenen und recht ausgeübten Arbeit.

Schließlich hat die Arbeit auch Bedeutung für die Religion; denn sie ist das Mittel, mit dem wir den Weg zum Himmel nehmen. Noch niemand ist in den Himmel eingegangen, der nicht gearbeitet hätte, obwohl er dazu in der Lage und verpflichtet war; die Arbeit ist der Weg zum Himmel.

Unter Arbeit verstehen wir die mit persönlichem Kräfteaufwand verbundene sozial nützliche Tätigkeit - die mit persönlichem Kräfteaufwand verbundene sozial (also gesellschaftlich) nützliche Tätigkeit. Wegen ihrer Bedeutung besteht eine Arbeitspflicht. Die Menschheit muß arbeiten, wenn sie den Auftrag, den Gott ihr gegeben hat, erfüllen will. Und der einzelne muß arbeiten, wenn er das ewige Ziel erreichen will. Die Pflicht zur Arbeit ergibt sich einmal aus dem dem Menschen eingeborenen Drang zur Betätigung. Es spürt jeder Mensch in sich einen Drang, sich zu betätigen. Das ist die Spra-

che des Schöpfers. In diesem Drang zur Betätigung drückt sich ein Naturgesetz aus, und dieses Naturgesetz hat den Schöpfer der Natur zum Urheber. Es ist eine naturgesetzliche Pflicht, zu arbeiten.

Sodann hat der Mensch eine Pflicht zur Arbeit, weil er sich nur so selbst veredeln kann. Ich habe eben von der Bedeutung der Arbeit gesprochen. Diese Bedeutung in sittlicher Hinsicht ist eben auch eine Pflicht. Der Mensch muß arbeiten, um sich selbst sittlich zu bilden. Er muß arbeiten, um Tugenden zu erwerben. Er muß arbeiten, um Leidenschaften zu unterdrücken. Er muß arbeiten, um vor allem dem Laster des Müßiggangs zu entgehen. Es besteht eine sittliche Pflicht zur Arbeit. Es gibt aber auch eine sozialetische Pflicht zur Arbeit. Das heißt: Um der Gesellschaft willen muß man arbeiten. Jeder empfängt von der Gesellschaft vielerlei Gaben und Wohltaten. Die Gesellschaft leistet ihm viele Dienste, also muß auch er seinen Beitrag zum Wohl der Gesellschaft, zum Gemeinwohl, leisten. Es ist eine sozialetische Pflicht, zu arbeiten und durch Arbeit zum Volkswohl beizutragen. Es ist auch eine religiöse Pflicht, zu arbeiten, weil Gott den Befehl gegeben hat: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen.“ Die Arbeit ist Buße, d.h. Strafe für Sünden. Wir alle sind Sünder, haben also Strafe verdient. Einen Teil dieser Strafe büßen wir ab in der Mühsal und Anstrengung der Arbeit.

Es ist ganz falsch, wenn Materialisten den Sinn der Arbeit allein als Lohnquelle, als Mittel zum Genuß oder als Ware, die man verkauft, sehen. Diese falschen Ansichten verkennen die Würde der Arbeit und vor allem die Würde des Menschen, der arbeitet. Die Arbeit ist nicht nur Lohnquelle, sie ist nicht nur Mittel zum Genuß und sie ist schon lange nicht eine Ware, die der Arbeiter verkauft. Nein, sie ist ein Stück der menschlichen Selbstverwirklichung und der menschlichen Selbstbildung. Die Arbeit läßt sich von dem, der arbeitet, nicht trennen. Das gilt für jede Arbeit, für die geistige wie für die körperliche Arbeit. Sie ist ein ganz entscheidendes Mittel, um Mensch zu sein und Mensch zu werden.

Es gibt eine bestimmte Ordnung der Arbeit, nämlich: Es muß zuerst das Notwendige getan werden, dann das Nützliche und erst zum Schluß das Angenehme. Das Notwendige der Arbeit ist im allgemeinen die Berufsarbeit, die Erwerbsarbeit. Wir müssen unseren Lebensunterhalt mit unserer Hände oder mit unseres Geistes Arbeit verdienen. Dieser Arbeit darf nichts anderes vorgezogen werden. Der Apostel Paulus hat häufig angeblich fromme Müßiggänger getadelt und zur Arbeit aufgerufen. Er wollte, daß in seinen Gemeinden die Menschen arbeiten. Er schreibt zum Beispiel an die Thessalonicher: „Setzt eure Ehre darein, ein stilles Leben zu führen, eure eigenen Angelegenheiten zu besorgen und eurer Hände Arbeit zu verrichten! So haben wir euch angewiesen, und so wandelt ihr ehrbar vor den Außenstehenden und braucht von keinem etwas zu begehren.“ An einer anderen Stelle: „Als wir bei euch waren, haben wir euch geboten: Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. Nun haben wir gehört, daß einige unter euch einen unordentlichen Lebenswandel führen, nichts arbeiten, sondern sich herumtreiben. Solchen Leuten befehlen wir streng im Herrn Jesus Christus, sie sollen still ihre Arbeit tun und ihr selbstverdientes Brot essen.“ Und schließlich noch im Epheserbrief: „Wer gestohlen hat, stehle nicht mehr, sondern erwerbe sich durch die Arbeit seiner Hände ehrlichen Lohn, damit er auch den Bedürftigen mitteilen kann.“ Was der Apostel Paulus hier anmahnt, hat er selbst bewiesen. Er hat sein ganzes Leben nicht nur das Evangelium verkündet, was ja auch eine Arbeit ist. Er hat nebenbei auch ein Handwerk ausgeübt, um nicht den Gemeinden zur Last zu fallen. Er konnte sich dabei berufen auf das Beispiel des Herrn Jesus, der gearbeitet hat, der den größten Teil seines Lebens in handarbeitender Tätigkeit verbracht hat. Er konnte schließlich auch zurückgreifen auf Texte des Alten Testaments, in denen oft und immer wieder zur Arbeit gemahnt wird. „Geh zur Ameise, du Fauler, betrachte ihr Tun und werde weise. Wenn sie auch keinen Fürsten hat, keinen Vogt und Gebieter, so sorgt sie im Sommer für ihre Nahrung, sammelt sich Speise zur Erntezeit. Wie lange noch, Fauler, willst du liegen bleiben? Wann willst du vom Schlaf dich erheben? Ein bißchen noch schlafen, ein bißchen noch schlummern, ein bißchen die Hände noch falten und ruhen! Schon kommt über dich wie ein Läufer die Armut und wie ein Krieger der Mangel.“ Diese und ähnliche Mahnungen haben dem Apostel Paulus sicher im Gedächtnis gelegen, als er zur Arbeit ermahnte.

Wir Christen haben noch ganz andere Motive, um unsere Arbeit sorgfältig und genau zu erfüllen. Für uns ist die Arbeit Mitarbeit an der Schöpfung Gottes. Gott hat die Schöpfung nicht ganz vollendet; er hat sie gewissermaßen uns zur Vollendung überlassen. Wir sollen über die Erde, die er uns anvertraut hat, herrschen, indem wir die Materie bändigen, indem wir die Naturgewalten zähmen, indem

wir die Schätze der Erde in rechter Weise benutzen, um allen Menschen Wohnung, Nahrung und Kleidung zu verschaffen. Wir sind Mitarbeiter an Gottes Schöpfung. Unsere Arbeit ist auch ein Opfer an Gott, also ein Geschenk, das mit Schwierigkeiten erworben und ihm übereignet wird. Unsere Arbeit ist auch ein Werk, das Lohn verdient. Gott hat allen Arbeitern Lohn verheißen. Unsere Arbeit ist ein mittelbarer Gottesdienst. Unmittelbaren Gottesdienst halten wir, wenn wir beten und opfern. Mittelbaren Gottesdienst nehmen wir wahr, wenn wir arbeiten. Die Arbeit in der guten Meinung, zur Ehre Gottes, zum Nutzen der Menschen, zum Heile der eigenen Seele getan: Die Arbeit ist ein mittelbarer Gottesdienst.

Wenn heute so viele Menschen arbeitslos sind, dann ist das eine schreckliche Unordnung der Gesellschaft. Die Arbeitslosigkeit ist eine Geißel, die über den Menschen liegt, und diese Geißel sollte mit jeder möglichen Anstrengung von ihnen genommen werden. Freilich wissen wir, daß nicht alle, die arbeitslos sind, auch arbeitswillig sind. Der Präsident des Deutschen Industrie- und Handelstages bezeichnete nur ein Drittel aller Arbeitslosen als wirklich arbeitswillig, ein zweites Drittel sei nicht gesund genug, um zu arbeiten, und ein weiteres Drittel drücke sich vor der Arbeit. Ich weiß nicht, ob diese Zahlen stimmen, aber immerhin stammen sie aus dem Munde eines Mannes, der von dieser Angelegenheit etwas versteht, vom Präsidenten den Deutschen Industrie- und Handelstages.

Wir, die wir in der glücklichen Lage sind, arbeiten zu dürfen, wollen unsere Kräfte und Anlagen benutzen, um nützlich zu wirken, solange es Tag ist. Wir wollen unsere Arbeit verrichten im Aufblick zu Gott. Wir wollen bei der Arbeit Gott nicht vergessen. Wir wollen die Arbeit aus Liebe zu den uns Anvertrauten verrichten, und wir wollen damit ein Lobgesang auf Gott sein, der die Arbeit zu seiner Verherrlichung eingesetzt hat. „Alles, was ihr tut, ob ihr eßt oder trinkt oder etwas anderes tut, tut alles zur Ehre Gottes!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen sich selbst (8)

(Über die Bedeutung der menschlichen Ehre)

22.02.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Gott hat uns in der Schöpfung und in der Erlösung eine doppelte Würde gegeben: die natürliche und die übernatürliche Gottebenbildlichkeit. Diese Würde sollen wir betätigen. Wenn wir sie betätigen, entsteht aus der Würde die Ehre. Die Ehre ist nicht in uns; die Ehre ist ein Urteil der Gesellschaft über uns. Die Ehre ist die äußere Anerkennung persönlicher oder mit der Person verbundener Vorzüge in der wenigstens moralischen Gegenwart des Geehrten. Die Ehre, die öffentlich kundgemacht wird, nennt man den guten Ruf. Wenn jemand in der öffentlichen Meinung ehrenhaft ist, dann hat er einen guten Ruf. Die unterste Stufe des guten Rufes ist der gute Name. Er kann von jedem beansprucht werden, der sich nicht offenkundig dieses Anspruches unwürdig gemacht hat.

Die Ehre ist ein Teil unserer Persönlichkeit. Und deswegen fällt sie, fällt die Sorge für sie unter die Pflichten der Selbstliebe. Die Ehre ist nämlich von großer Bedeutung, individualethisch, sozialetisch und religiös. Die individualethische Bedeutung der Ehre liegt darin, daß sie für den einzelnen ein Vehikel der Tugend ist. Ehre sollte nur der haben, der tugendhaft ist, oder derjenige, der ein Amt oder eine Würde bekleidet, die ihn zum Repräsentanten einer Gemeinschaft oder Gottes machen. Wenn uns die Ehre lieb ist, dann müssen wir tugendhaft sein. Die Ehre soll uns aber lieb sein; also sollen wir uns auch bemühen, uns in den Tugenden auszubilden. Die Ehre ist individualethisch ein Förderungsmittel der Tugend. Sie hält uns zurück, uns so zu verhalten, daß wir in Schande kommen. Sie treibt uns an, unser Verhalten so einzurichten, daß wir von den Menschen als ehrenhaft bezeichnet werden. Das ist legitim, das ist von Gott so gewollt.

Die Ehre ist auch sozialetisch von großer Bedeutung; denn die Ehre des einen treibt den anderen an, es ihm gleichzutun. Der Mensch will sich von den anderen nicht allzusehr unterscheiden, und wenn alle unehrenhaft sind, dann ist es naheliegend, daß die Menschen sich ebenso verhalten wie die Unehrenhaften, d.h. daß sie nicht mehr nach Tugenden streben, sondern sich in der allgemeinen Gemeinheit wohlfühlen. Dagegen, wenn wir uns in ehrenhaften Kreisen bewegen, wenn wir unter Menschen sind, die Ehre tragen, werden wir uns bemühen, es ihnen gleichzutun, um nicht aufzufallen, aber auch, um die Schönheit der Tugend, die die Ehre ja begründen soll, uns selbst zu erwerben. Die Ehre ist also sozialetisch ebenfalls ein Hilfsmittel und ein Förderungsmittel der Tugend.

Die Ehre ist schließlich auch religiös von Bedeutung, denn Gott legt mit ehrenhaften Verehrern Ehre ein. Wenn Gott Verehrer hat, die ehrenhaft handeln und die Ehre verdienen, dann wird auch ihm Ehre zuteil. Die Ehre Gottes ist ja unser erstes Anliegen. „Ehre dem Vater und dem Sohn und dem Heiligen Geist“ beten wir hundert- und tausendfach. Wir wollen seine Ehre vermehren. Sein Name soll geheiligt werden. Aber wie denn? Durch unser ehrenhaftes Verhalten, dadurch, daß wir selbst ehrenhaft sind und uns der Ehre würdig machen. Also die Ehre ist auch religiös von großer Bedeutung.

Aus der Bedeutung der Ehre ergibt sich die Pflicht, für die Ehre zu sorgen. Gott hat den Ehrtrieb in unsere Seele eingepreßt und gibt damit zu verstehen, daß es ihm recht ist, wenn wir uns so verhalten, daß wir Ehre verdienen. Wir sollen unsere persönliche Ehre befördern; das heißt: Wir sollen uns so verhalten, daß wir unter den gutgesinnten Menschen ehrenhaft dastehen, daß gutgesinnte Men-

schen uns Ehre erweisen. Das ist oft und oft in der Heiligen Schrift gesagt. Der Heiland spricht in der Bergpredigt sogar davon: „So leuchte euer Licht vor den Menschen, damit sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen.“ Wir haben es also nicht notwendig, unsere guten Werke zu verleugnen. Es ist sogar in einem gewissen Sinne wünschenswert, daß die Menschen die guten Werke sehen, eben, damit sie nicht uns, aber den Vater im Himmel preisen, der der Urheber dieser guten Werke durch die Macht seiner Gnade ist.

Auch der Apostel Paulus hat oft Wert und Bedeutung der Ehre, aber auch Recht und Pflicht, für die Ehre zu sorgen, hervorgehoben. „Vergeltet niemandem Böses mit Bösem! Seid auf das Gute bedacht, nicht nur vor Gott, sondern auch vor allen Menschen!“ Nicht nur vor Gott, also im Geheimen, im Verborgenen, sondern auch vor allen Menschen, also offen und öffentlich. „Habet womöglich, soviel an euch liegt, Frieden mit allen Menschen! Rächet euch nicht, sondern laßt dem Zorngericht Gottes Raum! Vielmehr, wenn dein Feind Hunger hat, speise ihn; wenn ihn dürstet, tränke ihn! Dann, wenn du das tust, sammelst du feurige Kohlen auf sein Haupt. Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse durch das Gute!“ Zu dieser Stelle im Römerbrief kommt eine andere im zweiten Brief an die Korinther. „Niemand wollen wir irgendeinen Anstoß geben, damit nicht unser Amt getadelt werde. Vielmehr wollen wir uns in allen Dingen als Gottes Diener erweisen durch viele Geduld in Trübsal, Nöten, Ängsten, Schlägen, Gefängnissen, Aufständen, Mühen, Nachtwachen, Fasten, in Lauterkeit, in Erkenntnis, in Langmut, in Güte, im Heiligen Geiste, in aufrichtiger Liebe, durch wahrhaftige Lehre, in der Kraft Gottes.“ Also niemandem Anstoß geben, d.h. Anlaß, uns die Ehre zu versagen; sich niemals so verhalten, daß die Menschen uns die Ehre entziehen müssen. Und noch einmal im Brief an die Philipper schreibt der Apostel: „Tut alles ohne Murren und Zaudern, so werdet ihr tadellos und lauter Kinder Gottes ohne Fehl inmitten eines verkehrten und verderbten Geschlechtes, unter dem ihr leuchtet wie Sterne im Weltall.“ Auch hier wiederum die Forderung, durch das Leben Zeugnis für Gottes Kraft abzulegen. Leuchten wie Sterne im Weltall, das sollen wir Christen in unseren Gesellschaften tun.

Die Pflicht, für die Ehre zu sorgen, ergreift über die persönliche Ehre auch die Standesehre. Ein jeder Stand hat ja seine Ehre, der Arbeiter, der Handwerker, der Beamte, der Kaufmann, der Arzt, der Priester. Es gibt eine Standesehre, d.h. eine Ehre, die dem Stande als solchem gebührt, wenn sich die Vertreter dieses Standes standesgemäß verhalten. Die Standesehre eines Kaufmannes besteht eben darin, daß die Menschen ihn als einen redlichen Kaufmann bezeichnen, daß er nicht Waren manipuliert, daß er nicht das Verfallsdatum ändert, um seine veralteten Waren noch anzubringen. Das gehört zu seiner Standesehre. Zur Standesehre eines Arztes gehört, daß er keinen Rezeptbetrug betreibt, daß er nicht Leistungen bei der Krankenkasse abrechnet, die er nicht erbracht hat.

Der Satan weiß um die Bedeutung der Standesehre. Deswegen sucht er die Standesehre seiner Feinde, also derer, die zu Gottes Schar gehören, zu vernichten. Er sucht vor allem die Standesehre des Klerus zu untergraben. Kein Stand auf dieser Erde wird so beobachtet und so verdächtigt wie der katholische Klerus. Das ist leicht erklärlich. Denn kein Stand auf dieser Erde hat eine solche Botschaft auszurichten, die den irdisch gesinnten Menschen so widerwärtig ist wie die katholische Glaubens- und Sittenlehre, die so anspruchsvoll ist wie die katholische Glaubens- und Sittenlehre. Deswegen sucht man diese Lehre zu entschärfen und um ihre Wirkung zu bringen, indem man die verdächtigt, die sie vortragen. Man wirft dem Klerus vor, er sei selbstsüchtig, eigennützig, unaufrichtig; er glaube selbst nicht an das, was er verkündige. Man verdächtigt ihn vor allen Dingen in Sachen der geschlechtlichen Sittlichkeit. Das ist ja ein besonders heikler Punkt, denn die meisten Menschen haben Schwierigkeiten auf diesem Gebiet, wie wir wissen. Und so möchten sie niemanden vor sich sehen, der diesen Schwierigkeiten einigermaßen gewachsen ist. So werden die Geistlichen verdächtigt, den Zölibat nicht zu halten. Der Augsburger Pastoraltheologe, selbst ein Priester, behauptet, in Deutschland seien 25 Prozent der Geistlichen homosexuell - eine unerhörte, unbeweisbare und völlig lügnerische Behauptung. Aber sie wird kolportiert. Sie können sie nachlesen in der Hauszeitschrift der Jesuiten, in den „Stimmen der Zeit“. Auf diese Weise wird der Klerus um sein Renommee, um sein Ansehen gebracht, und wenn er erst einmal als verächtlich und betrügerisch dargestellt wird, dann ist es um seine Verkündigung, um seine Botschaft geschehen. Der Satan weiß, was er tut, wenn er die Standesehre des Klerus zu vernichten trachtet.

Es gibt auch eine Standesehre als Christen. Auch hier setzt der böse Feind an. Er sucht die Standesehre der Christen zu zerstören. Er tut es beispielsweise, indem er ihnen Vorwürfe macht, die in die Zeit des Dritten Reiches zurückweisen. Die Christen hätten versagt, die Christen hätten kollaboriert mit den Verbrechern des Regimes, die Christen hätten keinen Widerstand geleistet. Meine lieben Freunde, auf diesem Gebiete lasse ich mir von niemandem etwas vormachen. Ich habe ein Buch von vielen hundert Seiten über dieses Thema geschrieben, und ich habe jahrelang darüber geforscht und kann nur sagen: Es gibt keine einzige Großgruppe in Deutschland, die sich in der Zeit des Dritten Reiches so bewährt hätte wie die praktizierenden Katholiken. Ich sage noch einmal: Es gibt keine einzige Großgruppe in Deutschland, die sich in der Zeit des Dritten Reiches so bewährt hätte wie die aktiven, praktizierenden Katholiken. Niemand hat sich von der Ideologie des Nationalsozialismus so wenig beeinflussen lassen wie dieser genannte Personenkreis. Niemand war an den Untaten des Regimes so wenig beteiligt wie die praktizierenden Katholiken. Niemand hat so viele Opfer gebracht wie die praktizierenden Katholiken. Niemand hat so viel für die unschuldig Verfolgten getan wie die praktizierenden Katholiken. Der Jude Horkheimer hat einmal eine Untersuchung anstellen lassen, wer sich denn am meisten der verfolgten Juden angenommen habe. Das Ergebnis war erstaunlich: Es waren die praktizierenden Katholiken. Von allen Gruppen der Bevölkerung hat niemand so viel für die verfolgten Juden getan wie die praktizierenden Katholiken. Das hat der Jude Horkheimer festgestellt.

Diese Schmähungen ergreifen auch unseren Heiligen Vater, Papst Pius XII. Sie gingen vor allem aus von dem protestantischen Schriftsteller Hochhuth, der in einem Machwerk, „Der Stellvertreter“ genannt, diesen Papst verdächtigte, aus Eigennutz zur Verfolgung der Juden geschwiegen zu haben und dadurch die Juden dem Unheil überliefert zu haben. Dieses kümmerliche Machwerk ist von A bis Z erfunden und erlogen. Der Heilige Vater Pius XII. hat dank seiner Möglichkeiten so viel für diese verfolgte Personengruppe getan wie kein anderer Mensch auf dieser Erde. Er hat nach dem Zeugnis jüdischer Schriftsteller Tausende und Abertausende von verfolgten Juden gerettet. Wenn der Papst in der Öffentlichkeit einen Protest gegen die Judenverfolgungen erhoben hätte, was hätte das für einen Sinn gehabt? Dürfen wir uns bei unseren Aktionen nicht fragen: Was wird das für Auswirkungen haben? Welche Auswirkungen hätte es gehabt, wenn der Papst auf der Balustrade von St. Peter in Rom die Judenverfolgungen des nationalsozialistischen Regimes öffentlich angeprangert hätte? Welche Folgen hätte das gehabt? Zwei mit Sicherheit. Einmal wären die Verfolgungsmaßnahmen des Regimes gesteigert worden. Denn wer hätte schon im Deutschen Reich des Nationalsozialismus auf den Papst gehört? Die Regierenden, die kirchen- und katholikenfeindlich waren, gewiß nicht. Und ihnen brauchte man die Schändlichkeit ihres Tuns nicht vorzuhalten; sie wußten davon, deswegen haben sie es ja geheimgehalten. Also eine Wirkung auf die Regimeangehörigen wäre nicht zu erwarten gewesen. Aber nach dem Kriege hätte man gesagt: Hätte der Papst stillgeschwiegen, dann wären die Juden nicht so verfolgt worden. Gerade weil er gesprochen hat, deswegen ist die Verfolgung verschärft worden. Er hat einen Fehler begangen, indem er gesprochen hat. Er hätte schweigen sollen, dann wäre die Verfolgung weniger schlimm ausgegangen. Außerdem wäre mit Sicherheit eine Folge seines öffentlichen Protestes gewesen, daß die deutschen Katholiken noch mehr zu leiden gehabt hätten, als sie ohnehin schon hatten. Denn die Juden waren von den Nationalsozialisten als die erbittertsten Feinde des deutschen Reiches hingestellt worden, und die Deutschen glaubten in der Mehrheit daran. Wenn also nun der Papst als Oberhaupt der Katholiken sich öffentlich an die Seite der angeblich verbrecherischen Juden gestellt hätte, dann wäre das für das Regime ein Anlaß gewesen, die deutschen Katholiken noch mehr zu verfolgen, als es sowieso schon der Fall war. Zu leiden hätten also die Katholiken gehabt, ohne daß eine positive, gute Wirkung von diesem Protest zu erwarten gewesen wäre.

Nein, meine lieben Freunde, diese Kampagne, die Hochhuth eröffnet hat und die nicht aufhört, diese Kampagne ist vom Haß, vom protestantischen und natürlich auch vom atheistischen Haß gegen die katholische Kirche eingegeben. Hier soll das Oberhaupt verunglimpft werden, um die Kirche in Mißkredit zu bringen, um die Gläubigen unsicher zu machen, um ihnen den Stolz auf diesen großen Papst zu nehmen und sie auf diese Weise von ihrer Kirche abspenstig zu machen. Wir haben allen Anlaß, die Ehre dieses Papstes, die Ehre unserer Kirche, die Ehre der praktizierenden Katholiken in der Zeit des Dritten Reiches in Schutz zu nehmen.

Man muß die Ehre verteidigen, wenn sie angegriffen wird. Man muß sie auch wiederherstellen, wenn sie verletzt worden ist. Wenn die Ehre unschuldig in Mitleidenschaft gezogen wird, dann genügt es gewöhnlich, die Sache aufzuklären, den wahren Sachverhalt zu schildern und dann die Dinge zurechtzurücken. Wenn wir dagegen schuldhaft unsere Ehre verletzt haben, dann richtet sich die Rehabilitation nach dem Ausmaß der Schuld. Wenn wir nur unachtsam waren, dann genügt es gewöhnlich, sich zu entschuldigen und um Verzeihung zu bitten. Wenn wir dagegen durch einen Fehler, durch einen Mißgriff, durch eine Verfehlung unsere Ehre gekränkt haben, dann muß man durch erneuten Eifer und erneute Pflichttreue sich die Achtung der Menschen wieder zu erwerben suchen. Und wenn es ein schwerer Fehler war, dann muß man durch doppelte Anstrengung, durch doppeltes Bemühen die Ehre wieder zu erringen bemüht sein. Wir müssen die Ehre, die wir verloren haben, nach Kräften wieder zu erringen versuchen.

Mit der Ehre eng verwandt ist eine andere Tugend, die Demut. Die Demut regelt nämlich das Streben nach Ehre. Das Streben nach Ehre wird leicht ungeordnet; es gibt den Ehrgeiz, es gibt die Ehrsucht, und das sind Mängel und Fehler. Um sie zu regeln, ist die Demut da. Die Demut besteht darin, daß wir uns nicht mehr Ehre zukommen lassen, als unserer Tüchtigkeit und Würdigkeit entspricht. Die Demut ist also auch ein Stück Wahrhaftigkeit. Wir wollen nicht mehr Ehre haben, als uns zusteht. Wir wollen auch den anderen die Ehre geben, die sie beanspruchen dürfen. Auch das gehört zur Demut, daß wir anderen Ehre erweisen, auch wenn es uns schwerfällt, daß wir anderen Ehre in dem Maße geben, auf den sie Anspruch haben können. Wir sollen den anderen nicht verdächtigen, sondern uns selbst möglichst als fehlbar und gering ansehen. „Gebrechlich sind wir alle“, schreibt das Buch von der Nachfolge Christi, „aber halte niemanden für gebrechlicher als dich selbst!“ Der heilige Bernhard unterscheidet drei Stufen der Demut: die pflichtmäßige, die freiwillige und die überfließende. Die pflichtmäßige Demut besteht darin, daß wir uns dem Höheren unterwerfen und dem Gleichen nicht vorziehen. Die freiwillige Demut besteht darin, daß wir uns über den Geringeren nicht stellen, daß wir darauf verzichten, uns über den Geringeren zu stellen. Die überfließende Demut besteht darin, daß wir uns unter den Geringeren stellen.

Die Demut wiederum hat ihre Ergänzung in der Hochsinnigkeit. Man soll demütig sein, aber gleichzeitig auch hochsinnig. Hochsinnig sein heißt, sich großer Dinge - nicht aus eigener Kraft, sondern aus der Kraft Gottes - für würdig erachten. Hochsinnig ist derjenige, der sich, wenn er auf Gott und seine Gnade schaut, hoher Dinge für fähig erachtet. Diese Hochsinnigkeit ist das Kennzeichen der großen Seelen, und sie sollte uns als Ergänzung der Demut wertvoll sein.

Es gibt eine berechtigte Ehrliche, ja sie ist sogar eine Tugend. Aber die Ehrliche darf nicht zum Ehrgeiz und zur Ehrsucht werden, daß wir die Dinge tun, um von den Menschen gesehen zu werden und um selbst gepriesen zu werden. Nein, wir sollen die Ehre zu erhalten versuchen, die wir verdienen, ohne aber unser Handeln davon abhängig zu machen, ob die Menschen uns Ehre zollen oder nicht. Wer zu sehr nach Ehre strebt, ist in Gefahr, daß seine Handlungen verdorben werden. „Wollte ich noch Menschen gefallen, dann wäre ich nicht Christi Diener“, schreibt der Apostel Paulus. „Wollte ich noch Menschen gefallen, dann wäre ich nicht Christi Diener.“ Denn die Dienerschaft Christi bedingt, daß man häufig Menschen nicht gefällt. Wer es Gott recht machen will, macht es oft den Menschen nicht recht. Das sollten sich die Bischöfe mal merken! Wir müssen es Gott recht machen und nicht den Menschen. Die Sucht, beliebt zu sein, verdirbt unsere besten Handlungen.

Die Aufgabe, die uns gestellt ist, nüchtern, gerecht und fromm in dieser Welt zu leben, kann uns in Konflikt mit Menschen bringen. Wir müssen Gott mehr gehorchen als den Menschen, und wir dürfen unser Handeln nicht von den Erwartungen der Menschen abhängig machen. Wir müssen es abhängig machen von den Erwartungen Gottes. Wir müssen Gott verherrlichen durch unser Handeln. „Werdet ihr um des Namens Christi willen geschmäht“ - und das kann geschehen -, „dann Heil euch! Denn der Geist der Herrlichkeit, der Geist Gottes ruht dann auf euch.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen sich selbst (9)

(Über Wert und Bedeutung des Eigentums)

01.03.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

In den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts besuchte eine sowjetische Arbeiterdelegation Amerika. Sie kam auch nach Detroit, also in die Stadt, in der die großen Autowerke von Ford stehen. Die Delegation wurde durch das Gelände geführt und stellte Fragen. „Wem gehören die Fabriken?“ - „Dem Herrn Ford.“ „Wem gehören die Maschinen?“ - „Dem Herrn Ford.“ „Und wem gehören die vielen Autos auf den Parkplätzen vor den Fabriken?“ - „Den Arbeitern.“ Wenig später kam eine amerikanische Delegation von Arbeitern in die Sowjetunion, und zwar nach Gorki, wo Autos gebaut werden. Auch sie ließ sich führen und stellte Fragen. „Wem gehören die Fabriken?“ - „Dem Volke.“ „Wem gehören die Maschinen?“ - „Dem Volke.“ „Und wem gehören die Autos vor den Fabriken?“ - „Den Volkskommissaren.“ An dieser Anekdote kann man den Unterschied zwischen Wirtschaftssystemen, welche die Freiheit geben, Eigentum an Produktionsmitteln zu erwerben, und anderen, die dies verbieten, erkennen.

Wir haben uns seit vielen Sonntagen bemüht, die Pflichten der Selbstliebe zu erkennen. Es bleibt uns noch ein einziger Gegenstand zu berücksichtigen, nämlich das Eigentum; das Eigentum, der Erwerb des Eigentums, die Verwendung des Eigentums als Pflicht der Selbstliebe. Unter Eigentum versteht man die Gewalt einer Person über eine Sache als ihr zugehörig, frei innerhalb der Grenzen der Vernunft zum eigenen Interesse zu verfügen. Eigentum ist also das Besitz- und das Verfügungsrecht über eine Sache im eigenen Interesse.

Zur Begründung des Eigentums werden vier verschiedene Faktoren angeführt. Erstens ein wirtschaftlicher. Daß es Privateigentum geben soll, legt sich nahe aus dem Eigeninteresse, das in jedem Menschen ist. Und solange dieses Eigeninteresse geordnet und vernünftig ist, ist es berechtigt. Das berechnete Eigeninteresse ist eine der Grundlagen des Privateigentums. Dazu kommt der Anreiz zur Anstrengung, der von der Möglichkeit ausgeht, Privateigentum zu erwerben. Wer die Frucht seiner Arbeit besitzen und genießen darf, der ist veranlaßt, sich zu mühen und anzustrengen. Das ist ein wirtschaftlicher Gesichtspunkt. Dazu kommt ein sozialer. Wenn jeder sein Eigentum hat, ist der Verwirrung vorgebeugt, die dann besteht, wenn alle alles gemeinsam haben. Bei Gemeinbesitz gibt es Schwierigkeiten in der Verteilung, im Gebrauch; es kommt zu Streitigkeiten. Diese Faktoren legen nahe, auch aus sozialen Rücksichten für das Privateigentum einzutreten.

Weiter dient das Privateigentum der Kultur. Wer Eigentum besitzt, kann sich Bildung verschaffen, denn der Erwerb von Bildung ist nicht billig. Wer Eigentum besitzt, vermag auch ein Werk aufzubauen, vermag etwas zu leisten, und er hat mit dem Eigentum die Möglichkeit, Stiftungen zu machen, also gute Zwecke zu fördern. Die Kultur verdankt den Eigentümern große Fortschritte und viele Errungenschaften. Der wichtigste Gesichtspunkt freilich ist wohl der, daß das Eigentum sittliche Qualitäten im Menschen zu schaffen geeignet ist. Wer Eigentum erwirbt und Eigentum besitzen darf, der ist gehalten zu Fleiß, Anstrengungsbereitschaft, Arbeitsamkeit, Ordnungsliebe, Sparsamkeit. Es werden im Menschen viele Tugenden und gute Eigenschaften ausgebildet, wenn er Eigentum erwerben und besitzen darf. Dazu kommt die Möglichkeit, durch Freigebigkeit Bedürftigen zu helfen und gute Unternehmungen zu fördern.

Schließlich ist die Möglichkeit, Privateigentum zu besitzen, auch eine ganz wichtige Quelle der Freiheit. Wenn man in allem von einem anderen abhängig ist, dann hat man keine Freiheit. Wer in allen Angelegenheiten an den Staat gewiesen ist, der ist dem Staat restlos ausgeliefert. Der Staat kann über ihn verfügen und ihn kirre machen, indem er ihm je nach seiner Einstellung Eigentum zuweist oder Eigentum entzieht. Eigentum macht frei. Wir sehen das zum Beispiel am Auto. Wer ein Auto besitzt, ist nicht auf die öffentlichen Verkehrsmittel angewiesen. Er kann sich begeben, wohin er will und wann er will. Oder denken Sie an das Wohneigentum. Wohneigentum macht frei. Man ist nicht an den Vermieter gewiesen, der einem kündigen kann, sondern man kann mit seinem Eigentum schalten und walten, wie es dem Eigeninteresse dient.

Es gibt darum ein Recht, Eigentum zu besitzen. Es ist das ein natürliches Recht, das durch die positive Rechtsordnung in den allermeisten Staaten geschützt wird. Das Recht, Eigentum zu erwerben und zu besitzen, ergibt sich aus der Selbstliebe. Der Mensch ist eben hingewiesen darauf, sich etwas zu erwerben, um seinen Unternehmungen nachgehen zu können. Er erwirbt Eigentum, um für die Seinen und für sich zu sorgen. Der Mensch ist ja ein Zukunftswesen; er blickt in die Zukunft und muß deswegen auch für die Zukunft Vorkehrungen schaffen. Dazu dient das private Eigentum. Ja, es ist nicht nur ein Recht, Eigentum zu erwerben, es ist eine Pflicht; denn wer sollte einem die Sorge für die Zukunft abnehmen, wenn man selbst nicht durch Eigentum vorsorgt? Das Eigentum macht den Menschen selbständig. Wer in allem von anderen abhängig ist, der wird nie zu einer selbständigen Persönlichkeit werden. Wer sich also entfalten will als selbständige Persönlichkeit, benötigt normalerweise Eigentum. Die Entwicklung des Menschenwesens wird durch den Besitz und den Erwerb von Eigentum gefördert. Der Mensch vermag seine Aufgaben in der Welt regelmäßig nur zu erfüllen, wenn er Eigentum besitzt. Wie soll ein Handwerker seinen Kunden die Aufträge erledigen, wenn er keine Werkstatt besitzt, keine Werkzeuge und keine Materialien? Die Erfüllung unserer Aufgaben auf dieser Erde macht das Eigentum erforderlich.

Das Eigentum muß freilich redlich erworben werden. Wir unterscheiden im allgemeinen drei verschiedene Erwerbsarten. Die regelmäßige Erwerbsart ist die Arbeit. Die Erde gibt nicht her, wessen wir bedürfen, ohne Arbeit. Also sind wir zur Arbeit gewiesen; wir sollen durch Arbeit das Eigentum erwerben. Der Mensch empfindet eine Befriedigung, wenn er durch Arbeit Eigentum erwirbt. Diese Befriedigung ist berechtigt. Es gibt einen berechtigten Stolz auf die eigene Leistung. Eine zweite Erwerbsart ist die Schenkung. Anderen mitzuteilen durch Geschenke ist eine Art, die Nächstenliebe auszuüben. Die Schenkung nimmt besondere Formen an in der Familie durch die Vererbung. Man darf, was man selbst erarbeitet hat, anderen hinterlassen. Man darf jemanden zum Erben einsetzen, man darf Vermächtnisse machen. Die Schenkung ist eine schöne Form christlicher Nächstenliebe. Schließlich gibt es die Möglichkeit, sich herrenloses Gut anzueignen. Diese Chance besteht auch heute. Wenn Ihnen ein Tier zuläuft, das keinen Herrn mehr hat, dann dürfen Sie es in der Regel behalten. Oder wenn Sie an den Tagen, an denen die Sperrmüllabfuhr durch die Straßen fährt, sich etwas von den herausgestellten Gegenständen aneignen, dann ist das erlaubt, denn was da hinausgestellt wird, ist herrenloses Gut. Auch heute ist die Okkupation ein legitimer Erwerbstitel.

Wir sollen uns Eigentum erwerben, um für unser Leben, für die Unseren und für die Gemeinschaft besorgt zu sein. Das Eigentum ist sozialpflichtig. Die christliche Eigentumslehre hat niemals einem schrankenlosen Gebrauch des Eigentums das Wort geredet. Eigentum verpflichtet. Man darf mit dem Eigentum nicht tun, was man will, sondern man darf es nur verwenden zu vernunftgemäßen Zwecken. Vor wenigen Tagen ging die Meldung durch die Presse, ein Bauer in Niedersachsen, dessen Hof versteigert werden sollte wegen Schulden, habe dieses sein Eigentum angezündet und sich selbst getötet. Das ist kein legitimer Gebrauch des Eigentums. Eigentum verpflichtet. Es verpflichtet gegenüber der Gemeinschaft, es verpflichtet gegenüber der Vernunft, es verpflichtet gegenüber Gott.

Eine Grenze zu ziehen, wie weit der Eigentumserwerb gehen kann, ist schwer. Man darf sich Reichtümer erwerben. Der Reichtum ist an sich ein Gut. Man darf alles erwerben, was zum standesgemäßen Unterhalt erforderlich ist oder was zur Erreichung von vernünftigen Zwecken notwendig ist. Große Vermögen können auch große Unternehmungen gestatten. Wie hätten Männer wie Siemens und Diesel ihre Entdeckungen und Erfindungen machen können, wenn sie nicht über ein Vermögen verfügt hätten? Die Großunternehmung ist auf großes Vermögen angewiesen.

Freilich sollte der Gegensatz zwischen Bettelarmut und übermäßigem Reichtum möglichst eingeebnet werden. Aber man kann die Unterschiede zwischen arm und reich niemals ausräumen. Das ist schon deswegen unmöglich, weil die Menschen verschieden sind. Wenn heute an einem bestimmten Tage alle das gleiche besitzen, dann würde in kurzer oder längerer Zeit doch wieder ein Unterschied entstanden sein, weil der eine eben, mit dem, was er besitzt, sparsam und fleißig wirtschaftet, der andere liederlich und träge dahinlebt. Unterschiede muß es geben, sind berechtigt, nur sollten sie sich nicht zu zerstörerischen Gegensätzen auswachsen.

Die Kirche hat auch immer gewußt, daß der Reichtum eine Gefahr bedeutet. Er kann eine sittliche und soziale Gefahr bedeuten. Sittlich kann er dazu führen, daß man hochmütig wird, träge, üppig lebt, daß man bequem und dem Mammon verpflichtet dieses Leben vollzieht, daß man hartherzig gegen andere wird. Der Reichtum birgt Gefahren in sittlicher Hinsicht in sich. Er ist auch sozial ein Sprengstoff; denn allzu leicht weckt er die Begehrlichkeit der Armen, und dann kann sich eine solche Begehrlichkeit in Diebstahl, Raub, Plünderung, Aufständen und Aufruhr Bahn brechen. Freilich ist der Arme genauso gefährdet, denn er kann in die Begehrlichkeit, in die Unzufriedenheit, in den Haß gegen die Reichen verfallen. Deswegen lehrt die Kirche die Armut im Geiste. Armut im Geiste besagt nicht, daß man nichts besitzt. Armut im Geiste besagt, daß man an nichts hängt. Der ist arm im Geiste, der viel besitzt, aber sich innerlich von seinem Besitz löst und lösen kann.

Die Verwendung des Reichtums wird auch geregelt durch die Tugend der Freigebigkeit, eine der schönsten christlichen Tugenden, die wir kennen. Die Freigebigkeit spendet von dem, was einer besitzt, aus, teilt anderen mit, ermöglicht dadurch die Minderung des Gegensatzes zwischen arm und reich, erfreut andere Menschen, hilft großen Unternehmungen. Wo wären unsere Stiftungen hingekommen, wenn es nicht freigebige Menschen gäbe? Und immer haben sich gerade die kirchlich gebundenen Christen durch besondere Freigebigkeit ausgezeichnet. Sie haben Werke der Frömmigkeit und der Mildtätigkeit in großer Zahl auf dieser Welt geschaffen. Auch der von den Polemikern so gern verzeichnete Ablass hat in dieser Freigebigkeit eine seiner Ursachen. Die Geldablässe des Mittelalters, gegen die Luther so leidenschaftlich angegangen ist, haben eine große Quelle der Freigebigkeit eröffnet. Die Menschen haben, um einen Nachlaß zeitlicher Sündenstrafen zu bekommen, erhebliche Geldmittel drangewendet, und mit diesen Geldmitteln wurden Kirchen und Leprosenhäuser, wurden Werkstätten, Herbergen für Pilger, wurden Straßen und Brücken gebaut. Zum Beispiel die Brücke in Torgau in Sachsen ist aus Geldern entstanden, die für Ablässe gespendet wurden. Diese Geldablässe haben also - abgesehen vom Mißbrauch, der vielleicht hie und da geschehen ist - ihren großen und guten Sinn gehabt. Sie sind heute verboten, aber nur, weil eben Mißbräuche vorgekommen sind.

Der Gegensatz zur Freigebigkeit ist die Verschwendung auf der einen Seite und der Geiz auf der anderen Seite. Verschwendung bedeutet, daß man den vernunftgemäßen Gebrauch der Güter vernachlässigt, daß man sich verausgabt. Geiz besagt, daß man den Besitz allzusehr festhält, daß man nicht bereit ist, mitzuteilen nach dem Maße des eigenen Vermögens.

Die Heilige Schrift hat wunderbare Worte gefunden für Reichtum und Armut. Im Buch der Sprüche im Alten Testament betet ein Frommer: „Gib mir nicht Armut und gib mir nicht Reichtum. Laß mich genießen mein Stücklein Brot, sonst könnt' ich, werde ich satt, dich verleugnen und fragen: Wer ist der Herr? Oder wäre ich arm, könnte ich zum Diebe werden und mich am Namen meines Gottes vergreifen.“ Der Beter will nicht Armut und will nicht Reichtum, aber er begehrt von Gott das, was zu seinem Leben notwendig ist. Im Neuen Testament warnt der Herr selber davor, den Mammon als Götzen zu betrachten, sondern fordert auf, mit dem Geld gute Werke zu tun. „Ich sage euch: Macht euch Freunde mit dem ungerechten Reichtum, damit sie euch, wenn er zu Ende geht, in die ewigen Wohnungen aufnehmen. Wer im Kleinsten treu ist, ist auch treu im Großen, und wer im Kleinsten unredlich ist, ist auch unredlich im Großen. Wenn ihr nun mit dem ungerechten Reichtum nicht treu geschaltet habt, wer wird euch dann das wahre Gut anvertrauen? Kein Knecht kann zwei Herren dienen. Entweder wird er den einen hassen und den anderen lieben oder zu dem einen halten und den anderen verachten. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (1)

(Über die Pflicht des Glaubens)

08.03.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

An den vergangenen Sonntagen hatten wir uns die Pflichten vor Augen geführt, die der Mensch gegen sich selbst hat. Es gibt eine Pflicht der Selbstliebe. Und diese Pflicht der Selbstliebe wird in verschiedene Einzelpflichten auseinandergefaltet. Viele Gläubige, die ein gediegenes Gebetsleben entfalten, bekennen im Bußsakrament ihre Sünden nach der dreifachen Anordnung: Pflichten gegen sich selbst, Pflichten gegen Gott, Pflichten gegen den Nächsten. Und so beginnen wir heute damit, die zweite Gruppe dieser Pflichten zu betrachten, nämlich die Pflichten gegen Gott.

Die erste und grundlegende Pflicht gegen Gott ist der Glaube. Der Glaube ist nach dem Ersten Vatikanischen Konzil eine übernatürliche Tugend, kraft der wir durch Gottes Anregung und mit Hilfe der Gnade alles für wahr halten, was Gott geoffenbart hat und was mit dem natürlichen Lichte der Vernunft nicht erkannt werden kann. Alles, was Gott geoffenbart hat und was die Kirche uns zu glauben vorlegt, das muß geglaubt werden. Alles, was im geschriebenen Wort Gottes oder in der Tradition enthalten ist, das ist Gegenstand des Glaubens. Träger des Glaubens, Subjekt des Glaubens ist der Verstand; denn es geht ja beim Glauben um Erkenntnis, und das Organ, das der Erkenntnis zugeordnet ist, ist der menschliche Verstand.

Freilich genügt der Verstand allein nicht. Die Zustimmung zum Glauben ist, wie der heilige Thomas sagt, ein *assensus imperatus*, also eine gebotene Zustimmung. Wer gebietet denn dem Verstande die Zustimmung? Der Wille. Und warum muß der Wille dem Verstand die Zustimmung gebieten? Weil der Verstand die geoffenbarten Wahrheiten nicht einsieht. Er sieht sie nicht so ein, wie man die irdischen Dinge einsehen kann. Das irdische Wissen und die irdische Wissenschaft sind subjektiv evidenter, also einsichtiger als die Glaubenswahrheiten. Beim Glauben bleibt dem Menschen eine Wahl: Er kann glauben, aber er muß nicht glauben. Wenn er nicht will, dann ist ihm der Glaube nicht zur Hand.

Der Gegenstand des Glaubens ist Gott, und zwar insofern er das natürliche Licht des Verstandes übersteigt. Was wir mit dem natürlichen Licht des Verstandes erkennen können, das brauchen wir nicht zu glauben. Wir können erkennen, daß die Schöpfung einen Schöpfer braucht. Wir können erkennen, daß die Ordnung einen Ordner braucht. Das sind keine Wahrheiten, die man aus dem Glauben schöpfen muß; sie sind uns durch das natürliche Licht des Verstandes zugänglich. Aber was darüber hinausliegt, was eben dem Verstand nicht offenkundig ist, das muß geglaubt werden.

Das Erkenntnismittel des Glaubens ist wiederum Gott, und zwar insofern er sich offenbart als die absolute Wahrheit und Allwissenheit. Wir glauben, weil Gott sich geoffenbart hat. Wir glauben dem sich offenbarenden Gott. Deswegen sind beim Akt des Glaubens drei Beziehungen oder Richtungen zu unterscheiden. Der Glaubensakt ist einer, aber man kann in diesem Glaubensakt drei verschiedene Beziehungen unterscheiden, nämlich erstens: Wir glauben, daß Gott existiert. Die Lateiner nennen das „*credere deum*“; wir glauben an die Existenz Gottes. Zweitens: Wir glauben Gott seine Offenbarung; wir glauben dem sich offenbarenden Gott, was er uns mitteilt. Dazu sagen die Lateiner „*credere deo*“. Und drittens: Wir glauben an Gott, d.h. wir bauen unsere Zuversicht auf ihn, wir geben uns ihm in Hingabe hin und wenden uns ihm in gläubiger Liebe und in liebendem Glauben zu. Das geben die Lateiner wieder mit den Worten „*credere in deum*“. Noch einmal: Diese drei Seiten sind ein einzelner

und einziger Akt, aber man kann an ihm verschiedene Seiten unterscheiden, so, wie man ein Haus von verschiedenen Seiten betrachtet. Es ist ein und dasselbe Haus, aber die Sichtweise ist jeweils verschieden, ob wir es von vorn, von hinten oder von oben betrachten.

Zwischen Glauben und Wissen besteht ein Unterschied. Das Wissen ist uns zugänglich durch den Verstand. Das Glauben wird uns ermöglicht durch die Offenbarung Gottes. Der Glaube ist aber kein blinder Glaube. Wir müssen „glauben“ nicht so verstehen, wie man es in der Alltagssprache gebraucht. In der Alltagssprache wird „glauben“ für „meinen“ verwendet, aber der Glaube, der religiöse Glaube, hat mit „meinen“ nichts zu tun. Im Sprachgebrauch des Alltags sagt man: „Ich glaube“ in dem Sinne von „Ich mutmaße, ich meine“. Aber das ist keine gläubige Weise, vom religiösen Glauben zu sprechen. Der religiöse Glaube ist nämlich gewiß. Er ist nicht eine Mutmaßung, sondern er hat eine Gewißheit, und diese Gewißheit stammt von Gott, und diese Gewißheit kann überhaupt nicht größer sein, weil der Grund dieser Gewißheit Gott ist, der nicht täuschen kann und der nicht getäuscht werden kann.

Der Glaube ist auch nicht irrational, daß man aus irgendwelchen Lebenskräften, aus irgendwelchen Lebensgefühlen zum Glauben kommt. Nein, der Glaube hat *praeambula*, er hat Voraussetzungen, vernünftige Voraussetzungen, Voraussetzungen, die mit dem Verstand erkennbar sind. Wir glauben, weil wir uns überzeugt haben, daß wir glauben dürfen. Wir glauben, weil wir sicher sind, daß wir glauben müssen. Die vernünftigen Überlegungen, die wir anstellen, zeigen uns: Gott hat sich geoffenbart, also müssen wir seiner Offenbarung trauen und sie annehmen. Der heilige Thomas von Aquin war der erste, der diese christliche Apologetik entwickelt hat. Die Glaubenswahrheiten sind verborgen, sagt er, und sie müssen uns deswegen geoffenbart werden. Aber daß wir sie annehmen dürfen, das erkennen wir mit unserem natürlichen Verstandeslichte. Der natürliche Verstand erklärt uns und befiehlt uns, die Vernünftigkeit des Glaubens anzuerkennen.

Es gibt viele falsche Auffassungen über den Glauben. Luther hat den Glauben als ein Ergreifen der Verdienste Christi bezeichnet, als ein irrationales Fürwahrhalten. Von ihm stammt die Lehre vom Fidualglauben. Das heißt, daß man sich der göttlichen Gnade gewiß sei. Aber diese Erklärungen des Glaubens gehen in die Irre. Wir sind uns nämlich nur deswegen gewiß, weil wir Glauben haben. Der Glaube fällt nicht mit der Gewißheit zusammen, sondern der Glaube ist der Grund der Gewißheit; er ist die Ursache der Gewißheit. Noch weiter verirrte sich ein Mann wie Schleiermacher, der den Glauben ins Gemüt verlegte. Der Glaube ist nach ihm das Gefühl - das Gefühl! - der schlechthinnigen Abhängigkeit. Nein, der Glaube ist kein Gefühl. Der Glaube ist eine Sache des Verstandes. Auch die Modernisten aus dem katholischen Lager wollen den Glauben als ein Erleben des Göttlichen, als ein Bedürfnis nach dem Göttlichen, das aus dem Unterbewußtsein aufsteigt, erklären. Diese antiintellektualistische Verirrung hat schon der heilige Papst Pius X. zurückgewiesen.

Wir müssen glauben, aber das Glauben allein genügt nicht. Der Glaube muß, wie der Apostel Paulus sagt, durch die Liebe informiert sein. Der Glaube muß seine Form empfangen durch die Liebe, d.h. er muß auf die Gottesliebe bezogen sein; er muß durch die Liebe auf Gott hin gerichtet sein. Denn der Apostel Jakobus schreibt: „Daß Gott existiert, das glauben auch die Dämonen.“ Aber das reicht eben nicht, um sie aus ihrer Verdammnis zu befreien. Da sie keine Liebe haben, deswegen nützt ihnen der Glaube nichts. Der Glaube muß lebendig sein, und er wird lebendig, wenn er durch die Liebe informiert wird. Wir sprechen deswegen von einer *fides formata*, von einer formierten, durch den Glauben gestalteten, durchwirkten Gläubigkeit. Der Glaube, dem die Liebe fehlt, ist eine *fides informis*, ein ungeformter Glaube. Dem fehlt etwas; dem fehlt die letzte Hinrichtung auf Gott. Der Glaube bleibt Glaube auch ohne Liebe, aber er ist dann kein Heilsglaube mehr. Er reicht nicht hin, um durch den Glauben das Heil zu finden.

Der Glaube ist auch eine Tugend, d.h. eine Fertigkeit im Guten. Wir unterscheiden theologische Tugenden und nichttheologische Tugenden. Die drei theologischen Tugenden sind Glaube, Hoffnung und Liebe. Die Liebe ist das Größte, gewiß, weil sie eben unmittelbar mit Gott verbindet, aber die Liebe ist nur möglich, wo Glaube ist. Der Glaube ist das Fundament der Liebe. Ich kann Gott nicht lieben, wenn ich ihn nicht durch den Glauben erkannt habe. Ich kann auch auf Gott nicht hoffen, wenn ich ihn nicht im Glauben als den Gegenstand der Beseligung, als den Herrn der Beseligung er-

kannt habe. Also: Der Glaube ist das Fundament. Auf ihm erhebt sich das Tugendgebäude, vor allem Hoffnung und Liebe und die anderen Tugenden.

Der Glaube ist auch verdienstlich. Wir können, wenn wir im Gnadenstande sind und Glaubensakte setzen, uns Verdienste für den Himmel erwerben. Die Verdienstlehre ist ein genuiner Zweig am Baume des katholischen Glaubens, und es ist verdienstlich, den Glauben zu erwecken, den Glauben zu fördern, den Glauben zu bezeugen und zu bekennen.

Der Glaube ist notwendig. Im Hebräerbrief steht der fundamentale Satz: „Wer zu Gott kommen will, muß glauben, daß er ist und daß er denen, die ihn suchen, Vergelter wird.“ Der Glaube ist Wurzel und Grundlage der Rechtfertigung. Die Rechtfertigung besagt Versetzung aus dem Unheilsstande in den Gnadenstand. Der Rechtfertigungsstand wird nur erlangt im Glauben. Er ist die Grundlage und Wurzel der Rechtfertigung.

Der Glaube ist auch eine Ergänzung und eine Vervollkommnung der natürlichen Erkenntnis von Gott. Ich sagte vorhin schon: Wir können Gott auch ohne übernatürlichen Glauben erkennen, mit dem Lichte des Verstandes. Aber diese Erkenntnis bleibt unsicher, bleibt schwach, bleibt getrübt. Sie wird ergänzt und vervollkommnet durch die Offenbarung Gottes. Der Glaube ist eine Stütze und eine Ergänzung der natürlichen Gotteserkenntnis.

Der Glaube bringt uns auch in Verbindung mit Gott. Wir gewinnen gleichsam Anteil an Gott, wenn wir ihn erkennen im Glauben. Er führt uns zu Gott hin und ist insofern der Anfang des ewigen Lebens. Ja, genau das ist er. Was wir hier glauben, das werden wir einst schauen. Was uns hier manchmal unsicher erscheint und getrübt, das wird uns in vollem Lichte im Himmel offenbar werden. Der Glaube ist der Anfang des ewigen Lebens in uns.

Der Glaube ist auch eine Richtschnur für unser Leben hienieden. Im Glauben wissen wir, was wir zu tun haben, um den Himmel zu gewinnen. Da kann man nicht sagen: Es ist egal, was einer glaubt, wenn er nur ein anständiger Mensch ist. Ja, meine lieben Freunde, das weiß man ja erst aus dem Glauben, was ein anständiger Mensch ist. Ohne Glauben weiß man gar nicht, was anständig ist. Im August 1943 hielt der Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, Heinrich Himmler, vor hohen SS-Offizieren einen Vortrag in Posen. Bei dieser Gelegenheit sagte er: „Ihr werdet wissen, was es bedeutet, wenn da tausend, zehntausend Judenweiber tot in einem Graben liegen, und dabei anständig geblieben zu sein, das ist unser Ruhm.“ Nach Himmler konnte man also anständig sein, auch wenn man Tausende von jüdischen Frauen umbrachte. Da sieht man, wohin man kommt, wenn man die Anständigkeit nicht mehr aus dem Glauben ableitet. Der Glaube sagt uns, was Rechtschaffenheit, was Anständigkeit, was Tugend ist. Auch die vielen Abtreiber halten sich für anständig, weil sie den Glauben nicht annehmen, der sagt, daß das ungeborene menschliche Leben heilig und unverletzlich ist.

Der Glaubensgegenstand ist natürlich unveränderlich - Gott. Auch das Erkenntnismittel, Gott, der sich offenbart, ist unveränderlich. Aber der Glaube in uns kann schwächer oder stärker werden. Wir haben es in der Hand, ob wir ihn festigen oder ob wir ihn schwächen. Es muß unser Ziel sein, den Glauben zu festigen. Wir müssen deswegen den Glauben erwecken, d.h. Akte der Zustimmung zum Glauben setzen, Glaubenserkenntnis sammeln, uns im Glauben fortbilden. Denn der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet, und wenn der Glaube nicht fest ist, können wir auch die Welt nicht überwinden, also die Augenlust, die Fleischeslust, die Hoffart des Lebens. Der Glaube, nur der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet.

Der sicherste Weg zu einem festen Glauben ist ein Leben aus dem Glauben. Wer gläubig die Offenbarung annimmt, wer sich bemüht, ihr mit aller Kraft nachzuleben, der wird auch im Glauben immer mehr gefestigt werden. Und wenn er im Glauben gefestigt ist, dann kann er gute Werke wirken in reichem Maße, dann kann er Tugenden ausbilden, dann kann er ein Zeuge sein auf dieser Welt für unseren Herrn und Heiland Jesus Christus. Das ist der Sieg, der die Welt überwindet, unser Glaube!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (2)

(Über die Pflicht, den Glauben zu bezeugen)

15.03.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Der Glaube ist eine übernatürliche Tugend, durch die der Mensch unter dem Antrieb Gottes und mit Hilfe der Gnade alles unverbrüchlich für wahr hält, was Gott geoffenbart hat.“ So hat es das Erste Vatikanische Konzil formuliert. Wir kommen zum Glauben durch Gottes Gnade. Niemand findet zu Christus und zu Gott, dem Vater, wenn er nicht gezogen wird. Niemand kann zu Jesus kommen, niemand kann den Vater finden im übernatürlichen Glauben, wenn Gott ihm nicht entgegenkommt.

Die Fähigkeit zu glauben, die Tugend des Glaubens wird uns wurzelhaft geschenkt bei der heiligen Taufe. In der Taufe wird die Anlage zu glauben, der Habitus des Glaubens, d.h. die Verhaltensweise des Glaubens in unserer Seele grundgelegt. Natürlich kann sie der Säugling noch nicht benutzen, aber sobald er zum Vernunftgebrauch kommt, ist er in der Lage, aufgrund der eingesenkten Fähigkeit des Glaubens bewußt den Glauben anzunehmen und im Glauben zu leben. Deswegen ist es so wichtig, daß wir die Kinder, daß wir die Säuglinge taufen. Man kann da nicht sagen: Er muß sich selbst entscheiden. Natürlich muß er das. Das muß er auch dann, wenn er als Säugling getauft worden ist. Die Säuglingstaufe erspart ihm die Entscheidung nicht, sie erleichtert sie ihm. Er besitzt nämlich die grundlegende Fähigkeit zu glauben, und aufgrund dieser Fähigkeit vermag er die Entscheidung zu treffen.

Auch dem reuigen Büsser, auch dem, der sich bekehrt, schenkt Gott den Glauben. Aber nicht ohne sein Zutun. Er ist aufgerufen, sich um den Glauben zu bemühen. Gott gibt dem den Glauben, der ernstlich nach der Wahrheit verlangt, der ein gottesfürchtiges Leben führt und der um den Glauben bittet. Diese Bedingungen müssen erfüllt sein, damit jemand als mündiger Mensch zum Glauben kommen kann. Er muß ernstlich nach der Wahrheit verlangen. Wem die Wahrheit gleichgültig ist, der wird nicht zum Glauben finden. Wer ein lasterhaftes Leben führt, der ist schon aufgrund seines Lebens geneigt, den Glauben nicht anzunehmen, da er dieses Leben verbietet. Und wer nicht um den Glauben bittet, an dem kann sich auch nicht das Wort des Herrn erfüllen: „Bittet, und ihr werdet empfangen, suchet, und ihr werdet finden, klopfet an, und es wird euch aufgetan werden!“

Gott bedient sich mannigfacher Mittel, um die Menschen zum Glauben zu führen. Die gewöhnlichen Mittel sind Predigt, Lektüre guter Bücher, Belehrung durch andere. Der heilige Augustinus, der ein lasterhafter Jüngling war, wurde durch die Predigten des heiligen Ambrosius zum Glauben geführt. Ignatius von Loyola kam als Soldat, verwundet, zum Glauben durch die Lesung guter Bücher; und Justin, der heilige Martyrer, fand zum Glauben, als er am Tiber in Rom von einem Greis im Glauben belehrt und unterwiesen wurde. Es gibt auch ungewöhnliche Mittel, durch die Gott zum Glauben führt. Die Hirten auf den Feldern von Bethlehem wurden durch einen Engel zum Glauben gebracht, und die Weisen aus dem Morgenlande führte ein Stern zum Krippenkind. Der Kaiser Konstantin wurde durch ein Zeichen, das er am Himmel sah, zum Glauben geführt. Gott hat viele Wege, um Menschen in den wahren Glauben zu führen. Freilich, wer ein lasterhaftes Leben führt, wem es an gutem Willen fehlt, wer hoffärtig ist, der wird nicht zum Glauben finden. Das Licht leuchtet in der Finsternis, aber wer sich gegen das Licht wehrt, wem die Finsternis lieber ist als das Licht, der kommt nicht zum Lichte. So hat es Johannes im Prolog seines Evangeliums gesagt: „Er kam in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn nicht auf.“ Das ist das traurige, das ist das tragische Schicksal des

Lichtes, das von den Menschen, welche die Finsternis mehr lieben als das Licht, nicht angenommen wird. Wir müssen den ganzen Glauben bejahen. Wir müssen alles, was Gott geoffenbart hat und die Kirche uns zu glauben vorstellt, annehmen. Wenn wir den Glauben erwecken, dann beten wir ja: „O mein Gott und Herr, ich glaube alles, was du geoffenbart hast und durch deine Kirche uns zu glauben vorstellst, weil du der wahrhaftige Gott bist.“

Nun gibt es Menschen, denen die Verkündigung von Christus nicht zugänglich ist. Es gibt Einzelpersonen und ganze Stämme und Ortschaften, zu denen die Verkündigung des Glaubens nicht dringt, nicht dringen kann, weil es den Glaubensboten verwehrt wird, dort zu predigen. Können auch diese Menschen zum Glauben kommen? Ja. Auch die Heiden können zum Glauben kommen durch innere Erleuchtung, wenn sie nur das Minimum bejahen, das zum Glauben notwendig ist. Wer zu Gott kommen will, der muß glauben, daß er ist und daß er denen, die ihn suchen, Vergelter wird. Wer das glaubt, daß Gott existiert und daß er mit seiner Vorsehung die Welt lenkt, der hat das gebührende Minimum, um zum Glauben zu finden, dem gibt Gott die Gnade zu innerer Erleuchtung, das Glaubensleben zu entfalten. Das ist keine neue Lehre; das können Sie nachlesen etwa beim heiligen Thomas von Aquin. Das ist immer die Lehre der Kirche gewesen: Wer gottesfürchtig lebt, wer Reue hat und den guten Vorsatz und wer an Gottes Existenz und Providenz glaubt, der lebt im übernatürlichen Glauben und kann gerettet werden.

Mehr müssen freilich diejenigen glauben, zu denen das Licht der Offenbarung gedrunken ist, also die Christen. Sie müssen grundsätzlich alles bejahen, was Gott geoffenbart hat und die Kirche als Offenbarung vorlegt. Sie brauchen aber nicht alles zu wissen. Notwendig ist, daß sie wissen: Gott existiert, Gott ist Vergelter des Guten und des Bösen, Gott existiert in drei Personen, und die zweite Person Gottes ist Mensch geworden und hat unter uns gewohnt und uns erlöst. Wer diese vier Wahrheiten kennt, kann im Notfall, etwa wenn keine Zeit mehr zu Erklärungen ist, die Taufe empfangen und wird dadurch mit dem Glauben und mit der ewigen Seligkeit beschenkt. Außerhalb des Notfalles müssen wir uns bemühen, aus dem unentfalteten Glauben einen entfalteteten zu machen, also nicht bloß einschlußweise zu glauben, sondern auch ausdrücklich zu glauben. Wir sollen uns bemühen, alles kennenzulernen, was zu einem christlichen Leben notwendig ist. Wir sollen uns Wissen sammeln über das Ziel, also die ewige Seligkeit, und alles, was zur Erreichung dieses Zieles erforderlich ist. Dieses bewußte Kennenlernen des Glaubens ist uns aufgegeben, denn wer zu wenig weiß, der kann den Glauben nicht richtig schätzen, der kann ihn auch nicht verteidigen. Er vermag nicht Rechenschaft zu geben über den Glauben. Deswegen müssen wir uns bemühen, den Glauben kennenzulernen. Ich wiederhole, was ich schon mehrfach gesagt habe: Das wichtigste Buch, das wir kennen müssen, ist der Katechismus. In ihm ist der Glaube aus Schrift und Tradition durch das lebendige Lehramt niedergelegt. Hier finden wir den entfalteteten Glauben der Kirche.

Nicht ein Gegenstand des Glaubens sind Legenden oder Privatoffenbarungen. Die letzteren sollen wir, wenn ihre Echtheit bewiesen ist, schätzen, aber sie sind kein Gegenstand des Glaubens. Nichts, was außerhalb der Offenbarung steht, kann Gegenstand des Glaubens sein. Der Glaube beschränkt sich auf die Offenbarung, die sich freilich im Laufe der Zeit entfaltet hat, wie eben aus einer Eichel ein Eichbaum wird. Ähnlich-unähnlich hat sich der Glaube aus der Offenbarung des Anfangs entfaltet.

Wenn wir so den Glauben kennengelernt haben, freiwillig angenommen haben, dann sollte er drei Eigenschaften haben, nämlich er muß fest, lebendig und stark sein. Der Glaube soll fest sein. Er kann fest sein, denn er ruht auf der Autorität des sich offenbarenden Gottes. Er stützt sich nicht auf vergängliche und immer wieder gefährdete, durch Falschheit durchsetzte Verstandeserkenntnis, er stützt sich auf die Autorität Gottes. Er ist deswegen geeignet, fest zu sein. Diese Festigkeit kann zunehmen. Sie ruht im Willen. Wir sollen uns bemühen, einen festen, einen unerschütterlichen Glauben zu erwerben. Der Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet. Wenn wir keinen festen Glauben haben, überwindet die Welt uns, wie so viele, von denen wir heute erleben, daß sie den bequemen Weg zum Viertelglauben oder zum Halbglauben gehen.

Der Glaube muß lebendig sein. Das besagt: Wir müssen ihn aufgenommen haben, wir müssen uns in ihn eingelebt haben. Er muß die Richtschnur unseres Lebens sein. Wir müssen aus dem Glauben und nach dem Glauben leben. Dann ist der Glaube lebendig, wenn er das Prinzip unserer Handlungen ist. Ein lebendiger Glaube prägt die ganze Persönlichkeit eines Menschen. Wer lebendigen Glauben

hat, der ist durchwirkt von der Überzeugung des Glaubens und ist auch bestrebt, sie überall zu verbreiten.

Schließlich muß der Glaube standhaft sein. Das besagt: Er muß den Verfolgungen standhalten. Niemand, meine lieben Freunde, der einen wirklichen, vollen katholischen Glauben besitzt, bleibt ohne Verfolgung auf dieser Welt. Wie die Verhältnisse sind und in unserem Vaterland immer mehr werden, wird der gläubige katholische Christ Verfolgung erleiden müssen. Der Ungläubige, der Halbgläubige, der Viertelgläubige begehrt auf gegen den vollen Glauben, und das ist der Grund für die Verfolgung. Es gibt aber keinen Grund für einen, der den Glauben einmal angenommen hat, ihn wieder aufzugeben. Es kann keinen Grund geben, denn wie sagt das Erste Vatikanische Konzil: „Gott verläßt keinen, es sei denn, er würde vorher vom Menschen verlassen.“ Nicht Gott verläßt uns, sondern der Mensch verläßt Gott, und so kommt es zum Zusammenbruch des Glaubens. Das ist die Wurzel der heutigen Krise. Das ist das grundlegende Manko der heutigen Pseudoreformen, daß der Glaube erschüttert wird und die Menschen infolgedessen vom Glauben abfallen und die kirchliche und religiöse Praxis aufgeben.

Der Glaube muß bekannt werden. Er muß sich nach außen bekunden. „Mit dem Herzen glaubt man zur Gerechtigkeit, mit dem Munde bekennt man zum Heile“, schreibt der Apostel Paulus im Römerbrief. Mit dem Herzen glaubt man, und das führt zur Gerechtigkeit; mit dem Munde aber bekennt man, und das führt zum Heil. Heil und Gerechtigkeit sind Parallelen. Man muß beides tun, glauben und bekennen. Man muß nicht nur mit dem Herzen glauben im Kämmerlein, man muß auch mit dem Munde und mit dem Leben bekennen. Beides ist für das Heil notwendig. Der Glaube wird bekannt bei Gelegenheiten, die von der Kirche vorgesehen sind, etwa wenn wir das Credo beten in der heiligen Messe. Das ist ein Glaubensbekenntnis. Der Glaube wird auch bekannt, wenn jemand ein kirchliches Amt übernimmt; dann muß er das Glaubensbekenntnis ablegen. Der Heilige Vater hat vor einigen Jahren eine schöne, neue, umfassende Form dieses Glaubensbekenntnisses vorgelegt. Sie ist bis heute in Deutschland nicht akzeptiert! Andere Gelegenheiten zum Glaubensbekenntnis ergeben sich aus unserer Pflicht als Christen, als Glieder der Kirche und als Mitmenschen mit unseren Brüdern und Schwestern. Die Ehrfurcht gegen Gott und die Ehre Gottes verlangen, daß wir den Glauben bekennen. Wir sind es Gott schuldig, daß wir uns zu ihm bekennen als seine Kinder, die ihm alles verdanken, was an Wert in unserem Leben ist. Er ist unser Schöpfer, unser Erlöser, unser Heilmacher, also bekennen wir uns auch zu unserem Gott und Herrn. Wir schulden es aber auch dem Nächsten. Der Nächste braucht unser Bekenntnis. Die Menschen sind schwach, sie sind labil, sie sind hilflos. Sie müssen andere haben, an die sie sich anlehnen können. Seien wir solche Säulen, an die sich andere anlehnen können, seien wir standhaft und bekennen wir unseren Glauben, damit wir anderen Ermutigung zum Bekenntnis verschaffen. Auf uns selbst wirkt das Glaubensbekenntnis zurück. Wir werden dadurch mutiger, wenn wir den Glauben bekennen.

Das Glaubensbekenntnis ist immer notwendig, wenn das Schweigen oder die Ausflucht zur Verachtung der Religion, zur Verleugnung des Glaubens, zur Unehrerbietigkeit gegen Gott und zum Ärgernis des Nächsten führen würden. Immer wenn diese vier Gelegenheiten vorhanden sind, müssen wir den Glauben bekennen, wenn wir uns nicht schuldig machen wollen. Viele Menschen sind feige und verbergen den Glauben, mögen sich nicht als gläubige katholische Christen bekennen. Sie sollten daran denken, daß diejenigen, die uns heute verlachen, einst beschämt werden.

Der Herr verlangt das Bekenntnis des Glaubens. Er verspricht denen Lohn, die ihn bekennen. „Wer mich vor den Menschen bekennt, den werde ich vor meinem Vater im Himmel bekennen.“ Die um des Glaubens willen Verfolgung leiden, das sind Bekenner, und die um des Glaubens willen den Tod erleiden, sind Martyrer. Sie werden mit einer Palme abgebildet. Die Palme ist das Siegeszeichen. Sie haben den Sieg errungen über ihre Feigheit, über die Bedrohung der Menschen, über die Verlo - kungen, mit denen man sie ködern wollte. Andererseits droht der Herr denen, die den Glauben verleugnen. „Wer sich meiner und meiner Worte schämt, dessen wird sich auch der Menschensohn schämen, wenn er kommen wird in der Herrlichkeit seines Vaters. Wer mich vor den Menschen verleugnet, den werde auch ich verleugnen vor meinem Vater, der im Himmel ist.“

Nein, meine lieben Freunde, wir wollen uns nicht des Glaubens schämen. Er ist eine Kraft, eine Gotteskraft für jeden, der wirklich glaubt. Wenn wir den Glauben mit Überzeugung angenommen

haben, dann wird es uns auch drängen, von ihm Rechenschaft zu geben und den Menschen diesen wunderbaren Glauben zu vermitteln. Und wenn wir zu feige sind und uns verbergen, dann müssen wir uns schämen vor Gott und den Engeln, aber auch vor den Menschen, die die Feigen ja auch verachten. „Vermögen verloren - viel verloren. Leben verloren - mehr verloren. Glauben verloren - alles verloren.“ Wer vom Glauben abfällt, der hat den größten Schatz seines Lebens preisgegeben, der ist in alle Ewigkeit verloren. Denn wer nicht glaubt, der wird verdammt werden. So ist die Verkündigung unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (3)

(Über die Pflicht, den Unglauben zu bekämpfen)

22. 03.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unsere grundlegende Pflicht Gott gegenüber ist der Glaube. Er hat sich uns geoffenbart, und darin liegt die Aufforderung, diese Offenbarung anzunehmen. Die Offenbarung wird uns vorgestellt durch das Heilsorgan Gottes, die katholische Kirche.

Gegen den Glauben und die Glaubenspflicht kann man sich in mannigfacher Weise verfehlen. Grundlegend dem Glauben entgegengesetzt ist der Unglaube. Beim Unglauben sind drei Arten zu unterscheiden. Einmal der Unglaube dessen, der nie vom Glauben gehört hat, der sogenannte negative Unglaube. Er wird ihm, wenn er schuldlos unwissend ist, nicht zugerechnet. Anders steht es um den privativen Unglauben. Der privative Unglaube liegt vor, wenn jemand um den Glauben wissen könnte und wissen sollte, aber aus Nachlässigkeit, Bequemlichkeit sich nicht um den Glauben bemüht. Die ärgste Form des Unglaubens ist der positive Unglaube. Er besteht darin, daß jemand bewußt formell den Glauben ablehnt, daß er renitent gegen den Glauben ist. Wer diese Form des Unglaubens in sich trägt, verschmäht die Offenbarung Gottes, ja er verachtet Gott, der sich geoffenbart hat. Er lehnt den Weg zum Heile, der ja der Glaube ist, ab und wendet sich offen gegen den sich offenbarenden Gott. Der Unglaube kommt aus dem Haß gegen Gott, gegen die Wahrheit, und vertieft diesen Haß. Er ist eine der schwersten Sünden.

Der Unglaube kann mannigfache Wurzeln haben. Ungenügende Belehrung, unzureichender Unterricht können Wurzeln des Unglaubens sein. Wer den Glauben nicht entwickelt, sondern auf der Stufe stehenbleibt, die er als Kind eingenommen hat, ist ebenfalls in Gefahr, zum Unglauben zu kommen. Der Glaube muß wachsen, so wie der Mensch wächst. Er muß an Erkenntnis und Einsicht wachsen. Häufig ist der Unglaube zurückzuführen auf Hoffart, Eitelkeit, Wissensdünkel. Zum Unglauben kommt man, wenn man im Materiellen versinkt, wenn man sich der Unzucht ergibt. Der Unglaube hat eine Wurzel in Starrsinn und in Feigheit, die sich auf das Wagnis des Glaubens nicht einlassen wollen.

Dem Unglauben benachbart ist der Irrglaube. Der Irrglaube besteht darin, daß ein Christ bestimmte Glaubensinhalte, die von Gott geoffenbart sind und die von der Kirche vorgelegt werden, ablehnt, daß er im Irrtum verharret. Solche Irrgläubige nennt man auch Häretiker. Man unterscheidet den formellen und den materiellen Häretiker. Ein formeller Häretiker ist jener, der bewußt und mit Willen bestimmte Wahrheiten des Glaubens leugnet. Ein materieller Häretiker ist jener, dem es nicht bewußt ist, daß er mit seiner Einstellung und mit seinen Auffassungen gegen Dogmen der Kirche verstößt. Der Häretiker behält den Namen eines Christen, aber er trifft aus der christlichen Offenbarung eine Auswahl und behält nur das bei, was ihm in seinem irdischen Sinn gefällt. In aller Regel kommt man zur Häresie, indem man lästige, beschwerliche Glaubens- und Sittengegenstände abwirft. Häretiker war Arius, der die Gottheit Jesu leugnete. Häretiker war Macedonius, der die Gottheit des Heiligen Geistes leugnete. Häretiker war Johannes Hus aus Böhmen, der die Gewalt der Kirche leugnete. Häretiker war Martin Luther, der viele katholische Glaubenswahrheiten preisgab und andere in seine Häresie hineingezogen hat.

Es ist das Kennzeichen aller Häretiker, daß sie es den Menschen recht machen wollen. Sie wollen es den Menschen bequem und leicht machen, und so wählen sie aus der Fülle der Glaubensgegenstände jene aus, die den Menschen zusagen, und lassen jene weg, die beschwerlich und schwer anzu-

nehmen sind. Der Kardinal Faulhaber hat einmal das schöne Wort geprägt: „Wenn das Einmaleins und der Pythagoräische Lehrsatz ebensolche Anforderungen an das sittliche Leben stellen würden wie die Artikel des Glaubensbekenntnisses, sie würden genauso ungläubig angenommen werden.“ Er hat damit den springenden Punkt getroffen. Was beschwerlich ist, das sucht der irdische Sinn des Menschen zu meiden, das sucht er abzuwerfen. Es muß unsere Aufgabe sein, diejenigen, die mit uns die Ehre des Christennamens tragen, wieder zum vollen und ganzen Glauben zu führen. Der eben verstorbene Schriftsteller Ernst Jünger hat im Alter von 101 Jahren den Weg zum katholischen Glauben gefunden; mit 101 Jahren ist er zum katholischen Glauben konvertiert. Solange hat er gesucht, bis er gefunden hatte. Wer konvertiert, muß den katholischen Glauben bekennen, ein Glaubensbekenntnis ablegen, er muß, wenn die Taufe zweifelhaft sein sollte, bedingt wiedergetauft werden, er muß ein Sündenbekenntnis ablegen über alle Sünden seit seiner gültigen Taufe, die heilige Kommunion empfangen und die Firmung und auf diese Weise wieder in die Kirche eingegliedert werden, der er eigentlich durch die Taufe zugewidmet ist.

Eine andere Verfehlung gegen den Glauben ist der Glaubenszweifel. Damit ist der praktische Zweifel gemeint, also jener Zweifel, bei dem der Mensch die Entscheidung für den Glauben offenläßt, wo er in der Unentschiedenheit bleibt. Der Glaubenszweifel in diesem Sinne, der praktische Glaubenszweifel, ist der Glaubensverleugnung benachbart; denn man sieht, daß man in beiden Fällen die Zustimmung zum Glauben verweigert, im einen durch radikale Ablehnung, im anderen Falle dadurch, daß man unentschieden bleibt. Der Glaubenszweifel muß überwunden werden. Er wird überwunden durch Gebet, durch religiöse Praxis, durch Belehrung, die man sich zuteil werden läßt. Vom praktischen Zweifel verschieden ist der theoretische Zweifel. Er ist keine Sünde; er besteht vielmehr bloß darin, daß man sich über Grund und Form und Ausdruck des Glaubens klar zu werden sucht. Wir sollen ja einen erleuchteten Glauben haben, einen Glauben, über den wir Rechenschaft geben können, damit wir sagen können mit Paulus: „Ich weiß, wem ich geglaubt habe.“ Es gibt auch noch den negativen Zweifel. Er besteht darin, daß man gegen den Glauben versucht wird. Die Versuchung gegen den Glauben kann verschiedene Quellen haben. Man wird einmal versucht durch nervöse Leiden. Menschen, die zu nervösen Erscheinungen neigen, können auch Versuchungen gegen den Glauben verspüren. Negative Zweifel, also Versuchungen können auch kommen durch leichtfertiges Leben. Wer sich dem Sinnlichen überläßt, der ist in Gefahr, im Glauben versucht zu werden. In jedem Falle müssen wir aus der Unsicherheit heraustreten und zu einem gewissen, seiner selbst gewissen Glauben finden.

Der Gabe der Wissenschaft entgegengesetzt sind Unwissenheit und Leichtgläubigkeit. Unwissenheit in religiöser Hinsicht besteht darin, daß man sich nicht genügend Wissen über den Glauben angeeignet hat. Man hat keine genügende Schulbildung erfahren, man hat sich nicht weitergebildet, und so klaffen Lücken im Glauben, bedauerliche Lücken, gefährliche Lücken. Die Unwissenheit macht uns selbst unsicher und verhindert, daß wir andere über den Glauben aufklären. Wir müssen die Unsicherheit beseitigen. Der Gabe der Wissenschaft ist auch die Leichtgläubigkeit entgegengesetzt. Sie besteht darin, daß man unbegründete religiöse Meinungen prüfungslos übernimmt. Auch die Leichtgläubigkeit ist eine Gefahr, meine lieben Freunde. Es kann geschehen, daß man sich leichtgläubig auf bestimmte Erscheinungen einläßt, die dann später als Lug und Trug erkannt werden, zum Spott und zum Gelächter der Feinde des Glaubens. Deswegen: Prüfen und nur das Gute behalten! Sorgfältig prüfen, genau hinschauen, ob bestimmte Erscheinungen von Gott kommen oder ob sie aus der Gewinnsucht oder der Eitelkeit von Menschen stammen.

Der Gabe des Verstandes entgegengesetzt sind Geistesblindheit und Geistesstumpfheit. Die Geistesblindheit besteht darin, daß jemand allen erkennbaren Wissens über den Glauben entbehrt, daß er keine Erkenntnis im Glauben besitzt, daß er gleichsam versunken ist in irdischen Geschäften, in Sinnlichkeit, ja in Unzucht - das ist nämlich eine der häufigsten Wurzeln für die Geistesblindheit. Die Geistesstumpfheit besteht darin, daß man nur ein mangelhaftes Erkenntnisvermögen hat, mangelhafte Erkenntnisse über die Religion besitzt, und sie kommt häufig von Unmäßigkeit her. Der Unmäßige ist in Gefahr, daß er stumpf wird für das Geistige und Jenseitsmenschliche, daß er sich im Irdischen, im Materiellen suhlt und das Geistige und Jenseitsmenschliche dahinten läßt.

Eine weitere Gefahr für den Glauben ist die Glaubensverleugnung. Sie kann direkt und indirekt geschehen. Direkt verleugne ich den Glauben, wenn ich bestreite, daß ich gläubig bin, wenn ich mich ausbebe als einen, der nicht glaubt. Diese Erscheinung ist recht häufig. Katholiken verbergen ihren Glauben, weil sie befürchten müssen - und diese Furcht ist ja begründet -, als rückständig, als dumm angesehen zu werden, und so kommt es, daß viele Katholiken ihren Glauben verbergen. Sie machen es wie Petrus, der sagte: „Ich kenne diesen Menschen nicht.“ Glaubensverleugnung ist ein Verrat am Glauben, ist eine Täuschung der Menschen. Die Glaubensverleugnung ist eine schwere Sünde gegen die Pflicht, die uns Gott mit dem Geschenk des Glaubens auferlegt hat. Sie kann auch indirekt geschehen, die Glaubensverleugnung. Indirekt verleugnen wir den Glauben, wenn wir uns am Gottesdienst von Nichtkatholiken beteiligen. Die interkonfessionellen Gemeinsamkeiten bergen schwere Gefahren in sich, sie erwecken nämlich den Schein, als ob man den falschen Gottesdienst billigen würde. Sie können Ärgernis geben für andere, d.h. Anstoß zur Sünde, weil sie sagen: Es ist alles eins. Nicht wahr, das ist ja eine Rede, die man heute hört: Es ist alles eins. Und sie können vor allem der Irreführung der Menschen dienen. Deswegen gibt es auch die indirekte Glaubensverleugnung durch interkonfessionelle Aktivitäten, von denen eine große Gefahr ausgeht.

Wir müssen die Gefahren für den Glauben beseitigen. Der Umgang mit Menschen, die unseren Glauben gefährden, sollte gemieden werden. Wir wissen ja, welche Menschen unseren Glauben gefährden. Mit ihnen sollten wir den Verkehr nach Möglichkeit abbrechen, denn wer sich in die Gefahr begibt, der kommt in der Gefahr um. Gefahren für den Glauben können auch aus der Schule kommen. In der Schule werden in manchen Unterrichtsfächern, heute sogar manchmal im Religionsunterricht, glaubensgefährdende Dinge vorgetragen. Gestern rief mich ein Kinderarzt aus der Stadt Hofheim an und bezeugte mit seiner Autorität, daß eine Ordensschwester bei einem Vortrag gesagt habe: „Die Bibel ist ein Märchenbuch.“

Glaubensgefährdend kann auch Lektüre sein. Wir müssen wissen, was wir unserem Geiste zufügen an Bücherlektüre, an Zeitungslektüre. Auch was aus dem Fernsehkasten kommt, kann eine Glaubensgefahr bedeuten. Fast alle Sendungen, die über den Glauben aus dem Fernsehkanal strömen, sind nicht dazu angetan, den Glauben aufzuerbauen. Die große Masse ist geeignet, den Glauben zu gefährden, ja zu zerstören. Deswegen üben Sie Abstinenz vom Fernsehkonsum! Wenden Sie sich gegen glaubensgefährdende Sendungen! Schreiben Sie an die Sender und bitten Sie die Bischöfe, daß sie vorstellig werden bei den Verantwortlichen der Sendeanstalten!

Gefahren für den Glauben können auch von innen kommen. Wer die religiöse Praxis vernachlässigt, ist immer in Gefahr, am Glauben zu scheitern. Erst kommt die Lauheit, dann der Zweifel, dann der Widerspruch, dann Haß und Spott. „Das halbe Denken führt zum Teufel, das ganze Denken führt zu Gott.“ So Friedrich Wilhelm Weber. Die religiöse Praxis, die ernsthafte religiöse Praxis ist der beste Weg, den Glauben zu schützen und zu erhalten. Wer nicht mehr betet, den holt der Teufel.

Wir müssen weiter für unseren Glauben besorgt sein, indem wir die Sünde meiden. Die Sünde ist ja immer eine Abwendung von Gott, und der Sünder ist psychologisch obendrein in Gefahr, den Gott, den er mit seiner Sünde beleidigt, abzulehnen, die Kirche, die seine Gebote verkündet, lächerlich zu machen, die Verkündiger des Glaubens zu verdächtigen. Die Sünde birgt große Gefahren für den Glauben in sich.

Wir sollten uns auch bemühen, den Glauben zu verbreiten. Je eifriger wir in der Verbreitung sind, um so fester wird unser eigener Glaube. Je mehr wir andere zu gewinnen versuchen, um so stärker werden wir im eigenen Glauben verwurzelt.

„O, wenn ich die Gnade hätte, alle Ungläubigen und Irrgläubigen zu bekehren, auf meinen Händen und Schultern trüge ich sie zur heiligen katholischen Kirche“, hat einmal der heilige Clemens Maria Hofbauer gesagt. „O, wenn ich die Gnade hätte, alle Ungläubigen und Irrgläubigen zu bekehren, auf meinen Händen und Schultern trüge ich sie zur heiligen katholischen Kirche.“ Der Glaube ist das Fundament unseres Lebens. Wenn der Glaube feststeht, dann gibt es eine sieghafte Frömmigkeit und eine kraftvolle Tugend. Aber wenn der Glaube dahinwelkt, dann werden wir unfrohm und geraten in Gefahr zu sündigen, dann verlieren wir das Fundament unseres sittlichen Lebens und unserer religiösen Praxis. Wer den Glauben in sich erschüttern läßt, der ist auf dem Weg zum Unheil. „Wer nicht glaubt, ist schon gerichtet“, heißt es im Johannesevangelium. Und wir wollen doch im Gericht beste-

hen können. Noch niemand, meine lieben Freunde, hat es in der Todesstunde bedauert, daß er geglaubt hat, aber schon viele haben es bereut, daß sie nicht eher zum Glauben gefunden haben.
Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (4)

(Über die Pflicht der christlichen Hoffnung)

29.03.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die erste und grundlegende Pflicht gegen Gott ist, daß wir ihm glauben. Wenn er zu uns gesprochen hat, wenn er in der Offenbarung sich gewürdigt hat, uns anzureden, dann müssen wir auf ihn hören und ihm gehorchen. Mit dem Glauben verbunden aber ist die Hoffnung. Gott befiehlt uns nicht nur, zu glauben, er befiehlt uns auch, zu hoffen; denn die Hoffnung erwächst aus dem Glauben. Der Glaube sagt: Die himmlischen Güter sind da; die Hoffnung sagt: Sie sind auch erreichbar, und du sollst sie anstreben. Wir wollen also am heutigen Sonntag von der Hoffnung sprechen, und zwar

1. von ihrem Wesen,
2. von ihrer Notwendigkeit,
3. von ihren Eigenschaften und
4. von ihrem Nutzen.

Wir sprechen schon im natürlichen Leben von der Hoffnung. Wir hoffen auf gutes Wetter, wir hoffen auf Genesung, wir hoffen auf einen Erfolg in unseren Geschäften. Damit ist gemeint, daß wir zukünftige Güter erwarten, die zwar schwer zu erreichen sind, aber doch erreichbar scheinen. Von dieser natürlichen Hoffnung verschieden ist die übernatürliche Hoffnung, die theologische Tugend der Hoffnung, denn sie richtet sich auf Gott, und sie wird von Gott gewirkt. Sie stammt aus Gott, wie der Glaube von Gott stammt, und sie richtet sich auf Gott, wie sich der Glaube auf Gott richtet. Gegenstand der Hoffnung ist das himmlische Ziel, also Gott und seine Seligkeit und alles, was zur Erreichung dieses Zieles notwendig ist - das himmlische Ziel und alles, was zur Erreichung dieses Zieles notwendig ist. Wenn wir die Hoffnung erwecken, dann beten wir ja: „O mein Gott und Herr, ich hoffe von dir die Verzeihung meiner Sünden, deine Gnade und endlich die ewige Seligkeit.“ Also die Hoffnung richtet sich auf Geistiges, auf Jenseits-Menschliches, auf die jenseitige Wirklichkeit. Freilich ist alles damit mitgehofft, was zur Erreichung der jenseitigen Wirklichkeit erforderlich ist, und das kann Gesundheit oder Krankheit sein, das kann Erfolg oder Mißerfolg sein. Gott sieht auf das Ziel, und wir sehen zuviel auf die Mittel. Die Mittel, die nach Gottes Plan zur Erreichung der ewigen Seligkeit notwendig sind, dürfen wir erhoffen. Die Hoffnung ist eine göttliche Tugend, weil sie von Gott stammt und zu Gott führt. Sie macht uns besser, indem wir durch Hoffnung die himmlischen Güter erwarten und gleichzeitig anstreben. Durch das Streben nach den himmlischen Gütern werden wir gut.

Die Hoffnung ist notwendig. Diese Notwendigkeit ergibt sich einmal aus dem Glauben. Wenn uns der Glaube die himmlischen Güter zeigt, dann müssen wir auch auf sie hoffen. Die Hoffnung vollendet gewissermaßen den Glauben. Denn wenn uns Gott etwas Wunderbares, Erhabenes, Großartiges vor Augen stellt, dann kann man nicht anders als sich danach sehnen und es erhoffen. Die Hoffnung ist deswegen die zuversichtliche Erwartung der Güter, die Gott uns für die Erfüllung des göttlichen Willens versprochen hat. In der Hoffnung ist gleichzeitig Sehnsucht und Erwartung und Zuversicht und Vertrauen. Sehnsucht und Erwartung auf das, was Gott uns versprochen hat, Zuversicht und Vertrauen, daß Gott uns auch geben will, was er verheißen hat. Die Hoffnung ist also eng mit dem Glauben verbunden, ja sie ergibt sich aus dem Glauben gleichsam als Korollarium.

Die Notwendigkeit der Hoffnung ergibt sich auch aus der Beharrlichkeit. Niemand kann im Guten verharren, wenn Gott ihm nicht die Gnade gibt. Das Beharren im Guten ist eine göttliche Gnade, ein

göttliches Geschenk. Dieses Geschenk aber kann man nur erhoffen und erbitten. In jedem Bittgebet ist die Hoffnung beschlossen. Denn wir würden nicht um etwas bitten, wenn wir nicht erwarten würden, daß Gott es uns geben kann. Bittgebet und Hoffnung sind also unzertrennlich miteinander verbunden. Die Hoffnung ist notwendig, damit wir das Heil ergreifen. Sie ist eine göttliche Tugend, die uns zum Heile führt.

Die Notwendigkeit der Hoffnung ergibt sich auch aus den häufigen Ermahnungen der Heiligen Schrift, zu hoffen. Besonders der Apostel Paulus ist der Kündler der christlichen Hoffnung, wenn er beispielsweise im Römerbrief schreibt: „Wir rühmen uns ob der Hoffnung auf die Herrlichkeit Gottes. Aber nicht allein dies, sondern wir rühmen uns auch ob der Trübsal, da wir wissen, daß Trübsal Geduld bewirkt, die Geduld Bewährung, die Bewährung aber Hoffnung, die Hoffnung aber läßt nicht zuschanden werden.“ Und an einer anderen Stelle desselben Briefes schreibt er: „Die Schöpfung ist der Vergänglichkeit unterworfen, nicht freiwillig, sondern um dessentwillen, der sie unterworfen hat in Hoffnung, daß auch die Schöpfung selbst befreit wird von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Wir erwarten, daß wir zu Kindern Gottes angenommen werden und unser Leib erlöst werde. Durch Hoffnung sind wir ja gerettet worden. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist keine Hoffnung; denn wie kann einer hoffen, was er schon erfüllt sieht?“ Hier wird das Wesen der Hoffnung deutlich vor Augen geführt. Und im Galaterbrief schreibt er: „Wir erwarten im Geiste aufgrund des Glaubens die erhoffte Gerechtigkeit.“ Und noch einmal im Hebräerbrief: „So sollten durch unwandelbare Tatsachen, in denen Gott nicht trügen kann, wir, die wir unsere Zuflucht zu ihm genommen haben, einen starken Ansporn haben, festzuhalten an der Hoffnung.“

Die Hoffnung ist also notwendig, um das Heil zu erreichen. Sie hat bestimmte Eigenschaften. Die erste ist: Sie muß wirksam sein. Die Hoffnung ist wirksam, wenn sie unser Leben durchdringt, wenn wir also wirklich davon erfüllt sind, daß wir das erwarten, was uns Gott verheißen hat. Im Glaubensbekenntnis, das wir gleich nachher beten werden, ist diese Hoffnung ausgedrückt: „Wir erwarten die Auferstehung der Toten und das ewige Leben.“ Diese Erwartung ist nichts anderes als die Hoffnung. Wir hoffen die Auferstehung von den Toten und das ewige Leben. Diese Hoffnung muß unser Herz bewegen, muß unser Tun durchdringen. Wir müssen alle Anstrengung auf uns nehmen, um das Hoffnungsgut auch zu erreichen. Die Hoffnung ist also nicht ein Ruhebett, daß man sagt: „Es wird schon alles werden, auch wenn ich nichts tue.“ Nein, Gott erwartet, daß wir alles einsetzen, um das Hoffnungsgut zu erreichen; dann will er es uns schenken. Hilfe von Gott erwarten, ohne das Seinige zu tun, hieße Gott versuchen. Wir müssen das Beste tun und das Beste erhoffen. Die Hoffnung muß also wirksam sein.

Sie muß zweitens fest und zuversichtlich sein. Der Hebräerbrief vergleicht die Hoffnung mit dem Anker. Wir haben einen Anker, und dieser Anker ist die Eigenschaft Gottes, daß er allmächtig ist, ist die Eigenschaft Gottes, daß er gütig ist, ist die Eigenschaft Gottes, daß er treu ist. Allmacht, Güte und Treue sind der Anker unserer Hoffnung. Der uns das Heil und die dazu notwendigen Mittel versprochen hat, er ist allmächtig, er kann es uns gewähren; er ist allgütig, er will es uns gewähren; er ist getreu, er wird es uns gewähren.

Die Hoffnung muß drittens gewiß sein, und sie kann gewiß sein. Gewiß heißt: Die Hoffnungsgüter sind da, sie liegen bereit, und Gott ist gewillt, sie uns zu geben. Darin besteht die Gewißheit unserer Hoffnung. Nicht in dem vermessenen Sinne, wie es Luther meint, daß man sich hier schon subjektiv der Erlösung und des Heiles gewiß sei. Darüber gibt es keine Gewißheit. Wir wissen nicht, ob wir ein Gegenstand des Zornes oder der Liebe Gottes sind. Nur durch eine besondere Offenbarung, die normalerweise nicht gegeben wird, könnten wir wissen, ob wir im Gnadenstande sind. Es gibt allerdings Zeichen der Auserwählung. Wenn jemand Freude an Gott hat, wenn er die Sünde meidet, wenn er die Welt geringschätzt, wenn er ausharrt in Geduld - das sind Zeichen, daß wir in der Gnade stehen, aber keine untrüglichen Zeichen, die uns subjektive Gewißheit über die Erlangung des Heils gäben.

Die Hoffnung muß viertens verknüpft sein mit der Furcht, mit der heiligen Furcht, nämlich das Heil zu verfehlen. Das Heil liegt bereit, aber es bedarf großer Anstrengung, um es zu erringen. Wir tragen diesen Schatz - damit ist die Gnade gemeint - in „irdenen Gefäßen“. Irdene Gefäße sind solche, die leicht zerbrechen. „Wer steht, der sehe zu, daß er nicht falle“, so mahnt der Apostel. An einer anderen Stelle: „Ich bin mir zwar nichts bewußt, aber deswegen noch nicht gerechtfertigt.“ „Sei nicht übermü-

tig, sondern fürchte dich!“ Die heilige Gottesfurcht ist der Hoffnung unentbehrlich. Die Hoffnung lehrt uns gehen, und die Furcht macht uns vorsichtig beim Gehen. Das sind also die vier Eigenschaften der heiligen Hoffnung.

Und nun schließlich: Der Nutzen der Hoffnung ist ebenfalls ein vierfacher. Wer auf Gott hofft, der erfreut sich eines besonderen Schutzes Gottes. Gott hat ja seine Verheißungen gegeben, um sie zu erfüllen, und wer auf ihn hofft, der darf gewiß sein, daß Gott diese Hoffnung nicht enttäuschen wird, wenn immer wir hoffen, was in der Ordnung des Heiles gehofft werden darf. Zwei Monate lang, meine lieben Christen, belagerte ein Heer von 250.000 Türken die Stadt Wien im Jahre 1683. Nur 16.000 Verteidiger standen auf den Wällen von Wien gegen diese Übermacht. Aber es waren gläubige Männer, die auf Gottes Hilfe hofften, und sie wurden nicht enttäuscht. Am 12. September 1683 rückte das große deutsche und polnische Heer unter dem König Sobieski an, und den ganzen Tag tobte der Kampf. Am Ende stoben die Türken wild davon. Die Hoffnung der Verteidiger von Wien war nicht enttäuscht worden.

Wer auf Gott hofft, kann von ihm alles erreichen, alles, was in der Ordnung des Heiles erbeten werden kann. Natürlich dürfen wir nichts hoffen, was gegen den Glauben ist. Wir dürfen auch nichts hoffen, was gegen unser Seelenheil ist; und wir müssen Gott zutrauen, daß er einen weiteren und tieferen Blick hat als wir und deswegen manches versagt, was wir in unserer Torheit und in unserer Kurzsichtigkeit von ihm erbitten. Aber wir dürfen - noch einmal - alles von ihm erhoffen, was zu unserer ewigen Seligkeit notwendig ist. Wir dürfen auch die zeitlichen Dinge erhoffen, die für die ewige Seligkeit erforderlich sind. Die zeitlichen Dinge sind von der Hoffnung nicht ausgeschlossen, aber immer *secundum ordinem salutis* - nach der Ordnung, nach der von Gott festgesetzten Ordnung des Heiles. Ja, wir würden Gott beleidigen, wenn wir nichts von ihm erhoffen würden. Er erwartet von uns, daß wir viel von ihm erhoffen, und er gibt uns soviel, wie wir erhoffen.

Wer auf Gott hofft, der wird auch von ihm gestärkt. Wer die himmlische Hoffnung besitzt, der ist unerschrocken gegenüber Menschen und Menschenmeinungen. Er weiß: Gott, auf den er hofft, wird ihn nicht verlassen. Er wird ihn hindurchretten durch alles, was Menschen ihm antun können. Wer auf Gott hofft, ist auch geduldig im Leiden und gefaßt im Tode. Er weiß: Derjenige, der seine Verheißungen gegeben hat, trägt nicht, sondern wird erfüllen, was er versprochen hat. Wer auf Gott hofft, der wird von ihm gestärkt. Als der heilige Ignatius von Antiochien in Rom zum Tode verurteilt wurde und die römischen Christen Versuche machten, ihn durch geheime Verbindungen vom Tode zu erretten, da sagte er ihnen: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, ich fürchte nicht die wilden Tiere und die Zerreißung meiner Glieder, wenn ich nur in Christus erfunden werde.“ Die Hoffnung hatte ihn gestärkt.

Die Hoffnung treibt uns schließlich auch an, gute Werke zu verrichten und heldenmütige Tugenden zu erwerben. Wir wissen: Der Lohn liegt bereit. Alles, was wir hier um Gottes willen auf uns nehmen, was wir hier tun und lassen um Gottes willen, das findet seinen himmlischen Lohn. Gott läßt sich an Großmut von uns nicht übertreffen. Und so wird derjenige, der hofft, himmlisch gesinnt sein. Er wird seinen Wandel im Himmel vollziehen und nicht auf der Erde. Er wird suchen, was droben ist und sich nicht an die dürftigen, irdischen Schätze klammern. Wer hofft, der geht durch die Welt hindurch, ohne sich an die Welt zu verlieren. Er trachtet nach dem, was Gott ihm verheißen hat. Und wir dürfen gewiß sein, daß Gott uns nicht enttäuschen wird. Wir können voll Zuversicht das beten, was wir Priester fast jeden Tag beten, wenn wir das Tedeum, den Ambrosianischen Lobgesang, an Gott richten: „*In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum*“ - Auf dich, Herr, habe ich gehofft, ich werde in Ewigkeit nicht zuschanden werden.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Falsche Deutung des Ostergeschehens

12.04.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Auferstehung unseres Herrn Versammelt!

Auferstehung - können wir das noch glauben? Nein, so sagen uns Millionen und Abermillionen, das können wir nicht mehr glauben. Nach der jüngsten Emnid-Umfrage weiß ein Drittel aller Deutschen nicht, was an Ostern gefeiert wird, und mindestens ein weiteres Drittel glaubt nicht an das, was an Ostern gefeiert wird. Es bleibt ein Rest, der an die leibhaftige Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus glaubt. Nein, das können wir nicht mehr glauben. Wir sind nicht mehr Menschen eines mythischen Zeitalters; wir haben die Fortschritte der Naturwissenschaft erlebt; wir sehen und wissen, daß Tote nicht auferstehen. Wir sehen, daß alle Menschen sterben, Staub zu Staub, Erde zu Erde, Asche zu Asche werden. Wir haben noch nie erlebt, daß ein Toter aus dem Grabe erstanden ist. Auferstehung - nein, das können wir nicht mehr glauben.

Nun gibt es aber eine nicht unbeträchtliche Zahl von Menschen, die trotzdem am Christentum festhalten möchten. Sie möchten weiter Christen sein, auch ohne an die Auferstehung Christi zu glauben. Darum greifen sie zu Umdeutungen des Geschehens von Ostern. Die einen sagen: Ostern feiern wir den Sieg des Geistes über die Materie. Andere meinen, Ostern werde das Wiedererwachen der Natur nach dem Winter begangen. Die am meisten verbreitete Ansicht aber ist: Die Botschaft von der Auferstehung ist ein Ausdruck für die Bedeutsamkeit des Kreuzes. Mit Jesus ist zwar nach dem Tode nichts geschehen, aber wir reden von Auferstehung, um damit zu sagen, daß der Tod Jesu nicht völlig sinnlos war, daß er eine Bedeutung hatte. Er war eben das Selbstopfer, das Hingehen eines Martyrers. So meinen die Ungläubigen unter denen, die sich noch Christen nennen, mit dem Ostergeheimnis zurechtzukommen - durch Umdeutung. Auferstehung aber, das können sie nicht mehr glauben.

Nun ist dieser Versuch, dem Christentum seine Geltung zu erhalten, indem man die Auferstehung Jesu umdeutet, nicht neu. Es gab auch in Korinth zur Zeit des Apostels Paulus schon Leute, die sagten: Auferstehung, das können wir nicht glauben, und die darum zu einer geistigen Umdeutung griffen. Der Apostel Paulus macht einer solchen Umdeutung den Garau. „Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist vergeblich unsere Predigt, vergeblich auch euer Glaube.“ Das heißt doch nichts anderes: Wenn Christus nicht wahrhaftig, leibhaftig auferstanden ist, dann muß die Kirche aufhören zu predigen, und dann müßt ihr aufhören zu glauben. Man kann nicht, ohne die Auferstehung Jesu im buchstäblichen Sinne zu glauben, ein Christ sein. Wer nicht an die wirkliche Auferstehung Christi glaubt, kann sich nicht mehr als Christ bezeichnen. Die Umdeutung der Auferstehung Jesu in eine irgendwie geartete Bedeutsamkeit trifft nicht den Inhalt und erfüllt nicht den Sinn der Auferstehungsbotschaft der christlichen Kirche. Wer sie nicht annehmen kann, der muß aufhören, sich als Christ zu bezeichnen. Wenn die Botschaft vergeblich ist und wenn der Glaube vergeblich ist, dann ist natürlich auch die Kirche vergeblich; dann ist das letzte Stündlein der Kirche gekommen. Man kann versuchen, das Leben Jesu weiter als wunderbar und vorbildlich anzusehen, aber das hilft uns nichts. Man kann auch seine Lehre schön und ergreifend finden, aber das nützt uns nichts. „Ist Christus nicht auferstanden, dann ist vergeblich unsere Predigt, vergeblich auch euer Glaube. Dann seid ihr noch in euren Sünden“, denn dann gibt es keine Sündenvergebung, so fährt Paulus gleich fort.

Wenn es so wäre, wie die Ungläubigen der heutigen Zeit sagen, dann müßte die gesamte Kirchengeschichte als Irrtum abgelehnt werden. Denn dann war das Grab Jesu nicht leer, und dann ist an Jesus nichts geschehen, dann war er tot und ist im Tode geblieben, dann ist das, was in 1900 Jahren Kir-

chengeschichte und in 1900 Jahren Missionsgeschichte geschehen ist, als auf Lüge und auf Trug aufgebaut anzusehen.

Nun kann uns das Beispiel der Zeugen der Auferstehung gewiß machen, daß auch sie anfangs nicht an die Auferstehung glaubten. Saulus von Tarsos war durch nichts so sehr gereizt wie durch die Botschaft von der Auferstehung. Aber nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt. Von diesem Zeitpunkt an war er von der Auferstehung Jesu überzeugt und rief sie in die ganze damalige Welt hinaus. „Ich konnte es nicht glauben, aber ich mußte es glauben.“ Ähnlich ist es mit den übrigen Zeugen der Auferstehung. Die Frauen, die zum Grabe kamen, waren entsetzt, aber nicht gläubig. Sie waren betroffen von dem, was sie da vorfanden, aber sie waren nicht überzeugt. Erst als der Herr ihnen erschien, da keimte der Glaube in ihnen, da sagten sie: „Wir konnten es nicht glauben, aber wir mußten es glauben.“ Ähnlich war es bei den Jüngern. Noch am Schluß des Markusevangeliums heißt es zweimal: „Sie glaubten nicht.“ Was sind das für seltsame Zeugen der Auferstehung, die in den Berichten, die sie für andere verfaßten, zugaben: „Wir glaubten nicht, wir konnten es nicht glauben, aber wir mußten es glauben“? Ähnlich ist es bei dem Apostel Thomas. Er sagte es frei heraus: „Ich kann es nicht glauben.“ Erst als er seine Hand in die Seitenwunde legte, da wuchs in ihm der Glaube. „Ich konnte es nicht glauben, aber ich mußte es glauben.“

Diese anfängliche Ungläubigkeit der Jünger und ihr späteres Gläubigwerden haben für uns eine ungeheure Bedeutung. Die Bedeutung liegt in folgendem: Die Tatsache, daß die Zeugen der Auferstehung und die Zeugen des Auferstandenen anfangs ungläubig waren, verschließt jeden Versuch, die Auferstehungsbotschaft als aus der Predigt der Gemeinde herausgesponnen zu erklären. Es ist ausgeschlossen, zu sagen: Die Auferstehungsbotschaft ist von der Gemeinde erfunden worden. Es ist völlig unmöglich, daß sie den verzweifelten Versuch unternommen hat, dem Sterben Jesu doch noch einen Sinn abzugewinnen, indem sie sagte: Er ist auferstanden. Es ist ganz undenkbar, daß das sehnsüchtige Verlangen: Ach, wenn er doch noch am Leben wäre, die Osterbotschaft hervorgetrieben hat. Alle diese Versuche, aus dem Inneren der Apostel, aus der Psyche der Jünger die Entstehung der Osterbotschaft zu erklären, sie als eine Gemeindebildung zu erklären, sind durch den anfänglichen Unglauben aller Auferstehungszeugen ausgeschlossen. „Wir konnten es nicht glauben, aber wir mußten es glauben.“

Die Alternative, vor die wir gestellt sind, lautet folgendermaßen: Entweder wir glauben, oder wir glauben nicht. Wenn wir nicht glauben, dann machen wir unsere Erkenntnisse und unsere Erfahrungen zum Maßstab für das, was Gott möglich ist. Wir sehen nicht, daß ein Toter dem Grab entsteigt; wir erleben nicht, daß ein toter Leib lebendig und verwandelt wird. Und das soll nun der Maßstab dafür sein, was Gott möglich oder nicht möglich ist. Es ist unsere Autorität, die Gott vorschreiben will, wie er zu sein hat und wie er zu handeln hat.

Dieser Ausweg des Unglaubens begegnet aber schweren Bedenken. Wer hätte es denn für möglich gehalten, daß eine Welt aus nichts entsteht? Wer hätte daran gedacht, daß der Sohn Gottes in nächstlicher Stunde auf diese Erde herniedersteigen würde? Wer hätte je davon geträumt, daß dieser Mann von Nazareth segenspendend durch die Lande wandelte, Kranke heilte, Tote erweckte, Besessene zum Frieden mit Gott führte? Nein, wir können Gott nicht vorschreiben, wie er zu sein hat und wie er zu handeln hat. Gott läßt sich von uns nicht maßregeln; er läßt sich von uns nicht verbieten, seine Macht, seine Allmacht zu zeigen. Und deswegen müssen wir wie die Zeugen des Evangeliums sagen: Wir können es nicht glauben, nämlich wenn wir von unseren eigenen Maßstäben ausgehen, aber wir müssen es glauben, wenn wir uns die Maßstäbe Gottes zu eigen machen. Wir können es nicht glauben, wenn wir nur an die Möglichkeit denken, die wir mit unseren Naturgesetzen haben, aber wir müssen es glauben, wenn wir bedenken, daß Gott der Herr der Naturgesetze ist.

Die Jünger kamen zum Glauben, weil der allmächtige Gott ihnen begegnet ist. Er ist ihnen begegnet in dem Auferstandenen. Sie haben von außen unwiderlegbare, überwältigende Erfahrungen gemacht, und diese Erfahrungen haben sie zu dem Glauben, zu dem sieghaften, zu dem nie aufgegebenen, zu dem weltüberwindenden Glauben gebracht: „Er ist wahrhaft auferstanden!“ Auch uns ist es möglich, zu diesem wahrhaft weltüberwindenden, sieghaften Glauben zu finden. Wir müssen uns nur auf Gott einlassen. Wir müssen nur Gott als den immer Größeren und unvorstellbar Gewaltigen uns vor Augen führen. Wenn immer wir Gott ernstnehmen als den, der das Nichtsein ins Sein ruft, der die

Toten lebendig macht, wenn immer wir an dieser Erkenntnis festhalten, dann werden wir auch keinen Zweifel daran haben, daß Gott seinen Sohn Jesus Christus in verwandelter Gestalt aus dem Grabe gerissen hat. Die Predigt kommt von außen, die Gnade wirkt von innen. Wenn wir die Predigt von der Auferstehung gläubigen Sinnes annehmen, wenn wir auf das hören, was aus dem Munde der Apostel bis heute durch die ganze Welt hallt: „Er ist wahrhaftig auferstanden und dem Petrus erschienen“, dann kann auch in uns diese läppische Bemerkung verschwinden: Wir können es nicht glauben. Nein, wir müssen es glauben. „Christ ist erstanden wahrhaft vom Tod. Du Sieger, du König, sieh unsere Not!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Glaubwürdigkeit der Auferstehungszeugen

13.04.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Osterfreude Versammelt!

Die Auferstehung liegt über 1900 Jahre zurück. Das ist ein langer Zeitraum. Aber für die Tatsächlichkeit eines Geschehens kommt es nicht darauf an, ob es längere oder kürzere Zeit zurückliegt, sondern es kommt an auf die Glaubwürdigkeit der Zeugen. In unseren Geschichtsbüchern gibt es vieles, das unzweifelhaft berichtet wird, was noch viel weiter zurückliegt als die Auferstehung. Aber wir haben glaubwürdige Zeugen, die uns von diesen Ereignissen berichten. So ist es auch mit der Auferstehung Jesu. Welches sind die Zeugen des auferstandenen Herrn? Es sind die Apostel. Da stehen sie vor dir in den Evangelien und in der Apostelgeschichte, Petrus und Johannes, Andreas und Jakobus, Philippus und die anderen alle. Es sind keine geschmeichelten Bilder. Ihre Schwächen werden nicht verschwiegen; ihre Fehler werden nicht bemäntelt. Wahrheitsgetreu berichten die Evangelien und die Apostelgeschichte von den Zeugen der Auferstehung.

Ist es möglich, diese Zeugen zu bezichtigen, daß sie die Auferstehung erfunden hätten? Sehen diese Männer wie Betrüger und Lügner aus? Die Apostel sind aufrichtige Männer, die für ihr Zeugnis Beruf, Leben und Ehre geopfert haben. Man betrügt doch nur, um einen Vorteil zu haben; man lügt, um einen Gewinn davonzutragen. Welchen Gewinn hatten die Apostel von dem Zeugnis für den Auferstandenen? Der Name Jesu war verfemt; wer sich zu ihm bekannte, wurde verfolgt. Die Apostel kamen vor Gericht, und sie haben vor dem Hohen Rate ihr Zeugnis bekräftigt: „Wir können nicht schweigen von dem, was wir gesehen und gehört haben.“ Die Apostel haben auch niemals ihr Zeugnis zurückgenommen. Es gibt keinen einzigen von ihnen, der unter der Drohung mit Folter und Tod aufgehört hätte, die Auferstehung Jesu zu predigen. Nein, diese Männer haben nichts erfunden. Sie bezeugen, was ihnen widerfahren ist.

Aber vielleicht haben sie sich eingebildet, was sie wünschten? Am gestrigen Ostertage haben wir gesehen, daß eine Einbildung voraussetzt, daß man sich etwas wünscht, daß man das Verlangen hat, es möchte doch anders sein, als die Wirklichkeit ist. Wir haben gehört, wie die Apostel sagen: „Wir konnten es nicht glauben, aber wir mußten es glauben.“ Sieh dir diese Werkstätigen vom See Genesareth an, diese abgehärteten Fischer, diese sturmerprobten Schiffer mit den sehnigen Armen! Das sind nüchterne Männer; das sind keine verstiegenen Schwärmer, die ein leichtgläubiges Publikum für ihre Aufstellungen suchen. Sie prüften nüchtern und verwarfen das Zeugnis der Frauen. Sie trauten nur der Erfahrung ihrer eigenen Sinne, und sie hatten diese Erfahrung. Sie durften den Auferstandenen sehen, nicht aus täuschender Ferne, sondern aus nächster Nähe, nicht einmal, sondern wiederholt. Sie durften ihn hören, sie durften ihn berühren; sie haben mit ihm zu Tische gesessen und mit ihm gegessen. Alle Sinne waren beteiligt an der Erkenntnis des Auferstandenen. Nein, diese Männer haben sich nichts eingebildet. Sie haben berichtet, was ihnen geschehen war.

Die Apostel haben ihr Zeugnis vom Auferstandenen weitergetragen. Wenn du an ihnen zweifelst, sie können sich nicht mehr wehren, denn sie wandeln nicht mehr unter uns. Aber welchen Grund hast du für deinen Zweifel, du, der du für deine Äußerungen Wahrheit beanspruchst, du, der du zum Richter läufst, wenn man dich einen Verleumder nennt, du, der die Forderung erhebst, daß deinem Worte zu trauen ist? Einmal aber wirst du den Aposteln gegenüberstehen, beim Letzten Gerichte. Da wird jeder einem jeden begegnen. Und was wirst du ihnen dann sagen, wenn du ihrem Zeugnis nicht getraut hast? Was wirst du ihnen antworten, wenn sie dich fragen: „Warum hast du uns nicht Glauben geschenkt?“ Die Apostel haben vom Herrn den Befehl erhalten: „Ihr sollt mir Zeugen sein!“ Und sie haben das Zeugnis weitergetragen nach dem Judenlande, in die ganze Welt des römischen Imperiums

bis hin nach Indien und China. Die Apostel haben für dieses Zeugnis Gut und Blut geopfert. Sie haben Zeugnis abgelegt von den Worten Jesu, von seinen Taten, vor allem aber von seiner Auferstehung. Ihnen war bewußt, daß die Auferstehung der Anker des christlichen Glaubens ist, daß die Auferstehung das Fundament der christlichen Kirche ist. Wenn sie fällt, fällt alles andere hinterher.

„Ihr sollt mir Zeugen sein!“ Das Wort gilt auch für die Kirche des 20. Jahrhunderts. Sie hat keine andere Aufgabe, als das Zeugnis vom Tun und Reden, vor allem aber vom Leiden und von der Auferstehung des Heilandes weiterzutragen. Wir bekennen in dieser Stunde: Der Herr ist auferstanden. Und millionenfach tönt es von allen Seiten der Gläubigen zurück: Ja, er ist wahrhaft auferstanden.

Amen. Alleluja.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (5)

(Über die Verfehlungen gegen die christliche Hoffnung)

19.04.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Am Passionssonntag haben wir uns die Pflicht der Hoffnung vor Augen geführt. Wir sind gehalten, auf Gott zu hoffen. Die Hoffnung ist die vertrauensvolle Erwartung aller Güter, die uns Gott für die Erfüllung seines Willens versprochen hat. Wir empfangen die Fähigkeit zur Hoffnung mit der heiligmachenden Gnade. Die Hoffnung ist also eine eingesenkte, eine eingegossene Tugend, die sich freilich im sittlichen Leben bewähren muß. Und da liegt auch die Fehlerquelle. Man kann sich gegen die Hoffnung verfehlen, entweder, indem man zu wenig oder, indem man zu viel hofft. Zu wenig hofft, wer verzweifelt; zu viel hofft, wer vermessen ist. Wir haben also eine klare Gliederung unserer Überlegungen. Wir müssen nachdenken über die Verzweiflung und über die Vermessenheit.

Die Verzweiflung ist die Aufgabe jeglicher Hoffnung auf Gott und unser eigenes Tun und die Aufgabe auch des Erwartens und Strebens nach der Seligkeit. In der Verzweiflung wird der Mensch irre an den Verheißungen Gottes, die Sünden zu vergeben, dem Menschen Hilfe zu leisten und ihm einst die Seligkeit zu schenken.

Die Verzweiflung hat verschiedene Wurzeln. Gewöhnlich sind es zwei, die zur Verzweiflung führen, einmal die Erkenntnis des Mißverhältnisses zwischen Gottes Anspruch und dem eigenen Tun. Man erkennt die Übergewalt von Gottes Forderungen und sieht das eigene Versagen. Als Kain seinen Bruder Abel erschlagen hatte, war er überzeugt, daß er keine Verzeihung mehr erreichen könnte. „Meine Missetat ist zu groß, als daß Gott mir vergeben könnte.“ Ähnlich war es bei Judas; er hatte den Herrn verraten. Seine Tat kam ihm zu Bewußtsein, und er sah keinen Ausweg mehr. Er nahm einen Strick und erhängte sich. Hieronymus sagt einmal treffend zu diesem Fall des Judas: „Judas hat mehr gesündigt, als er an Gottes Barmherzigkeit verzweifelte, als da er Jesus verriet.“ Die Sünde der Verzweiflung war schlimmer als der Verrat an seinem Herrn und Meister.

Daß Menschen irre werden an der Fügung und Führung Gottes, ist die zweite Wurzel, wie man zur Verzweiflung kommen kann. Das Übermaß des Leids treibt manche Menschen in die Verzweiflung. Wir haben es im deutschen Osten erlebt, wie Menschen, als die Horden der Roten Armee einbrachen und hausten, glaubten, keine Rettung mehr erwarten zu können und verzweifelten und sich in ihrer Verzweiflung selbst den Tod gaben. Aber auch unabhängig von solchen geschichtlichen Ereignissen können Menschen zur Verzweiflung kommen, wenn sie meinen, ihre Lage sei aussichtslos. In wie vielen Ehen, in wie vielen Familien leiden Männer, leiden Frauen untereinander! Wie oft müssen Menschen in einer Ehe klagen: „Ja, du hast mich bitter enttäuscht, und du hast mir das Leben zur Hölle gemacht!“ Wie viele Frauen klagen über alkoholsüchtige Männer, die sich betrinken und dann in der Betrunkenheit die Familie tyrannisieren, die Frau mißbrauchen und die Kinder schlagen! Wenn das über Jahre und Jahrzehnte geht, dann ist es begreiflich, wenn auch nicht zu entschuldigen, daß Menschen dazu kommen, zu sagen: „Ich kann es nicht mehr aushalten.“ Und häufig ist dann der Weg entweder aus der Ehe oder aus dem Leben vorgezeichnet. Das Übermaß an Leid treibt Menschen in die Verzweiflung.

Die Verzweiflung ist normalerweise, also wenn es zur Vollendung des Aktes kommt, eine schwere Sünde. Sie ist sogar eine Sünde gegen den Heiligen Geist, weil sie die Einwirkung der Gnade unmöglich macht. Die Verzweiflung hat auch häufig andere Sünden im Gefolge. Es kommt vor, daß Men-

schen sich aus Verzweiflung den Tod geben. Aber auch andere Sünden können aus der Verzweiflung hervorgehen. Man gibt das Streben auf, man läßt alles laufen. Man sündigt ohne Überlegung, weil man keine Verzeihung mehr erhofft. Ich habe einmal gelesen, daß sich zwei japanische Mädchen in einen Vulkan gestürzt haben aus Verzweiflung über ihre Schuld, aus der sie keinen Ausweg sahen. Die Verzweiflung zieht also gefährliche Sünden nach sich, und wir müssen uns davor hüten, daß wir uns der Verzweiflung überlassen.

Das Erbarmen Gottes ist groß, und Gott gibt uns soviel, wie wir von ihm erwarten. Wir können ihn nicht mehr beleidigen, als wenn wir ihm nichts zutrauen. In der Verzweiflung rauben wir ihm ein Stück seiner Ehre, weil wir ihm nicht mehr zutrauen, daß er retten kann, daß er helfen kann, daß er uns auch durch schlimmstes Leiden in seine Seligkeit führen kann. Wir sind verpflichtet, gegen alle menschliche Hoffnung, gestützt auf göttliche Hoffnung zu vertrauen und auf Gottes Hilfe zu warten.

Die zweite Verfehlung gegen die Hoffnung ist die Vermessenheit. Es scheint, daß diese Sünde heute häufiger ist als früher. Vermessenheit liegt dann vor, wenn man die Seligkeit erwartet ohne Verdienste, oder wenn man die Vergebung erwartet ohne Bekehrung. Beides sind Grundformen der Vermessenheit: Gottes Verzeihung erwarten ohne Reue und Buße und die himmlische Seligkeit erwarten ohne Mitwirken, ohne Verdienste. Der Verlust des Bußgeistes, den wir in den letzten Jahren, in den letzten Jahrzehnten in unserer Kirche erlebt haben, legt die Vermutung nahe, daß heute viele Christen im Zustand der Vermessenheit leben. Sie meinen, Gott werde ihnen den Himmel schenken, auch wenn sie nichts tun. Sie meinen, er werde ihnen verzeihen, auch wenn sie sich nicht anstrengen.

Die Vermessenheit tritt in vier Formen auf. Einmal darin, daß der Mensch meint, er könne sich das Heil aus eigener Kraft erwerben. Das ist die Hybris der Pelagianer, die meinen, eigenes Tun und nicht Gottes Hilfe würde ihnen das Heil und den Ausweg aus allen Situationen verschaffen. Es ist ganz falsch, allein auf sich oder andere Menschen oder irdische Mittel zu vertrauen. Wer sich selbst nur zum Schützer hat, der ist verlassen. Wer Gott zum Schützer hat, der kann wahrhaft auf die Hilfe Gottes bauen. Der Mensch ist schwach und hilflos, er ist wie ein Rohr, auf das man sich stützt; das Rohr zerbricht oder dringt durch die Hand.

Die zweite Fehlform der Vermessenheit besteht darin, daß man das Heil erwartet, ohne etwas dazu zu tun, daß man Hilfe erwartet, ohne mitzuwirken. „Es ist zwar wahr, daß Gott dich selig machen will“, sagt unser schlesischer Dichter Angelus Silesius. „Glaubst du, er will's ohne dich, dann glaubest du zuviel.“ Wie schön hat dieser geistliche Dichter hier diese Wahrheit eingefangen, daß man mitwirken muß. „Es ist zwar wahr, daß Gott dich selig machen will. Glaubst du, er will's ohne dich, dann glaubest du zuviel.“ Der Mensch muß mitwirken, er muß sich anstrengen, er muß seine Kräfte aufbieten. Gott hilft dem Schiffer, aber er muß rudern. „Der dich ohne dich geschaffen hat, will dich nicht ohne dich rechtfertigen“, sagt der heilige Augustinus. Wir müssen also alles aufbieten, um das Heil zu erringen, und dann auf Gott hoffen.

Eine dritte Fehlform, die sich als Vermessenheit kundtut, ist die Versuchung Gottes. Wir wissen von einer solchen Versuchung Gottes aus der Heiligen Schrift. Der Satan versuchte Jesus. Er nahm ihn mit in die heilige Stadt, stellte ihn auf die Zinne des Tempels und sprach zu ihm: „Bist du Gottes Sohn, so stürze dich hinab; denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln deinetwegen befohlen, daß sie dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stoßest.“ Jesus entgegnete ihm: „Es steht auch geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, nicht versuchen!“ Hier haben wir also eine solche Versuchung Gottes vor uns. Wer mutwillig sich in die Gefahr begibt und dabei auf außerordentliche Hilfe Gottes rechnet ohne vernünftige Gründe, der versucht Gott. Wer sich mutwillig in die Gefahr begibt, der darf nicht auf Gott hoffen. Wir dürfen auf Gott hoffen, wenn wir das tun, was sein Wille ist, aber nicht, wenn wir seinem Willen zuwider handeln. In den Zeiten, da die Strafrechtspflege noch nicht über die heutigen Mittel der Erkenntnis verfügte, griff man zu Gottesurteilen, wie man das nannte, um einen Schuldigen oder einen Verdächtigen zu überführen. Man ließ also einen Mann, der im Verdacht stand, ein Verbrechen begangen zu haben, über glühendes Eisen laufen, oder man ließ ihn die Faust in kochendes Wasser tauchen und meinte, wenn er unschuldig sei, werde Gott ihn vor dem Verbrennen, vor dem Versengtwerden bewahren. Das war nicht Gottes Wille. Er wirkt nicht Wunder auf Befehl der Menschen. Das hieß Gott herausfordern, das hieß Gott

versuchen, und deswegen hat die Kirche gegen diese Gottesurteile Einspruch erhoben und sie schließlich auch zur Abschaffung gebracht.

Eine vierte und letzte Weise, wie man vermessen sein kann, besteht darin, daß man fort und fort sündigt, in dem Vorsatz, in der Sünde zu verharren, weil man auf Gottes Barmherzigkeit vertraut. Hier wird die Barmherzigkeit Gottes das Motiv oder der Vorwand, um in der Sünde zu bleiben. Das heißt wahrhaft Gott herausfordern. Die Heilige Schrift hat gegen solche Herausforderungen Protest erhoben im Buche Sirach. „Sage nicht: Ich habe gesündigt, und was ist mir geschehen? Der Herr ist langmütig. Sei nicht ohne Furcht betreffs der Vergebung, daß du Sünde auf Sünde häufst. Sage nicht: Seine Barmherzigkeit ist groß, er wird mir schon meine vielen Sünden vergeben. Bei ihm ist wohl Barmherzigkeit, aber auch Zorn. Auf den Sündern lastet sein Grimm. Säume nicht, dich zum Herrn zu bekehren. Verschiebe es nicht von einem Tag zum anderen. Denn plötzlich bricht aus der Zorn des Herrn, und du wirst weggerafft am Tage der Vergeltung.“ Man muß bedenken, daß Gott nicht nur barmherzig ist, daß er auch gerecht ist. Gottvertrauen und Furcht müssen sich die Waage halten.

Verzweiflung und Vermessenheit sind die beiden Formen, wie man sich gegen die Hoffnung verfehlen kann. Der Verzweifelte hofft zu wenig, der Vermessene hofft zu viel. Wir sollen alles von Gott erwarten und gleichzeitig alles tun, was in unseren Kräften steht.

Ein Meister des geistlichen Lebens, der heilige Ignatius von Loyola, hat diese Wahrheit einmal so ausgedrückt: „Dein Vertrauen auf Gott sei so tätig, als wenn Gott nichts, du alles tun müßtest. Deine Tätigkeit sei so voll Gottvertrauen, als wenn du nichts, Gott alles tun müßte.“ Gehe hin und tue desgleichen!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (6)

(Über die Pflicht zur Gottesliebe)

26.04.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vor geraumer Zeit vorgenommen, die Pflichten des Menschen gegen Gott zu bedenken. Wir waren dabei auf die göttlichen Tugenden gestoßen, die ebenso viele Befehle Gottes sind, nämlich Glaube und Hoffnung. Es bleibt uns heute, die Liebe zu betrachten. Gott gebietet uns, zu glauben; er befiehlt uns, zu hoffen. Aber er verlangt auch, daß wir ihn lieben. Wir wollen drei Fragen stellen und sie zu beantworten versuchen, nämlich

1. Was ist Liebe?
2. Warum sollen wir Gott lieben?
3. Wie sollen wir ihn lieben?

Die erste Frage lautet: Was ist Liebe? Die Liebe, von der hier gesprochen wird, ist die heilige Liebe, nicht das, was die Welt Liebe nennt. Liebe ist das am meisten geschändete Wort in allen Sprachen. Die Liebe, die wir zu Gott haben sollen, ist die Freundesliebe. Man kann die Liebe als ein Freundesverhältnis bezeichnen, und der Herr sagt es ja selbst: „Ich nenne euch nicht mehr Knechte, ich nenne euch Freunde, weil ich euch alles geoffenbart habe, was ich von meinem Vater gehört habe.“ Zwischen Freunden besteht eine Gemeinschaft, eine Einheit des Geistes, eine Verbundenheit. Freunde erweisen sich durch Wohlwollen, Wohltun und Einmütigkeit des Geistes. Die Liebe, die wir zu Gott hegen, ist also eine Freundesliebe; sie ist ein Freundesbund; sie ist ein Freundesverhältnis. Sie ist auch eine Tugend, eine göttliche Tugend, d.h. ein göttliches Geschenk, denn die göttlichen Tugenden haben ihren Namen daher, daß sie uns von Gott geschenkt werden und daß sie Gott zum Ziel haben. Es sind eingegossene, nicht erworbene Tugenden. Auch die übernatürliche Liebe wird uns von Gott geschenkt. Mit der Gnade zieht sie in unsere Seelen ein. Wenn der Heilige Geist kommt, bringt er die Liebe gleichsam mit. „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in euren Herzen durch den Heiligen Geist.“

Die Liebe Gottes ist also ein übernatürliches Tätigkeitsprinzip, durch das wir Gott freudig und leicht lieben und uns mit ihm vereinigen. Die Wirkursache der Liebe kann nur Gott sein. Aber der Mensch ist deswegen nicht unbeteiligt. Gott gibt uns die Liebe nach dem Maße seiner Einsicht und seiner Kraft, aber der Mensch muß dabei mitwirken; er muß sich dafür disponieren, wie das Konzil von Trient sagt. Und wie disponiert man sich für den Empfang der göttlichen Liebe? Durch Glaube, durch Hoffnung, durch Furcht, heilige Furcht, durch anfanghafte Liebe, durch Vorsatz und Reue. Diese Elemente nennt das Konzil von Trient, wenn es sagt: Der Mensch muß sich vorbereiten auf den Empfang der göttlichen Liebe. Freilich ist diese Vorbereitung auch schon wieder getragen von der aktuellen Gnade, von der helfenden Gnade. Aber das ändert nichts daran, daß sie ein echtes Tun, ein echtes Mittun, ein echtes Mitwirken des Menschen ist.

Die zweite Frage lautet: Warum sollen wir Gott lieben? Wir sollen Gott lieben erstens, weil Christus es geboten hat, und Christus ist der Gesetzgeber. „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüte und aus allen deinen Kräften.“ Wir sollen Gott lieben, weil Gott zweitens das schönste und vollkommenste Gut ist. Wir bewundern schon die Werke der Schöpfung in ihrer Weisheit, in ihrer Ordnung, in ihrer Kraft. Wie muß erst der beschaffen sein, dem alles dies zu verdanken ist! Gott ist das höchste und vollkommene Gut, und die Schönheit zieht unsere Liebe an. Wo Schönheit ist, da müssen wir gleichsam lieben, denn dabei entsteht das Wohlgefallen und das Wohlwollen, und das ist Liebe. Wir sollen Gott schließ-

lich drittens lieben, weil er uns unendlich liebt und uns zahllose Wohltaten erwiesen hat. Die Liebe Gottes zeigt sich vor allem in der Hingabe seines Sohnes. „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn für sie dahingab.“ Und der heilige Augustinus jubelt: „Den Knecht zu erretten, hast du den Sohn hingegeben!“ Wahrhaftig, Gott erweist uns unendlich viele Wohltaten übernatürlicher und natürlicher Art. Alles, was wir an Gutem empfangen, kommt in letzter Linie von Gott. „Jede gute Gabe und jedes vollkommene Geschenk kommt von oben, vom Vater der Lichte.“ Selbstverständlich vermittelt durch Zwischenursachen, aber diese Zwischenursachen bewegen sich in seiner Kraft. Wir sollen also Gott lieben, weil Christus es geboten hat, weil Gott das schönste und vollkommenste und erhabenste Gut ist und weil Gott uns unendlich liebt und uns zahllose Wohltaten erweist.

Drittens: Wie sollen wir Gott lieben? Wir sollen Gott lieben erstens, indem wir beständig an ihn denken. Wir sollen uns in Gott gleichsam bewegen. Der Volksmund sagt richtig: „Wes das Herz voll ist, des läuft der Mund über.“ Wenn wir also Gott wirklich lieben, dann werden wir uns in allen unse- ren Absichten, Handlungen und Betätigungen auf ihn ausrichten; dann werden wir alles mit Gott be- ginnen, mit Gott durchführen und mit Gott beenden. Wir werden beständig an ihn denken. Wir wer- den auch gern von ihm sprechen. Ich bin manchmal betrübt über die Unwilligkeit oder Unfähigkeit von Christen, von guten Christen, die nicht in der Lage sind, einem anderen, einem Nichtchristen oder einem Ungläubigen, ein Wort von Gott zu sagen. Wir sind es Gott schuldig, daß wir von ihm rühmend reden. Die Apostel haben die *magnalia dei* verkündet, die Großtaten Gottes. Wir lieben Gott also, indem wir beständig an ihn denken.

Wir lieben ihn zweitens, indem wir alles fliehen, was uns von ihm trennt. Was trennt uns denn von Gott? Nun, die Sünde. Wer Gott liebt, der meidet die Sünde, der ist bestrebt, den guten Gott nicht zu betrüben, zu kränken, zu beleidigen. Wer Gott liebt, der flieht die Sünde.

Drittens zeigen wir unsere Liebe zu Gott, indem wir für ihn arbeiten. Gott hat das Werk seiner Schöpfung und seiner Erlösung uns anvertraut, nicht nur den Priestern, auch allen Gläubigen. Sie sol- len zu ihrem Teil, an ihrer Stelle das Erlösungswerk weitertragen, vor allem, indem sie den Glauben verbreiten, im Glauben leben, nach dem Glauben wirken, aus dem Glauben ihr Leben gestalten. Wer Gott liebt, hat Eifer für ihn. Der Eifer ist das Erzeugnis der Liebe. Also müssen wir darum uns küm- mern, daß der Glaube weitergetragen wird, daß sie Ungläubigen bekehrt werden, daß die Abständigen zurückgeführt werden. Es darf uns keine Ruhe lassen, daß noch nicht alle zum Vater der Lichte und zu seinem Sohn Jesus Christus bekehrt sind.

Wer Gott liebt, der nimmt auch viertens alles aus Gottes Hand entgegen, Gutes und Schlimmes. Er dankt für die Wohltaten, die Gott ihm unablässig erweist, er trägt aber auch die Leiden, die Gott ver- ordnet, die er auf seine Schulter nehmen muß. Wer Gott liebt, tut alles und trägt alles um Gottes wil- len. Wir sollen Gott lieben aus allen unseren Kräften, wir sollen ihn lieben über alles. Aus allen unse- ren Kräften, das bedeutet, daß wir in allem, was wir tun, Gott suchen, daß wir uns nicht den Geschöpfen um der Geschöpfe willen zuwenden, sondern daß wir in den Geschöpfen den Schöpfer sehen, und daß wir um des Schöpfers willen den Geschöpfen uns zuwenden. Wir sollen Gott über alles lieben, das heißt, wir dürfen ihm nichts vorziehen. Wir müssen alles weggeben, wenn Gott es verlangt.

O daß, meine lieben Freunde, wir doch in der Liebe wachsen möchten! Der Glaube ist das Funda- ment, die Hoffnung ist unentbehrlich, denn sie richtet unseren Blick nach oben. Aber die Liebe ist die Krönung. Die Liebe verbindet uns unmittelbar mit Gott. O daß wir doch sprechen könnten mit unse- rem schlesischen Dichter Angelus Silesius:

*„Ich will dich lieben, meine Stärke,
ich will dich lieben, meine Zier.
Ich will dich lieben mit dem Werke
und immernwährender Begier.
Ich will dich lieben, schönstes Licht,
bis mir das Herz im Tode bricht.“*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (7)

(Über die Pflicht zur Nächstenliebe)

03.05.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Verbindung mit Gott, die für unser Diesseits und Jenseits lebensnotwendig ist, wird hergestellt durch die göttlichen Tugenden, durch die auf Gott sich beziehenden Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Wir hatten an den vergangenen Sonntagen diese Tugenden zu entfalten und zu verstehen versucht. Am letzten Sonntag sprachen wir von der Liebe, von der übernatürlichen Liebe zu Gott. Wir erkannten, daß die Liebe ein dreifaches Moment in sich schließt, nämlich das Wohlwollen, das Wohltun und die Einmütigkeit der Gesinnung. Wir haben heute zu diesem Thema noch einige andere Fragen zu stellen und sie zu beantworten zu versuchen, nämlich

1. Welche Veränderungen sind in der Liebe möglich?
2. Welches sind die Motive der Liebe?
3. Welches ist ihr Gegenstand?

Die erste Frage lautet: Welche Veränderungen der übernatürlichen Liebe sind möglich? Die Antwort lautet: Die Liebe kann vermehrt oder vermindert werden, sie kann aber auch verlorengehen. Die Liebe ist ja eine Annäherung an Gott, und diese Annäherung ist in sich unbegrenzt. Die Liebe kann also gesteigert und vermehrt werden. Und deswegen betet die Kirche: „Gib uns Wachstum im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe!“

Die Liebe soll in uns vermehrt werden; wir sollen Gott immer mehr lieben. Wodurch wird die Liebe vermehrt? Sie wird vermehrt - und das ist die Wirkursache - durch Gottes allmächtiges Erbarmen. Gott ist die einzige Wirkursache der Vermehrung. Aber das schließt die Tätigkeit des Menschen nicht aus, sondern ein; denn Gott vermehrt die Liebe nur dem, der sich dafür disponiert, der also seine Seele in einen Zustand versetzt, wiederum in der Kraft der Gnade, der für die Aufnahme eines größeren Maßes an Liebe geeignet ist. Was müssen wir tun, um diese Vermehrung der Liebe von Gott zu verdienen? Jawohl, verdienen! Das ist der Ausdruck, auch wenn er dem Herrn Spital in Trier nicht paßt. Wir verdienen die Vermehrung der Liebe. Wir verdienen sie durch gute Werke. Durch gute Werke, die in der Kraft der Gnade vollbracht werden, verdienen wir uns die heiligmachende Gnade, die himmlische Glorie und die Vermehrung der himmlischen Glorie. Wir müssen also bemüht sein, durch gute Werke uns zu disponieren für die Vermehrung der Liebe in uns. Gute Werke sind zum Beispiel die Losschälung von der Anhänglichkeit an die irdischen Dinge; gute Werke sind die Werke der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit; ein gutes Werk ist die Erweckung der Liebe zu Gott. „O mein Gott und Herr, ich liebe dich von ganzem Herzen über alles und meinen Nächsten wie mich selbst, weil du das unendlich liebenswürdige Gut bist.“ Das ist Erweckung der Liebe.

Die Liebe kann auch vermindert werden. Sie wird vermindert durch die läßliche Sünde und durch Nachlässigkeit in der Verrichtung guter Werke. Das Christenleben ist anstrengend, meine lieben Freunde, und deswegen sucht man es heute zu entschärfen; man sucht es bequem zu machen. Die gesamten sogenannten Pseudoreformen der letzten drei Jahrzehnte stehen unter dem Generalnenner Erleichterung, Bequemlichkeit. Das ist keine Reform! Nein, wer nicht aufpaßt, bei dem wird die Liebe vermindert. Wer nachlässig ist in der Verrichtung guter Werke, wer in die läßliche Sünde verfällt, der vermindert die übernatürliche Liebe in sich, und er ist auf dem Wege, sie zu verlieren.

Die übernatürliche Liebe wird verloren durch die schwere Sünde. Mit der Gnade wird auch die Liebe durch die schwere Sünde vertrieben. Jede schwere Sünde hat diese Folge, nicht nur etwa eine Sünde, die unmittelbar gegen die Gottesliebe gerichtet ist, nein, jede schwere Sünde. Es besteht heute ein moraltheologischer Irrtum, daß nämlich nur die Sünden, die unmittelbar gegen Gott gerichtet seien, schwere Sünden seien. Das ist ganz falsch. Das widerspricht der Botschaft des Neuen Testaments. Im 1. Brief an die Korinther schreibt der Apostel Paulus: „Wisset ihr nicht, daß Ungerechte das Reich Gottes nicht erben werden? Täuschet euch nicht: Weder Unzüchtige noch Götzendiener, weder Ehebrecher noch Weichlinge, weder Knabenschänder noch Diebe, weder Habsüchtige noch Trunkenbolde, weder Lästerer noch Räuber werden das Reich Gottes erben.“ Hier wird also ganz klar gesagt, daß jede schwere Sünde vom Reiche Gottes, und das heißt natürlich auch von der Liebe, die ja zum Reiche Gottes führt, ausschließt. Ähnlich im 1. Timotheusbrief: „Das Gesetz ist nicht für die Gerechten gegeben, sondern für die Ungerechten und Unbotmäßigen, Gottlosen und Sünder, Lasterhaften und Gemeinen, Vatermörder und Muttermörder, Menschenmörder, Unzüchtigen, Knabenschänder, Menschenräuber, Lügner und Meineidigen und was sonst noch der gesunden Lehre widerstreitet.“ Wir müssen uns also vor jeder schweren Sünde hüten, wenn wir die übernatürliche Liebe bewahren wollen.

Die zweite Frage, die wir uns stellten, war: Welche Motive haben wir denn für die übernatürliche Liebe? Nun, das entscheidende Motiv für die echte übernatürliche Gottesliebe kann nur Gott selbst sein. Gott in seiner Schönheit und Größe, Gott in seiner Güte und Allmacht, Gott in seinem Erbarmen und seiner Gerechtigkeit, das ist das entscheidende Motiv für die übernatürliche Liebe. Weil Gott so ist, wie er ist, deswegen lieben wir ihn. Seine wesenhafte Güte, seine wesenhafte Schönheit, seine wesenhafte Erhabenheit, das ist der Grund unserer übernatürlichen Liebe. Aber freilich, Gottesliebe und Nächstenliebe sind eng verbunden, ja, sie sind eigentlich ein Gebot, weil wir nämlich in Gott auch alles lieben, was zu Gott gehört; und zu Gott gehört eben alles, was er geschaffen hat und zur Seligkeit berufen hat. Deswegen ist sekundäres Prinzip der übernatürlichen Liebe die gesamte Schöpfung, soweit sie zur Seligkeit berufen ist. Diese übernatürliche Liebe ist von ungeheurer Bedeutung und von größtem Wert. Wer nämlich die übernatürliche Liebe hat, der ist ein Freund Gottes, in dem ist nichts Verdammenswertes, der ist gewissermaßen jetzt schon der Seligkeit gewiß. Das ist das große Geheimnis und die tiefe Freude der übernatürlichen Gottesliebe. Wer in ihr lebt, dem steht der Himmel offen.

Eine besondere Dimension nimmt die übernatürliche Gottesliebe an, wenn sie sich mit der Reue verbindet. Übernatürliche Reue, Liebesreue, wie wir sagen, disponiert den Menschen augenblicklich zum Empfang der heiligmachenden Gnade. Der Todsünder, der fähig und imstande ist, Liebesreue zu erwecken, wird von Gott - wiederum als der einzigen Wirkursache - in den Zustand der Gnade versetzt, freilich verbunden, einschlußweise verbunden mit der Sehnsucht nach dem Sakrament; denn wir wissen, daß Gott ein Sakrament der Sündenvergebung eingesetzt hat, für die Ungetauften die Taufe, für die Getauften das Bußsakrament. Also noch einmal: Wer übernatürliche Liebesreue, verbunden mit dem Wunsch und der Absicht, so bald wie möglich das Bußsakrament zu empfangen, besitzt, dem werden jetzt schon, vor Empfang des Sakramentes, die schweren Sünden vergeben. Es ist das eine schöne, aber auch eine gefährliche Botschaft. Schön ist sie, weil sie uns die Freiheit gibt, augenblicklich aus einem Ungerechten ein Gerechter, aus einem Sünder ein Heiliger zu werden. Gefährlich ist sie, weil wir uns täuschen können über unsere Fähigkeit und unsere Kraft, übernatürliche Liebesreue zu erwecken.

Der Catechismus Romanus, also jener Katechismus, den das Konzil von Trient zu erlassen geboten hat und der dann von Papst Pius V. und Clemens XIII. herausgegeben wurde, befaßt sich mit diesem Thema. Er schreibt über diese Liebesreue folgendes: „Fürs erste ist also zu lehren, daß die Einsetzung der Beicht uns im höchsten Grade nützlich und geradezu notwendig gewesen sei. Denn wenn wir auch zugeben, daß durch die Reue die Sünden getilgt werden, wer weiß nicht, daß jene so heftig, lebhaft und heiß sein müsse, daß die Bitterkeit des Schmerzes mit der Größe der Missetaten verglichen und gleichgestellt werden könne. Weil aber nur sehr wenige zu dieser Stufe gelangen würden, so folgte daraus auch, daß auf diesem Wege nur die wenigsten Verzeihung der Sünden hoffen dürfen.“ Der Catechismus Romanus ist also keineswegs sehr optimistisch über die Fähigkeit der Menschen, Liebesreue zu erwecken, und deswegen betont er um so dringlicher die Notwendigkeit, das Bußsakrament zu

empfangen. Denn das Bußsakrament tilgt die Sünden mit absoluter Sicherheit, auch wenn die Liebesreue nicht vorhanden ist, sondern wenn nur unvollkommene Reue, die also aus der Besorgnis für das eigene Schicksal hervorgeht, vorliegt. Aber noch einmal: Wir wollen die Lehre von der Liebesreue nicht unterschlagen. Sie ist ein großer Trost, und wir sollen uns darum bemühen, daß wir Menschen werden, geeignet und fähig, Liebesreue zu erwecken.

Die dritte Frage, die wir uns stellten, war: Welche Gegenstände umfaßt denn die übernatürliche Liebe? Nun, natürlich an erster Stelle Gott. Gott, unser Freund, Gott, der Freund der Menschen, der Beseliger, der Erlöser, der Heiligmacher, Gott ist es, den wir als ersten Gegenstand unserer Liebe umfassen müssen. Es ist nicht unmöglich, den unsichtbaren Gott zu lieben. Er hast sich uns ja in lebenswürdiger Weise geoffenbart. Er hat uns ein Kindlein gesandt, das wir lieben können; er hat uns einen einsamen Wanderer an den Gestaden von Tiberias gesandt, den wir lieben können; er hat uns einen Gekreuzigten gesandt, den wir in Liebe und Dankbarkeit und mit Tränen umfassen können. Es ist also nicht unmöglich, Gott zu lieben, auch wenn er unsichtbar ist. Wir wissen von ihm aus der Offenbarung Jesu, wie schön, wie herrlich, wie erhaben, wie gewaltig und wie mächtig er ist. Wir können Gott lieben, und wir sollen ihn lieben. Wir dürfen ihn lieben. Das ist das wunderbare Geheimnis unserer Berufung zur Seligkeit: Wir dürfen ihn lieben. Er hat uns aufgefordert, ihm Liebe entgegenzubringen.

Aber wir müssen mit Gott gleichzeitig alles umfassen, was zu ihm gehört; und zu ihm gehört eben alles, was er geschaffen und zur Seligkeit berufen hat. Wir müssen also auch die Menschen lieben um Gottes willen. Wir müssen in Gott die Menschen lieben, und wir müssen die Menschen um Gottes willen lieben. Da erheben sich Schwierigkeiten, denn wir wissen, wie viele Menschen wenig lebenswürdig sind. Wir kennen garstige Menschen, wir kennen Täuscher, rechthaberische, eigensinnige, boshafte Menschen. Die alle sollen wir lieben? Ja, die alle müssen wir lieben. Wir müssen sie lieben in Gott und um Gottes willen. Wir müssen sie lieben, weil hinter jedem dieser Menschen Gottes Wirklichkeit und Gottes Wille steht.

Es gibt zwei Mittel, meine lieben Freunde, wie man Menschen, die einem unsympathisch sind, lieben kann. Das erste Mittel ist: Man muß Mitleid mit ihnen haben. Sie sind in dem Gefängnis ihrer schlechten Eigenschaften, ihrer Untugenden gleichsam eingeschlossen und reißen sich die Finger blutig, um herauszukommen. Ja, da muß man doch Mitleid haben mit diesen Menschen, die so unglücklich sind, daß sie es sich mit allen verderben, daß sie überall Schwierigkeiten machen und daß keiner sie mag. Mit solchen Menschen muß man doch Mitleid haben. Und Mitleid ist der Anfang der Liebe. Das zweite Mittel besteht darin, daß wir für sie beten. Sie müssen einmal die Probe aufs Exempel machen. Wenn Sie regelmäßig für Menschen, die Sie nicht mögen, beten, vollzieht sich in Ihrem Herzen eine Änderung. Ihr Herz wandelt sich und erträgt diese Menschen, findet sie unter Umständen sogar liebenswert. Denn es ist so, daß kein Mensch auf dieser Erde nur unliebenswerte Eigenschaften hat. Jeder hat auch liebenswerte Eigenschaften, und die muß man eben herausfinden.

Wir müssen auch die Sünder lieben. Natürlich nicht, insofern sie Sünder sind, sondern insofern sie Geschöpfe Gottes und zur Seligkeit berufen und sie zu erlangen fähig sind. Wir müssen die Sünder lieben. Die Sünde müssen wir hassen, aber die Sünder müssen wir lieben. Wie sollen sie denn aus ihrem Elend herausfinden, wenn sie keine Liebe erfahren? Nur die Liebe kann sie retten, nicht der Zorn. Ja, wir müssen sogar unsere Feinde lieben. Die Feinde tragen Menschenantlitz. Es gibt schon eine rein natürliche Liebe zu den Feinden, die haben schon die Heiden des Altertums geübt. Sokrates hat die Feindesliebe bewiesen, Platon hat sie gepriesen. Also schon die heidnischen Philosophen wußten, daß es eine natürliche Feindesliebe gibt, die auf der Gemeinsamkeit der Menschennatur beruht. Wir Christen haben nicht nur eine natürliche, sondern eine übernatürliche Feindesliebe. Wir lieben den Feind, weil er zur Seligkeit berufen ist, weil er in der Gnade stehen soll, weil Gottes Liebe auch in seinem Herzen ausgegossen sein will. Die Feindesliebe zerfällt in Pflicht und Rat. Manche Handlungen gegenüber dem Feind sind pflichtmäßig; wir dürfen dem Feind nicht die gewöhnliche Freundlichkeit und Höflichkeit verweigern. Wenn Menschen großlos aneinander vorbeigehen, dann ist das ein böses Zeichen. Und wir müssen bereit sein, das ist das Minimum der Feindesliebe, wir müssen bereit sein, dem Feind in der Not zu helfen. Das ist pflichtmäßig, dem Menschen, der unser Feind ist, die allgemeinen Menschenpflichten, Menschenfreundlichkeiten erweisen und ihm in der Not helfen. Darüber

hinaus geht der Rat der Feindesliebe, daß wir ihm eben mehr als das Pflichtmäßige an Liebe erweisen. Die Sünden gegen die Feindesliebe zerfallen in solche der Apathie, der Antipathie und des Hasses. Apathie, Antipathie ist Abneigung. Sie ist verständlich, aber nicht berechtigt. Wir müssen die Abneigung zu überwinden versuchen. Wir müssen uns so lange mit dem Feind befassen und so lange für ihn beten, bis wir die Abneigung überwunden haben. Und Haß darf nicht in unser Herz einsteigen. Haß ist Wille zum Schaden und zur Vernichtung. Wer haßt, fällt selbst aus der Liebe heraus. Nein, Haß darf in uns nicht sein. Und wenn es die schlimmsten Feinde wären, wir müssen für ihr Seelenheil besorgt sein, indem wir sie wenigstens mit dem Minimum der pflichtmäßigen Liebe umfassen.

Das waren die drei Fragen, die wir uns heute stellten, nämlich: Welche Veränderungen sind in der übernatürlichen Liebe möglich? Und zweitens: Welche Motive haben wir, diese übernatürliche Liebe zu hegen? Und drittens: Welche Gegenstände müssen wir mit übernatürlicher Liebe umfassen? Der Herr hat es uns im Evangelium eindeutig gesagt: Alles Gute und Böse, was wir dem Nächsten erweisen, das erweisen wir ihm. „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Gott stellt sich gleichsam vor jeden Menschen, um ihn zu schützen. Man kann einem Menschen kein Unrecht tun, ohne daß man zuvor Gott Unrecht getan hat. Und das soll das Kennzeichen der Seinen sein, daß sie einander lieben. „Daran sollen alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr einander liebet.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (8)

(Über Ordnung und Eigenschaften der christlichen Liebe)

10.05.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unser Thema ist seit mehreren Wochen die übernatürliche Liebe zu Gott. Was kann es Dringenderes und was kann es Schöneres für den christlichen Prediger geben, als über die Liebe zu Gott zu sprechen? Wir haben aber erkannt, daß die Liebe zu Gott die Geschöpfe umfaßt. Man kann Gottesliebe und Menschenliebe nicht wie zwei Arten der Liebe trennen. Nein, sie gehören zusammen; denn wer Gott liebt, liebt alles, was zu Gott gehört. Er ist verpflichtet, auch alles zu lieben, was Gottes ist. Gottesliebe und Nächstenliebe sind also in der christlichen Liebe, in der übernatürlichen Liebe untrennbar verbunden. Der heilige Johannes hat diese innerliche Verbindung oft in seinem Schrifttum ausgesprochen. „Wenn einer den Bruder haßt, den er sieht, wie kann er dann Gott lieben, den er nicht sieht?“ Wenn wir also von Liebe sprechen, dann meinen wir die übernatürliche Gottesliebe, die sich aber auswirkt in der Liebe zum Nächsten, zum Fremden und zum Feinde. – Wir haben heute vier weitere Punkte der übernatürlichen Liebe zu besprechen, nämlich

1. die Ordnung,
2. die Eigenschaften,
3. die Notwendigkeit und
4. die Wirkung.

An erster Stelle müssen wir uns befassen mit der Ordnung der übernatürlichen Liebe. Es ist gar keine Frage, daß Gott über alles geliebt werden muß. Ihm kommt nichts gleich, denn er ist der Höchste und Liebenswertigste von allen. Es ist nicht möglich, ihm irgend etwas vorzuziehen, ohne ihn zu kränken und zu beleidigen. Die Liebe Gottes geht also allem vor. Aber bei den Geschöpfen ist eine Abstufung möglich, ja notwendig; es gibt eine Ordnung der Liebe, eine Ordnung der Selbstliebe und eine Ordnung der Nächstenliebe.

Die Ordnung der Selbstliebe hat als erstes Prinzip den Satz: Man darf sein eigenes Seelenheil nicht gefährden, um anderen beizuspringen. Man darf sein eigenes Seelenheil nicht aufs Spiel setzen, um anderen zu helfen. Das eigene Seelenheil geht der Hilfe gegenüber den anderen vor. Das ist ein Satz, der deswegen so fundamental ist, weil manche Menschen in vermeintlicher Nächstenliebe ihr Seelenheil gefährden, um anderen zu helfen. Nach Ende des Krieges machte in Deutschland ein Roman viel von sich reden, weil er eine berühmte Autorin zum Urheber hatte. In diesem Roman wurde geschildert, wie eine Frau, eine liebende Frau einen geschiedenen Mann heiratet und damit ihr Seelenheil gefährdet, um ihm zu helfen in seiner Verlassenheit und in seiner Not. Es ist nicht gestattet, das eigene Seelenheil aufs Spiel zu setzen, um anderen Hilfe zu bringen. In allen anderen Punkten, in den zeitlichen Dingen ist es durchaus möglich, ja geraten und manchmal pflichtmäßig, das eigene Wohl hinter dem Wohl des anderen zurückzusetzen. Vor allem, wenn das Gemeinwohl auf dem Spiele steht, dann muß man das eigene Wohl hinter dem Gemeinwohl zurücktreten lassen. Das ist die Ordnung der Selbstliebe.

Bei der Nächstenliebe gibt es zwei Grundsätze, nämlich: Man muß den Nächsten objektiv lieben nach seinem eigenen Wert. Wer höhere Werte verwirklicht, wer also ein wertvollerer Mensch, der hat auch Anspruch auf höhere Wertschätzung. Wir müssen objektiv sein und zugeben: Wenn einer

vollkommener ist, wenn er mehr Güte besitzt als ein anderer, dann hat er auch Anspruch auf höhere Wertschätzung. Aber das zweite Prinzip ist gleich danebenzustellen, nämlich: Das Wohltun und das Wohlwollen richten sich nach der Nähe des anderen zur eigenen Person. Wir sind zur werktätigen Nächstenliebe verpflichtet, vor allem gegenüber denen, die uns nahestehen. Da kommen in Frage Verwandte und Bekannte und Nachbarn; auch die Landsmannschaft spielt eine Rolle, der Beruf. Ein Priester hat als Nächste diejenigen, die ihm anvertraut sind, und ein Betriebsführer hat die als Nächste, die in seinem Betrieb arbeiten. Denen muß er also eine - von aller Wertschätzung einmal abgesehen - werktätige Nächstenliebe erweisen.

Die Ordnung der Liebe ist vor allem gefragt, wenn Menschen in Not sind. Welche Grundsätze gelten für die Hilfe in der Not? Nun, wenn jemand in seelischer Not ist, in äußerster seelischer Not sich befindet, dann muß man ihm helfen, selbst unter Gefährdung des eigenen Lebens. Ein Priester müßte zu einem mit ansteckender Krankheit Behafteten gehen, wenn er weiß, er ist empfänglich für die Sakramente, er bedarf ihrer, und es gibt niemanden, der ihn in dieser Angelegenheit vertreten könnte. Also in äußerster seelischer Not muß man selbst unter Einsatz des Lebens dem anderen zu Hilfe kommen, wenn begründete Aussicht besteht, daß diese Hilfe dem anderen zum ewigen Heile verhelfen wird. Bei aller anderen Not ist man verpflichtet zu helfen, unter schwerer Sünde, etwa bei äußerster zeitlicher Not oder bei großer seelischer Not. In diesen Fällen gebietet uns die Liebe, dem anderen unter Einsatz der uns zur Verfügung stehenden Kräfte und Mittel Hilfe zu leisten. Das ist die Ordnung der Nächstenliebe.

Nun, jetzt zweitens die Eigenschaften der Liebe. Die Liebe muß, sofern sie sich auf Gott richtet, über alles groß sein, d.h. man darf Gott nichts vorziehen. Es muß, wenn eine Liebe über alles groß ist, alles für den Geliebten aufgewendet werden, und es darf ihm nichts vorenthalten oder entzogen werden. Die Liebe zu Gott muß über alles groß sein, weil er der höchste und liebenswerteste Gegenstand ist. Die Liebe muß sodann innerlich sein, d.h. sie muß aus dem Herzen kommen. Eine bloß geheuchelte Liebe ist keine Liebe. Die Liebe muß das Herz ergreifen, und das Herz kann von der Liebe erfaßt werden, wenn wir die rechte Liebe meinen, nämlich die Liebe der Wertschätzung und des Wohlwollens. Die affektive Liebe, also das Gefühl, können wir nicht gebieten, aber die Wertschätzung des anderen und das Wohlwollen gegenüber dem Nächsten lassen sich gebieten, sie folgen den Gesetzen der Vernunft und des Willens. Die Liebe muß also innerlich sein, und sie muß weiter wirksam sein; einer Liebe, die sich nicht nach außen kundgibt, fehlt etwas. Sie muß sich in Taten auszeigen. Es muß eine werktätige Liebe sein. Mit Worten nur lieben, das hat der heilige Johannes abgewiesen. „Kindlein, laßt uns lieben nicht nur mit Worten, sondern in der Tat und in der Wahrheit!“ Also eine wirksame Liebe muß es sein, die etwas anbietet, um sich dem Nächsten zuzuwenden. Die Liebe muß auch beständig sein. Wir können die Liebe Gottes nicht befristen. Wir können nicht sagen: Wir lieben auf Zeit, sondern die Liebe Gottes ist das Liebesband und das Lebensband mit Gott, und das darf niemals zerschnitten werden. Die Liebe muß beständig sein, ja sie muß unveränderlich sein. Sie darf wachsen, aber sie darf nicht abnehmen. Das sind die Eigenschaften der Liebe zu Gott, die ja in analoger Weise auch für die Liebe zum Nächsten gelten.

Die dritte Frage ist: Ist denn die Liebe notwendig? Ja, sie ist notwendig als Mittel und als Gebot. Wir sprechen von einer Mittelnotwendigkeit der Liebe und von einer Gebotsnotwendigkeit der Liebe. Die Mittelnotwendigkeit der Liebe beruht auf zwei Gründen, einmal: Die sittliche Pflicht hat als höchsten Gipfel die Liebe zu Gott. Weil wir sittlich in Pflicht genommen sind, muß die Sittlichkeit in der Liebe zu Gott ihren höchsten Gipfel ersteigen. Die sittliche Pflicht, die uns auferlegt ist, findet ihre Krönung in der Liebe zu Gott. Und die Liebe ist mit der Gnade untrennbar verbunden. Die Gnade gibt uns die Gotteskindschaft. Wenn wir also die Gotteskindschaft haben wollen, müssen wir mit der Gnade auch die Liebe haben wollen, und ohne die Liebe ist die Gnade nicht zu schenken. Also ist die Liebe genauso heilsnotwendig, wie die Gnade heilsnotwendig ist: mit der Notwendigkeit des Mittels. Wie sagt Johannes: „Wer nicht liebt, bleibt im Tode.“ Also die Liebe ist die Kraft, welche den Tod überwindet.

Daß die Liebe auch notwendig ist als Gebot, das wissen wir aus dem Munde des Herrn selbst. „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzen Gemüte und aus allen deinen Kräften!“ Da ist das Gebot. Es besteht eine Gebots-

notwendigkeit der Liebe. Wenn wir Gott nicht lieben, verfehlen wir uns gegen das Gesetz Christi; und wenn wir den Nächsten nicht lieben, dann verfehlen wir uns ebenfalls gegen das Gesetz Christi. Die Liebe ist notwendig zum Heil als Mittel und wegen des Gebotes.

Und schließlich viertens die Wirkungen der Liebe. O, das sind viele, so daß ich sie gar nicht alle aufzählen kann. Die Liebe verähnlicht uns mit Gott, sie schenkt uns die Gotteskindschaft. Die Liebe macht uns geneigt, seinen Willen zu erfüllen. Ich möchte drei besondere Wirkungen der Liebe erwähnen, nämlich erstens die Freude. Wer liebt, weiß den Geliebten bei sich in der Nähe, und aus dieser Nähe strömt eine unsagbare Freude. Die Liebe verschafft uns die Nähe Gottes, und aus dieser Nähe geht die Freude hervor. Wahrhaftig, wer liebt, der lebt in der Freude, in einer Freude, die die Welt nicht geben, die sie aber auch nicht nehmen kann.

Die zweite Wirkung der Liebe ist der Friede. Das wissen wir ja schon aus den Beziehungen zu den Menschen, daß, wenn wir lieben, der Streit ein Ende hat. Die Liebe streitet nicht. Die Liebe versöhnt und befriedet. Und so ist es auch mit der übernatürlichen Liebe: Es kommt der Friede Gottes in unsere Seelen. Wir haben Friede mit Gott, und das heißt eben auch Friede mit den Menschen. Denn wer in Gott den Frieden gefunden hat, der muß ihn zu den Menschen weitertragen. „Pacatum cor“, sagt der heilige Augustinus, „ein befriedetes Herz“. Das ist die Wirkung der Liebe.

Die dritte Wirkung ist der Eifer. Wer liebt, der wird Eifer für Gott zeigen. Der Eifer betätigt sich in zwei Richtungen, einmal: Er wird sich gegen alles wenden, was die Ehre Gottes trübt. Er leidet darunter, wenn Gott nicht geehrt wird, wenn Gott entehrt wird. Es schmerzt ihn, wenn die Gebote Gottes übertreten werden. Das ist ein Zeichen der Liebe, daß jemand ernstlich darunter leidet, daß Gottes Sache in der Welt nicht vorankommt, daß in der eigenen Kirche die Menschen an der Zerstörung dieses herrlichen Baues arbeiten. Die zweite Äußerung des Eifers ist die Sorge um die Ehre Gottes, die positive Arbeit für Gottes Reich, für Gottes Ehre, für Gottes Willen. Wer Eifer für Gottes Ehre hat, dem ist es ernst mit dem Worte: „Dein Wille geschehe!“ Und er sucht alles zu tun, um diesem Willen Achtung und Ehrfurcht zu verschaffen, im eigenen Leben und im Leben der anderen. Es läßt ihm keine Ruhe, daß der Wille Gottes noch nicht völlig in seinem Leben geschieht und bei den anderen. Vom Herrn heißt es einmal, als er in seinem heiligen Zorn den Tempel reinigte: „Seine Jünger dachten an das Wort: Der Eifer für dein Haus verzehrt mich.“ Wahrhaftig, der Eifer für das Haus Gottes hat unseren Herrn und Heiland verzehrt, er hat ihm das Leben gekostet. Und so muß auch der Eifer für Gottes Sache uns verzehren, ob unser irdisches Leben dabei draufgeht, was liegt daran? Wenn wir nur für Gott gearbeitet, gekämpft und gelitten haben.

Als Theresia von Lisieux auf dem Sterbebett lag, da sagte sie: „Ich fürchte mich nicht vor Gottes Gericht, denn ich habe den zum Richter, den ich einzig geliebt habe.“ O, meine Freunde, wer ihr das nachsprechen könnte! „Ich fürchte mich nicht vor Gottes Gericht, denn ich habe den zum Richter, den ich einzig geliebt habe.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (9)

(Über Verfehlungen gegen die Gottes- und Nächstenliebe)

17.05.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Liebe ist das erste und größte Gebot. Es gibt nur eine göttliche Tugend der Liebe, aber sie entfaltet sich in die Liebe zu Gott und zu den Menschen. Es gibt eine übernatürliche Liebe auch zu den Menschen, nicht nur zu Gott. Wir haben über dieses eine und einzige Liebesgebot an den vergangenen Sonntagen nachgedacht. Man kann sich gegen dieses Gebot auch verfehlen. Man kann hinter dem Liebesgebot zurückbleiben. Und so wollen wir am heutigen Tage über Mängel und Fehler, die dem Liebesgebot entgegenstehen, sprechen, in erster Linie über die Mängel gegenüber der Gottesliebe und dann an zweiter Stelle über die Mängel gegenüber der Nächstenliebe.

Der Gottesliebe entgegengesetzt ist an erster Stelle die Gleichgültigkeit gegen Gott und damit verbunden die Überschätzung geschöpflicher Werte, die zur Preisgabe Gottes führen und die Übertretung göttlicher Gebote zur Folge haben. Die Gleichgültigkeit gegenüber Gott zeigt sich darin, daß man sich um Gott nicht kümmert, daß man lebt, als ob es Gott nicht gäbe, daß man zwar keinem theoretischen, aber einem praktischen Atheismus huldigt. Man benimmt sich so, als ob Gott nicht der Herr und Schöpfer wäre, dem unser Leben geweiht ist und dem wir zu dienen haben.

Eine junge Mutter, Mutter eines einzigen Kindes, sagte vor wenigen Tagen auf die Frage ihres Kindes, warum sie am Sonntag nicht die heilige Messe besuche: "Wir haben keine Zeit." Der Mensch hat zu allem Zeit, wozu er Zeit haben will. Und wenn er für Gott keine Zeit hat, dann deswegen, weil er keine Zeit für Gott haben will. Er ist gleichgültig gegen Gott. Wir schulden ihm aber Hochachtung, Verehrung, Anbetung, Ehrfurcht, Gehorsam, Liebe. Wer es daran fehlen läßt, der versündigt sich gegen die Gott geschuldete Liebe. "Die Liebe verzeiht alles, nur eines nicht, nicht wiedergeliebt zu werden", hat einmal Lacordaire, der große französische Prediger, gesagt. Die Liebe verzeiht alles, nur eines nicht, nämlich nicht wiedergeliebt zu werden.

Ein anderer Gegensatz zur Gott geschuldeten Liebe ist die Trägheit. Die Trägheit besteht darin, daß man die nötige Anstrengung meidet, um Gott zu dienen und seinen Willen zu erfüllen. Der Träge scheut die Mühe, die notwendig ist, um Gottes Gesetz nachzuleben. Die Trägheit wird im religiösen Leben gewöhnlich als Lauheit bezeichnet. Die Lauheit ist die Unbekümmertheit gegenüber dem gewaltigen, großen Gott. Sie zeigt sich darin, daß man von Gott zwar Belohnungen, Schutz und Hilfe erwartet, aber nicht das Seinige tun will. Die Trägheit vernichtet jede Tugend und zerstört die Anhänglichkeit an Gott. Die Lauheit ist Gott verhaßt. "Ach wärest du doch warm oder kalt! Weil du lau bist, will ich dich ausspucken aus meinem Munde." So schreibt der Apostel Johannes, belehrt durch eine göttliche Offenbarung.

Die Trägheit ist eine Wurzelsünde, d.h. sie hat viele andere Sünden im Gefolge. Wer träge ist, aus dem sprossen eine Fülle anderer Fehler empor. Gott hat den Lohn denen verheißen, die gearbeitet haben. Er ist kein Freund der Bequemen. Die Freunde der Bequemlichkeit nimmt Gott nicht als seine Freunde an. Er liebt die Eifrigen, die Tätigen, diejenigen, die ihr Leben in seinem Dienste aufwenden. Die Trägheit kann eine schwere Sünde werden, wenn sie bejaht wird und wenn sie sich über lange Zeit erstreckt. Sie trennt uns von Gott.

Die furchtbarste Sünde gegen Gott freilich, gegen die Gott geschuldete Liebe, ist der Gottshaß. Man kann sich fragen, wie so etwas möglich ist, daß man Gott hassen kann. Haß tritt in zwei Formen

auf, nämlich als Abscheu und als Feindseligkeit. Wir unterscheiden den Haß des Abscheus und den Haß der Feindseligkeit. Der Haß des Abscheus besteht darin, daß man Widerwillen gegen Gott empfindet, Überdruß, Unlust, sich mit Gott zu beschäftigen, daß Gott als eine unangenehme, bedrohliche Erscheinung empfunden wird. Diese Unlustgefühle leiten sich davon her, weil Gott gebietet, verbietet und straft. Man fürchtet den Gott, der Gebote und Verbote aufgestellt hat und ihre Vernachlässigung rächt. Daraus erklärt sich der Abscheu gegen Gott. Und der Haß erklärt sich aus dem Willen, sich Gott nicht zu beugen. Er ist mit dem dämonischen Verhalten verbunden. Der Haß ist, wenn er als feindseliger Haß auftritt, mit dem Willen zur Vernichtung Gottes verbunden. Er wünscht Gott als solchem Böses. Wiederum hat kaum ein anderer so hellsichtig seinen eigenen Gotteshuß und den Gotteshuß der Menschen beschrieben wie der Philosoph Friedrich Nietzsche. Er ist vielleicht der leidenschaftlichste Atheist, den es je gegeben hat. Er sagt von sich: "Ich bin Zarathustra, der Gottlose, der da spricht: Wer ist gottloser denn ich, daß ich mich deiner Unterweisung freue?" Er leugnet Gottes Dasein, nicht, weil er glaubt, beweisen zu können, daß Gott nicht existiert, sondern sein Unglaube ist praktisch begründet. Er meint, daß Gott den Menschen den Aufstieg zu höherer Würde verwehrt. "Daß ich euch ganz mein Herz offenbare, ihr Freunde: Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich es aus, kein Gott zu sein? Also gibt es keine Götter." Das ist der vollendete Gotteshuß. "Wir haben ihn getötet, ihr und ich. Es gab nie eine größere Tat. Und wer immer nach uns geboren wird, gehört um dieser Tat willen in eine höhere Geschichte, als alle Geschichte bisher war." Der Gotteshuß ist die furchtbarste aller Sünden, die totale Verkehrung der sittlichen Ordnung. Er ist seiner ganzen Art nach Todsünde.

Freilich ist Gott selbst dem Hasser nicht zugänglich; und so hält sich der Gotteshasser gewöhnlich an die Verehrer Gottes. Er verfolgt mit unerbittlichem Haß alle, die Gott dienen. So erklärt sich der Haß, der die christliche Gemeinschaft, der die katholische Kirche trifft. Sie können ein Geschichtsbuch an jeder Stelle aufschlagen: Wenn immer sich Haß gegen Gott zu Worte meldet, trifft er die katholische Kirche an erster Stelle und am meisten. Warum? Weil sie die entscheidende Sachwalterin Gottes ist; weil niemand sonst Gottes Sache so klar, so entschieden und so eindeutig vertritt wie die katholische Kirche.

Der Haß paart sich oft mit dem Fanatismus, mit unerleuchtetem Eifer. Wir erleben diesen vom Haß gespeisten Fanatismus in den islamischen Ländern. In Algerien haben diese haßerfüllten Gegner Gottes unschuldige Trappistenmönche ermordet. In Indonesien zünden sie eine katholische Kirche nach der anderen an. Im Sudan verfolgen sie die christliche Minderheit und überliefern sie dem Hungertode. In Pakistan werden die Christen mißhandelt und ausgestoßen. Aus Protest dagegen hat sich - freilich ein falscher Protest - ein katholischer Bischof angeblich selbst den Tod gegeben. In seiner Verzweiflung über die Lage seiner Christen hat er sich selbst getötet. Das ist der Haß gegen Gott, der solche Blüten treibt.

An zweiter Stelle müssen wir die Verfehlungen gegen die Liebe zu den Menschen bedenken. Es gibt Menschen, die sind liebeleer, die lieben nur sich selber und sonst niemanden. Der Mangel an Liebe aber ist eine Schuld. Wir sind verpflichtet, die Menschen zu lieben. Mancher sagt: Ich tue niemandem etwas Böses. Ja, das mag sein, aber du tust auch niemand etwas Gutes. Du mußt Gutes tun, um vor Gott bestehen zu können! Der Mensch ist gehalten, alles, was Menschenantlitz trägt, zu lieben. Es gibt keine Ausnahme. Und wer sich dagegen verfehlt, der trifft Gott, der sich vor den Menschen stellt.

Die häufigste Form, in der die liebeleeren Menschen ihre Leere kundtun, ist der Neid. Der Neid ist ein Gefühl der Trauer über das Gut und über das Glück des Nächsten. Der Neidische gönnt dem Nächsten nicht sein Glück, seine Gaben, seine Erfolge. Er neidet sie ihm. Der Neid ist wiederum eine Wurzelsünde, d.h. er hat viele andere Sünden im Gefolge, an erster Stelle die Schadenfreude. Der Neidische ist entzückt, wenn dem Beneideten etwas Schädliches oder Schlimmes widerfährt. Er hat Freude über seinen Schaden.

Häufig tritt der Neid als Ressentiment auf. Das Ressentiment ergibt sich aus dem Minderwertigkeitsgefühl, aus dem Unterlegenheitsgefühl. Es fühlt sich jemand einem anderen nicht gewachsen, und so will er den anderen entwerten, so sucht er das Gute und das Große, das am anderen zu finden ist, herabzusetzen. Er hat einen geheimen Groll gegen ihn, weil er sich ihm unterlegen fühlt, und er sucht dieses Unterlegenheitsgefühl zu kompensieren, zu überkompensieren, indem er dem anderen seine

Werte abspricht oder seine Fehler vergrößert. Das Ressentiment ist eine ungemein verbreitete, unsittliche Haltung. Es ergreift ganze Völker. Das Ressentiment etwa gegen die Deutschen ist in den Niederlanden, in Holland, eine fast allgemeine Erscheinung. Vor diesem Ressentiment muß man sich hüten, denn es macht krank, es vergiftet einen selbst.

Die schlimmste Form freilich, in der wir uns gegen die dem Nächsten geschuldete Liebe vergehen, ist der Haß. Auch hier sind wieder zwei Arten zu unterscheiden, nämlich der Haß des Abscheus und der Haß der Feindseligkeit. Der Haß des Abscheus besteht darin, daß wir den anderen als Person ablehnen. Seine Fehler darf man natürlich nicht bejahen, aber als Person, als Mensch in seiner Würde muß man ihn anerkennen. Wenn der Haß des Abscheus nicht überwunden wird, dann wird er zum Haß der Feindseligkeit. Das heißt: Man sucht dem anderen zu schaden, man wünscht ihm Böses, ja man ist von dem Wunsch erfüllt, daß er nicht existieren würde. Vor wenigen Monaten hat ein Abgeordneter des tschechischen Landtags in Prag die Äußerung getan, er bedauere, daß 1945 nicht viel mehr Deutsche umgebracht worden seien. Das ist der Haß der Feindseligkeit. Er ist vom Vernichtungsdrang begleitet, der dem anderen das Leben nicht gönnt. Der Haß ist eine Todsünde und führt den, der sich davon nicht löst, unweigerlich in die ewige Verdammnis.

Häufig äußert sich der Haß in der Verwünschung, in der Verfluchung. Verfluchung ist das Anwünschen von Bösem im Zorn unter Anrufung heiliger Namen. Manche Menschen verwünschen ihr Werkzeug, andere verwünschen Menschen. Eine Sorge freilich kann ich denen nehmen, die unter solchen Verwünschungen leiden, nämlich: Die Verwünschung des Menschen ist ohnmächtig. Sie kann dem Nächsten nicht schaden. Der Mensch ist nicht in der Lage, durch Worte dem anderen Schaden zuzufügen. Freilich kann es manchmal geschehen, daß eine Verwünschung in Erfüllung geht, aber dann nicht deswegen, weil sie ausgesprochen wurde, sondern weil es durch die Umstände und letztlich nach Gottes Willen so geschehen sollte.

Wir haben, meine lieben Freunde, an den vergangenen Sonntagen die Liebe, die Gottesliebe und die Nächstenliebe, die ja eins sind, betrachtet. Wir haben uns heute die Fehlformen dieser Liebe vor Augen geführt, vor allem Neid und Haß, Mißgunst und Gleichgültigkeit. Wir sind aufgerufen, unser Herz zu prüfen und uns von allem loszumachen, was Haß, Abneigung, Feindseligkeit bedeutet. Der Haß schadet zuerst uns selbst. Der Hassler schadet sich selbst am meisten. Wer den Nächsten als Geschöpf Gottes annimmt, wer ihm Gutes wünscht, der bleibt im Frieden mit sich selbst und mit Gott, der bleibt seelisch gesund. Und wir sollen heute schon im Vorgriff auf die kommenden großen Festtage oft und oft zum Heiligen Geist beten: "Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner Liebe!"

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Die Bedeutung der Himmelfahrt des Herrn

21.05.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Himmelfahrt unseres Herrn und Heilandes Versammelt!

Das Fest Christi Himmelfahrt hat es schwer. Im Bereich des Protestantismus war es schon einmal abgeschafft. Man wußte mit ihm nichts mehr anzufangen. Und tatsächlich, wo der Unglaube einzieht, da muß dieses Fest fallen. Der Begründer der deutschen Sozialdemokratie, August Bebel, hat einmal den Ausspruch getan: „Wenn es einen Himmel gibt, dann sind wir alle die Gelackmeierten.“ Wir, meint er, die wir nicht an den Himmel glauben. Man kann eine Himmelfahrt nur feiern, wenn man an einen Himmel glaubt. Wir wollen uns heute, am Fest Christi Himmelfahrt, über das Geschehen an Christus klar werden und dazu drei Punkte bedenken, nämlich

1. die Auferstehung als Voraussetzung der Himmelfahrt,
2. den Sinn des Geschehens der Himmelfahrt und
3. die Bedeutung des in den Himmel aufgefahrenen Herrn für uns und die ganze Welt.

Die Auferstehung ist die Voraussetzung der Himmelfahrt. Ein aus dem Geblüt des Menschen geborener, aus dem Blute geborener Mensch kann in den Himmel nicht eingehen. Um in den Himmel einzugehen, muß man eine Verwandlung erleben, und nur der verklärte Christus, der aus dem Grabe gerissen wurde, war in der Lage, in den Himmel aufzufahren. Die Voraussetzung der Himmelfahrt ist die Auferstehung Jesu. Jesus hat nach seiner Auferstehung 40 Tage lang den Jüngern den Glauben aufbaut. 40 Tage hindurch erschien er ihnen und sprach über das Reich Gottes. Ich halte es für eine unangebrachte Frage, zu bedenken, wo Jesus in diesen 40 Tagen gewilt hat. Ich bin der Überzeugung, daß Christus in diesen 40 Tagen in der Herrlichkeit des Vaters weilte, daß also das, was wir Himmelfahrt nennen, schon am Auferstehungsmorgen geschehen ist. Auferstehung und Himmelfahrt sind ein Ereignis, nämlich das Ereignis der Erhöhung. Die Heilige Schrift spricht immer davon, wenn sie ausdrücken will, was mit Jesus geschah, er sei erhöht worden, und damit meint sie zwei Elemente, nämlich einmal das Lebendigwerden des beseelten Leibes und zum anderen seinen Eingang in die Herrlichkeit des Vaters. Nach meiner Überzeugung ist also Jesus am Auferstehungstage bereits in die himmlische Herrlichkeit eingegangen, und von da ist er den Jüngern fortlaufend erschienen. Er brauchte also nicht irgendeine Wohnung auf Erden einzunehmen, um in dieser Zeit beheimatet zu sein. Nein, er hat seine Heimat im Himmel, und von da ist er immer wieder den Jüngern erschienen. Auferstehung und Himmelfahrt sind in dem Ausdruck Erhöhung mitgemeint. „Darum hat Gott ihm auch einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. Er hat ihn erhöht“, so heißt es im Philipperbrief. Erhöht heißt, aus der irdischen Daseinsform befreit sein und in die himmlische Seinsweise aufgenommen sein. In diesem Sinne verstanden ist die Auferstehung die unerläßliche Voraussetzung der Himmelfahrt.

Ja, aber was bleibt dann für die Himmelfahrt noch übrig? Hat sie dann noch einen Sinn? O ja, einen sehr tiefen. Die Himmelfahrt ist der Abschluß der Erscheinungen. Die Himmelfahrt, die wir heute feiern, ist die letzte Erscheinung. Danach hat Christus sich endgültig und für immer von dieser Welt verabschiedet und ist in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen. Wir brauchen an der Geschichtlichkeit und an der Tatsächlichkeit dessen, was am Himmelfahrtstage geschehen ist, nicht den geringsten Zweifel zu hegen. Christus ist in den Himmel aufgefahren aus eigener Kraft, wie wir es im Katechismus gelernt haben, nämlich aus der Kraft seiner Gottheit. Aber diese Himmelfahrt ist eben insofern eine besondere, als sie keine irgendwie geartete Erscheinung mehr nach sich zieht. Die Erscheinungen sind abgeschlossen, Christus ist endgültig in die Herrlichkeit des Vaters eingegangen.

Hier setzen dann natürlich die Zweifel und die Unsicherheiten ein. Ja, wo ist er denn jetzt? Als die Raumflüge begannen, fragte man den Kosmonauten Gagarin, ob er Gott getroffen habe. „Natürlich nicht“, sagte er. „Er existiert nicht. Ich habe ihn auch draußen nicht gesehen.“ Diese primitive Argumentation verwechselt zwei Dinge, nämlich einmal den Wolkenhimmel und die Gott vorbehaltene Wirklichkeit. Der Wolkenhimmel, das ist jene Stelle, wo unsere Flugzeuge kreisen, wo die Raumschiffe fahren, wo die Vögel sich bewegen. Das ist der Wolkenhimmel. Aber das Wort Himmel wird in einem ganz anderen Sinne gebraucht, wenn wir von Gott sprechen. Damit meinen wir die Gott vorbehaltene jenseitige, unweltliche und überweltliche Wirklichkeit. Die Heilige Schrift und die Kirche geben einen Hinweis darauf, daß Christus nicht in den Wolkenhimmel gefahren ist, sondern in die Gott vorbehaltene Wirklichkeit, wenn sie sagt, er sei „über alle Himmel emporgestiegen“, also nicht in den Wolkenhimmel, sondern über den Wolkenhimmel, d.h. in eine jenseits des Wolkenhimmels gelegene Wirklichkeit. Wir dürfen uns nicht die falsche Vorstellung machen, als ob Christus sich in einer unendlichen Ferne von der Erde jetzt niedergelassen habe und dort seinen Wohnsitz genommen habe. Wenn es so wäre, dann wären Gott und Christus immer noch ein Bestandteil der Welt, der Ort mag so weit von uns entfernt sein wie nur immer möglich. Man könnte grundsätzlich mit irdischen Mitteln diesen Wohnsitz ausfindig machen und ihn besuchen. Es wäre mit unseren technischen Mitteln möglich, wenn auch in langen Zeiträumen, die Stätte, in der sich Jesus befindet, zu erreichen. Dann aber wäre Gott immer noch ein Stück der Welt. Dann wäre er nicht der Welt überlegen, und wenn er nicht der Welt überlegen ist, dann ist er nicht Gott. Gerade das ist ja seine Gottheit, daß er anders ist als die Welt, daß er in der Welt nicht vorfindlich ist, daß er auch mit weltlichen, irdischen, menschlichen Mitteln nicht erreichbar ist, daß er jenseitsweltlich, daß er überweltlich ist. Er ist weltüberlegen. Und so brauchen wir keine Sorgen zu haben, daß wir etwa durch weitere Ausdehnung der Raumfahrt Gott gewissermaßen in Besitz nehmen könnten. Die Raumschiffe mögen so weit gelangen, wie sie wollen, Gott ist damit nicht zu erreichen. Er lebt in einer Wirklichkeit, die der Erfahrung, die den menschlichen, die den irdischen, die den weltlichen Mitteln nicht zugänglich ist. Das ist also der Sinn der Himmelfahrt, daß Christus mit seiner menschlichen Natur in die Gott vorgehaltene Wirklichkeit eingegangen ist.

Die Tätigkeit, die Jesus, der in den Himmel aufgefahren ist, jetzt ausübt, ist eine zweifache. Er übt nämlich im Himmel sein Priestertum aus. Niemand hat darüber klarere Aussagen gemacht als der Brief an die Hebräer. Dort heißt es: „Er aber, der ewig bleibt, hat ein unvergängliches Priestertum. Deshalb kann er immerdar jene erretten, die durch ihn Gott sich nahen. Er lebt ja allezeit, um als Fürbitter für sie einzutreten.“ Also das ist seine Tätigkeit in der himmlischen Wirklichkeit: Er tritt als Fürbitter für uns ein. Er zeigt dem Vater seine Wunden als Zeichen des Erlösungswerkes und erwirbt dadurch für uns Gnade um Gnade. Er ist ein Hoherpriester, der ein unvergängliches Priestertum besitzt. An einer anderen Stelle schreibt der Brief an die Hebräer: „Christus erschien als Hoherpriester der künftigen Güter und trat ein für allemal in das Heiligtum ein durch das größere und vollkommene Zelt, das nicht von Händen gewirkt ist, d.h. nicht dieser geschaffenen Welt angehört.“ Seine priesterliche Funktion ist nicht wie die der irdischen Priester der Wiederholung bedürftig. Sein Priestertum ist ein für allemal durch das Opfer am Kreuze vollendet worden, und nun wirkt er es in der himmlischen Herrlichkeit aus. Um noch eine letzte Stelle zu erwähnen: „Denn nicht in ein von Händen gefertigtes Heiligtum ging Christus ein, sondern in den Himmel selbst, um nunmehr vor dem Angesicht Gottes für uns zu erscheinen, nicht um oftmals sich selbst zu opfern, sondern jetzt ist er einmal, am Ende der Zeiten, erschienen, um die Sünden durch sein Opfer zu tilgen.“ Er übt sein Priestertum aus und - das ist die zweite Tätigkeit - er hat die Herrschaft über die Welt und über die Geschichte. Christus ist zum Herrn geworden. Seine Himmelfahrt ist eine Thronerhebung, eine Inthronisation. Er wurde zum Kyrios, zum machtvollen Herrn erhoben, und zwar zum Herrn über die Welt und über die Geschichte. Es hat sich jetzt erfüllt, was der Prophet Daniel verheißen hatte: „Während ich noch ein Nachtgesicht hatte, kam plötzlich einer, der aussah wie ein Menschensohn auf den Wolken des Himmels. Als er bei dem Hochbetagten angelangt war, führte man ihn vor denselben. Ihm ward nun Herrschaft, Ehre und Reichtum verliehen. Ihm müssen alle Völker, Nationen und Zungen dienen. Seine Herrschaft wird ewig dauern und nie vergehen. Niemals wird sein Reich zerstört werden.“ Er ist der Herr über die Welt und über die Geschichte.

Er ist auch der Herr über die Kirche. Im Epheserbrief heißt es: „Gott hat Christus von den Toten erweckt und zu seiner Rechten im Himmel gesetzt. Dort thront er nun hoch über alle Herrschaft, Gewalt, Macht und Kraft und über jeden Namen, der in dieser und der zukünftigen Welt genannt wird. Alles hat er unter seine Füße gelegt, ihn aber hat er seiner Kirche zum alles überragenden Haupt gegeben, ist diese doch sein Leib, die höchste Vollendung dessen, der alles in sich vollendet.“ Er ist das Haupt des Weltalls, er ist das Haupt der Kirche. Als Haupt der Kirche ist er gewissermaßen als unser Quartiermacher vorangegangen. Er ist hingegangen, uns eine Wohnung zu bereiten, und wir dürfen uns verlassen, daß wir nicht die Gelackmeierten sind, wenn wir sterben, sondern daß wir eine Wohnung vorfinden, die Christus uns bereitet hat. Wir können sicher sein, daß das, was am Haupte geschah, auch an seinem Leib geschehen muß, daß auch wir einmal in Wirklichkeit in die Herrlichkeit des Vaters eingehen werden und uns eine ganze Ewigkeit mit ihm freuen können.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (10)

(Über die Pflicht der Gottesverehrung)

24.05.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die drei göttlichen Tugenden verbinden uns unmittelbar mit Gott. Deswegen heißen sie göttliche Tugenden, weil wir durch Glaube, Hoffnung und Liebe Gott erreichen. Freilich ist es nur möglich, in diesen Tugenden zu leben, wenn man in der Gnade steht. Es sind übernatürliche Tugenden, die uns durch die Gnade vermittelt und geschenkt werden. Aber wir müssen uns in der Kraft der Gnade als Glaubende, Hoffende und Liebende bewähren.

Zu dieser Bewährung zählt auch, daß wir die sittlichen Tugenden in unserem Leben verwirklichen. An der Spitze der sittlichen Tugenden steht die Tugend der Gottesverehrung oder des Gottesdienstes. Man nennt diese Tugend auch Religion im engen Sinne. Religion ist dann jene Tugend, die uns geneigt macht, Gott als den höchsten Herrn und Schöpfer zu ehren, ihm Anerkennung und Unterwerfung zu bezeigen und ihm unser Leben zu weihen. Schlicht ausgedrückt: Religion ist Gottesverehrung und Gottesdienst.

Die Begründung für diese Tugend ist nicht schwer; denn wenn Gott unser höchster Herr ist, wenn er eine unendliche Majestät besitzt, wenn wir seine Geschöpfe sind und von ihm abhängig, schlechthin von ihm abhängig sind, dann ist es selbstverständlich geziemend, daß wir diese Wirklichkeit anerkennen und daß wir den, der unser Schöpfer und Herr ist, ehren und preisen und daß wir ihm Unterwerfung und Ehrfurcht zollen. In der Tat, meine lieben Freunde, gibt es wohl auf Erden überhaupt kein religionsloses vernünftiges Geschöpf. Irgendeinen Gott muß jeder anbeten. Es fragt sich nur, welchen. Aber völlig gottlos, völlig religionslos ist keiner. Wenn er nicht den wahren Gott anbetet, dann einen Götzen. Man muß auf die Sache achten und nicht auf das Wort. Wer immer einen Gegenstand hat, der ihm der liebste ist, wer immer ein höchstes Ziel hat und wer immer ein Wesen kennt, dem er alles andere nachordnet, der ist religiös, freilich häufig in falscher Weise. Der Apostel Paulus spricht im Philipperbrief von solchen, deren Gott der Bauch ist. Also auch diese Bauchanbeter haben einen Gott, nämlich entweder die Gaumenlust oder die Geschlechtslust. Aber einen Gott haben sie, weil sie nämlich dieser Lust so dienen, wie man nur Gott dienen darf. Die rechte Verehrung Gottes freilich ergibt sich nur aus dem richtigen Glauben. Nur wer den wahren Gott kennt, kann ihm auch die richtige Verehrung bezeigen. Da sieht man wieder an dieser Stelle, daß es nicht gleichgültig ist, was einer glaubt. Er muß das Rechte glauben, um recht verehren zu können. Er muß an den wahren Gott glauben, um ihm den Gottesdienst in Geist und Wahrheit zeugen zu können.

Die Verehrung Gottes geschieht auf zwei Ebenen, einmal unmittelbar und zum anderen mittelbar. Unmittelbar ist die Verehrung Gottes durch Handlungen, die Ehrfurcht, Anerkennung, Unterwerfung ausdrücken. Solche Handlungen sind die Selbsthingabe des eigenen Herzens, also die Bereitschaft, Gott zu dienen mit seinem Leben und mit seinem Werk, Gebet in seinen mannigfachen Formen als Dank-, Lob-, Bittgebet, Opfer, vor allem das Opfer des Neuen Bundes, das eucharistische Opfersakrament, Weihegaben, die mit dem Opfer in Zusammenhang stehen, liturgische Akte und Zeremonien, die unmittelbar auf Gott hingerrichtet sind, auch Gelübde und Eid. Das sind die Formen, in denen der Mensch unmittelbar Gott Verehrung und Unterwerfung erweist. Bei diesen Akten sind innere und äußere Seite zu unterscheiden. Die innere Seite ist entscheidend. Bei allen religiösen Handlungen muß das Herz dabeisein, denn Gott sind diejenigen ein Greuel, die ihn nur mit den Lippen ehren. Das Herz

muß Gott übergeben werden, und aus dem Herzen müssen die äußeren Handlungen, die wir als Gottesverehrung bezeichnen, kommen. Aber auch die äußeren Handlungen sind notwendig; denn der Mensch besteht aus Leib und Seele. Er soll nicht nur innerlich Gott ehren, er soll ihn auch mit äußeren Handlungen ehren. Die äußeren Handlungen wiederum können auch in Gemeinschaft Gott dargebracht werden, denn wir sind ein soziales Gefüge, und weil wir eine Gemeinschaft sind, sollen wir auch als Gemeinschaft Gott ehren, nicht nur einzeln, auch die Gesamtheit soll Gott dienen. Und weil es eine religiöse Gemeinschaft gibt, die wir die Kirche nennen, deswegen soll der göttliche Kult, soll der Gott erwiesene Gottesdienst auch öffentlich geübt werden. Deswegen halten wir Prozessionen und unternehmen Wallfahrten. Wir bekunden unseren Glauben und unsere Gottesverehrung in der Öffentlichkeit.

Die Arten des Gottesdienstes sind außerordentlich reichhaltig. Wir unterscheiden die großen Gruppen der liturgischen Gottesverehrung und der außerliturgischen Gottesverehrung. Die liturgische Gottesverehrung, also in den Formen und nach den Normen, welche die Kirche festsetzt, ist zweifellos die höchste Form der Gottesverehrung. Sie ist der Maßstab für jede andere. Diese liturgische Gottesverehrung bringen wir vor allem dar in der Feier des heiligen Meßopfers, dann aber auch in der Spendung und im Empfang der Sakramente. Das ist liturgische Gottesverehrung, vorgenommen von den dafür bestimmten Personen, in den von der Kirche verordneten Formen, nach den Normen, welche die Kirche dafür aufgestellt hat. Dieser liturgische Gottesdienst schützt das gläubige Volk vor der Willkür des einzelnen Kirchendieners. Die Kirche hat mit bestimmten Gesetzen, die man Rubriken nennt, diesen Gottesdienst geordnet, und es ist ein schweres Versäumnis, diese Rubriken zu mißachten und sich nach Willkür im liturgischen Gottesdienst betragen.

Neben dem liturgischen Gottesdienst hat auch der außerliturgische seine Berechtigung, ja seine Notwendigkeit. Wer nur liturgisch Gott verehren würde, der wird leicht religiös seicht und oberflächlich. Wer nur liturgisch Gott den Dienst darbringen wollte, bei dem besteht die Gefahr, daß er in der Rubrizistik erstickt. Nein, man muß mit dem Herzen, mit der Persönlichkeit in das liturgische Geschehen eingehen. Das kann man nur, wenn man im außerliturgischen Gottesdienst das Herz dafür bereitet hat. Wir müssen also persönliche, individuelle Frömmigkeit üben, indem wir einen bestimmten Typus des religiösen Lebens entwickeln, wie er uns angepaßt ist und wie er bei uns angebracht ist. Hierin besteht eine große Mannigfaltigkeit, und man soll die Freiheit, die die Gläubigen auf diesem Gebiet haben, nicht beschneiden. Der eine hat eine besondere Verehrung des heiligen Judas Thadäus. Laßt sie ihm! Ein andere ist ein besonderer Verehrer des heiligsten Herzens Jesu. O wie glücklich, wer dieses heiligste Herz innig verehrt! Wieder andere haben eine zarte Beziehung zur Gottesmutter. O daß sie sie doch alle hätten! Freilich muß die außerliturgische Frömmigkeit ihr Maß am Glauben und an der liturgischen Frömmigkeit nehmen, sonst gleitet sie ab in Sentimentalität, Sektierertum und Schwärmerei.

Neben der unmittelbaren Gottesverehrung gibt es die mittelbare Gottesverehrung. Sie besteht in den sittlichen Handlungen, die auf Gott bezogen sind. Sie besteht darin, daß wir unser ganzes Leben unter das große Vorzeichen, Gott damit zu ehren, stellen. Diese mittelbare Gottesverehrung umfaßt also alle Tugenden, die wir erwerben und entwickeln, um auf diese Weise im Dienste Gottes uns auszuzeichnen. Man kann Gott nicht immer nur mit der Zunge ehren, aber man kann ihn immer mit seinem Leben ehren. Die heilige Franziska von Rom sprach, wenn sie vom Gebet in die Küche gerufen wurde: „Der Herd ist genauso heilig wie der Altar.“ Also nicht nur beten, auch arbeiten, und zwar arbeiten als eine andere Form des Gebetes. „Alle Frömmigkeit, die sich nicht mit der rechtmäßigen Ausübung eines Berufes vereinbaren läßt, ist falsch“, sage nicht ich, sagt der heilige Franz von Sales. Trage Gott in dein Leben, und dein Leben trägt dich zu Gott. Wir müssen unser Tagewerk so gut wie möglich, so vollkommen wie möglich verrichten, um auf diese Weise Gott zu ehren. „Alles, was ihr tut in Wort oder Werk, tut alles zur Ehre Gottes!“ So mahnt der Apostel. Ich halte nichts von einer Frömmigkeit, die sich im Leben nicht bewährt hat. Ich halte nichts von Frommen, die im Beruf versagen. Wir müssen unser ganzes Leben, nicht nur unsere Gebete Gott weihen. So wollen wir in diesem mittelbaren Gottesdienst uns vor denen, die uns als Fromme verspotten, bewähren. Unter den Tugenden, die wir hier entwickeln, sind besonders zu erwähnen die Werke der geistlichen und der leiblichen Barmherzigkeit. Es sind ja jeweils sieben, aber diese sieben Werke sind gewissermaßen eine

Zusammenfassung dessen, was wir dem Nächsten an Liebe schulden. Unwissende belehren, Betrübt trösten, Hungrige speisen, Nackte bekleiden - das ist eine kleine Auswahl aus diesen vierzehn Werken der geistlichen und leiblichen Barmherzigkeit, die uns aufgetragen sind und die unser wirklicher, mittelbarer Gottesdienst sind.

Die Religiosität, die Frömmigkeit ist eine Tugend. Eine Tugend ist eine Fertigkeit im Guten. Eine Tugend hat immer einen Gegenstand und ein Motiv. Welches ist der Gegenstand der Tugend der Religiosität? Nun, der Gegenstand ist die Gott geschuldete Ehrerweisung. Das Motiv ist das Verhältnis, in dem die unendliche Majestät Gottes zu der Niedrigkeit des Menschen steht, der gewaltige Abstand, in dem Gott zu den Menschen steht. Wir haben die Akte zu verrichten, mit denen Gott geehrt wird, unmittelbar und mittelbar, und wir haben uns dafür anzutreiben durch die Erkenntnis der Abhängigkeit, der schlechthinnigen Abhängigkeit von Gott. Pythagoras, den wir ja aus der Schule kennen, war nicht nur ein Mathematiker, sondern auch ein Philosoph. Und der heidnische Pythagoras hat einmal gesagt: „Man muß die Jugend von Anfang an lehren, die Götter und die Gesetze zu ehren. Denn es ist offenbar, daß der Menschen Leben und Werk in der Gottesfurcht und Frömmigkeit seinen Halt hat und seinen rechten Lauf erhält.“ Das sagt ein Heide, der Heide Pythagoras. Die Jugend von Anfang an lehren, daß sie Gott (denn Götter haben wir ja nicht) und die Gesetze ehren. Dadurch gewinnt das Leben Halt und nimmt seinen rechtmäßigen Verlauf.

Wir singen oft im Gottesdienst das schöne Lied:

*„Alles meinem Gott zu Ehren,
in der Arbeit, in der Ruh!
Gottes Ehre soll vermehren,
was ich rede, was ich tu!“*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Wirken des Geistes Gottes

31.05.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Pfingstfreude Versammelt!

Niemand kann sagen: Jesus ist der Herr, außer im Heiligen Geiste. Gott hat den Sohn geschickt, aber er hat auch den Geist gesandt, und der Geist ist eines Wesens mit dem Vater. Er ist auch eines Wesens mit dem Sohne. Die heiligste Dreifaltigkeit ist untrennbar und von gleicher Majestät. Aber in der heiligsten Dreifaltigkeit ist ein dreifaches Ich, sind drei Personen, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Diese göttliche Dreifaltigkeit ist auch im Wirken nach außen eines. Wenn der Sohn gesandt wird, ist immer der Vater und der Heilige Geist dabei, und zwar der Sohn als Gesandter und der Heilige Geist als Gehauchter, der Vater als der Sendende und als der Hauchende. Ob man die Trinität nun in ihrem inneren Wesen betrachtet, oder ob man sie anschaut in ihrem Heilswerk, sie ist immer unteilbar, untrennbar und in allen Werken nach außen gemeinsam. Wir erkennen die Trinität in der Kirche. In der Kirche sind es die heiligen Schriften, ist es die Überlieferung, ist es das vom Geist erleuchtete Lehramt, sind es die sakramentalen Vollzüge, ist es das Leben und Wirken der Heiligen, ist es auch der missionarische und apostolische Dienst, sind es die Charismen und Dienstämter, aus denen wir den Heiligen Geist erkennen. Die Kirche ist der Ort, in dem wir den Heiligen Geist erkennen.

Am heutigen Pfingsttage feiern wir nicht die innertrinitarische Wirklichkeit, sondern das Wirken der Trinität nach außen. Wir feiern das Kommen des Geistes. Wir feiern seine Sendung. Er geht vom Vater und vom Sohne aus, er wird vom Vater und vom Sohne gesandt, er, der mit ihnen gleichen Wesens ist und zugleich mit ihnen angebetet und verherrlicht wird. Die Heilsökonomie, das Heilswerk, ist immer das gemeinsame Werk des Vaters, Jesu und des Heiligen Geistes. Sie sind beisammen, wenn Jesus sein Heilswerk vollbringt. Auch die beiden Personen, die in der Vorbereitung auf das Kommen Jesu tätig waren, sind vom Heiligen Geiste erfüllt, nämlich Johannes der Täufer und Maria. Von Johannes dem Täufer heißt es in der Heiligen Schrift, daß er schon im Mutterleib vom Heiligen Geist erfüllt war. Im Vorläufer Jesu vollendet der Herr die vorbereitende Tätigkeit. Er ist ja ausgezogen, dem Herrn ein bereites Volk zu schaffen, und diese Tätigkeit vollzieht der Vorläufer Johannes im Heiligen Geiste. Er kommt, um dem Herrn ein bereites Volk zu schaffen. In Johannes dem Täufer vollendet sich auch das Prophetenwesen. Johannes ist der letzte der Propheten. Die Propheten heben an mit Elias, und durch all die Jahrhunderte sind sie aufgetreten. Jetzt aber ist der letzte der Propheten gekommen; in ihm vollendet sich das Prophetentum. Er kündigt nicht nur den Messias an, er weist auf ihn hin. „Seht das Lamm Gottes! Auf wen du den Geist herabkommen und bleiben siehst, der ist es, der mit dem Heiligen Geiste tauft.“ So ist Johannes der vom Heiligen Geist gesandte Vorläufer. „Es ward ein Mann von Gott gesandt, sein Name war Johannes. Er sollte Zeugnis geben von dem Lichte, auf daß alle durch ihn zum Glauben kämen.“

Ähnliches und noch weit mehr gilt von Maria. Auch sie ist vorbereitet für ihre Sendung. Die Vorbereitung geschieht durch den Heiligen Geist. Der Heilige Geist kommt über sie und bereitet sie für die große Aufgabe, die ihr Gott zugeordnet hat. Sie wird schon vom ersten Augenblick ihres Daseins an geheiligt, und es kann niemand anderes sein als der Heilige Geist, der sie heiligt, der sie von der Erbsünde - nun, nicht befreit, sondern bewahrt. Maria ist die Ersterlöste, weil der Heilige Geist eine würdige Wohnung für das Kommen des Messias schaffen wollte. Maria ist durch den Heiligen Geist, durch die Überschattung des Heiligen Geistes als Jungfrau fruchtbar geworden. „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und du wirst einen Sohn gebären, dem sollst du den Namen Jesus geben.“ Der Heilige Geist hat in Maria die menschliche Natur Jesu gewirkt. Im Heiligen Geist hat Maria dann den Jubelgesang ausgesprochen: „Hoch preiset meine Seele den Herrn, und es frohlockt mein Geist in

Gott, meinem Heiland, denn angeschaut hat er seine niedrige Magd. Siehe, von nun an werden mich seligpreisen alle Geschlechter. Großes hat an mir getan, der da heilig ist.“ Maria hat im Heiligen Geiste den Lebensweg und das Leiden ihres Sohnes begleitet. Sie ist nach seiner Auferstehung mit den Jüngern zusammen im Abendmahlssaale und erwartet das Kommen des Geistes. Und als am Pfingstfest im Sturmesbrausen der Geist sich naht, da befindet sich Maria mitten unter den Aposteln. Sie ist die geisterfüllte, die begeisterte Frau, die der Geist sich geschaffen hat, um dem Christus eine würdige Wohnung zu bereiten.

Erst recht aber gilt natürlich das Erfülltsein vom Heiligen Geist von Jesus Christus. Allen anderen wurde der Geist nur stückweise gegeben, er besitzt ihn in Fülle. Christus ist der Geisterfüllte, und das sagt auch sein Name aus, Messias, d.h. der Gesalbte. Womit ist er denn gesalbt? Nicht mit Öl; gesalbt ist er mit Heiligem Geiste. Der heilige Geist ist die Antriebskraft seines Lebens. Er wurde vom Geist in die Wüste geführt, heißt es, natürlich vom Heiligen Geist, um dort versucht zu werden und in der Versuchung sein Messiasium zu behaupten gegen den Versucher.

Jesus hat oft vom Heiligen Geist gesprochen. Er hat ihn verheißen und er hat ihn gesandt. Bei seiner Antrittsrede schon macht er klar, daß er der vom Heiligen Geist verheißene Messias ist. Die Propheten haben immer zwei Dinge angekündigt, nämlich erstens das Kommen des Messias und zweitens die Ausgießung des Geistes. Beides läuft nicht nebeneinander her, sondern Messias und Geist sind beisammen. So heißt es beim Propheten Isaias: „Ein Reis wird sprossen aus dem Wurzelstock Jesse, ein Schößling bricht aus seiner Wurzel hervor. Auf ihm wird ruhen der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn. An der Furcht des Herrn hat er sein Wohlgefallen.“ Diese Ankündigung ist in Jesus, dem Messias, wahr geworden. Als er seine Antrittsrede hielt, in der Kraft des Geistes nach Galiläa zurückgeführt, wie der Evangelist Lukas sagt, da ließ er sich die Schriftrolle geben in der Synagoge und las den Anwesenden die Stelle vor, wo geschrieben steht: „Der Geist des Herrn ruht auf mir, weil er mich gesalbt hat. Den Armen Heilsbotschaft zu bringen, hat er mich gesandt, zu heilen, die zerknirschten Herzens, den Gefangenen Befreiung, den Blinden das Augenlicht zu verkünden, die Niedergedrückten in die Freiheit zu entlassen, das Gnadenjahr des Herrn und den Tag der Vergeltung zu verkünden.“ Als er dann die Buchrolle zusammengerollt und sie dem Diener zurückgegeben hatte, die Anwesenden sich setzten und alle Augen auf ihn gerichtet waren, da begann er zu sprechen: „Heute ist diese Schriftstelle vor euren Augen in Erfüllung gegangen.“ Jetzt ist der Messias da, und mit ihm ist sein Geist da. Wenn der Messias kommt, muß auch der Geist kommen. Und so hat der Herr in seiner Verkündigung oft vom Heiligen Geist gesprochen, wie uns vor allem der Evangelist Johannes versichert. Dem Nikodemus, der ihn nächtens besucht, erklärt er: „Wenn jemand nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem Geiste, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen. Was aus dem Fleische geboren ist, das ist Fleisch; was aus dem Geiste geboren ist, das ist Geist. Wundere dich nicht darüber, daß ich dir gesagt habe: Ihr müßt wiedergeboren werden. Der Wind weht, wo er will, und du hörst sein Brausen. Aber du weißt nicht, woher er kommt und wohin er fährt. So ist es bei jedem, der aus dem Geiste geboren ist.“ Die geheimnisvolle Kraft des Geistes wird hier geschildert.

Ähnlich spricht auch der Herr zu der samaritanischen Frau am Jakobsbrunnen. Er bittet sie um Wasser, und dann führt er sie auf höhere Gefilde. „Würdest du Gottes Gabe kennen und wissen, wer der ist, der zu dir spricht: ‘Gib mir zu trinken!’, so hättest du ihn wohl gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser gereicht.“ Dieses lebendige Wasser ist von solcher Art, daß, wer von ihm trinkt, nicht mehr dürstet in Ewigkeit. Und das ist das Wasser, sagt der Herr, „das ich ihm geben werde. Es wird in ihm zur Quelle, die ins ewige Leben hinüberströmt“. Die beiden unterhalten sich dann über die Anbetung, auf dem Berge Garizim üben sie die Samariter, die Juden in Jerusalem. Aber der Herr überschreitet weit diese räumliche Bestimmung. „Es kommt die Stunde, und sie ist schon da, in der die wahren Anbeter des Vaters im Geist und in der Wahrheit anbeten, denn solche Anbeter sucht der Vater.“ Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Und noch ein letztes Mal hat der Herr vom Heiligen Geist gesprochen. Auf dem Höhepunkte des Festes in Jerusalem, da rief er aus: „Wen dürstet, der komme zu mir und trinke. Wer an mich glaubt, aus dessen Inneren werden, wie die Schrift sagt, Ströme lebendigen Wassers fließen.“ Damit meinte er den Geist,

den die empfangen sollten, die an ihn glauben. Weil nämlich Jesus noch nicht verherrlicht war, war der Geist noch nicht mitgeteilt.

Das war die Verkündigung Jesu vom Geiste. In seiner letzten Stunde, nämlich vor dem Leiden, verheißt er den Geist. Da spricht er in seinen Abschiedsreden deutlich vom Kommen des Geistes. „Ich werde den Vater bitten, und er wird euch (an meiner Stelle) einen anderen Beistand geben, der ewig bei euch bleiben soll, den Geist der Wahrheit, den die Welt nicht empfangen kann, weil sie ihn nicht sieht und nicht kennt. Ihr kennt ihn, weil er bei euch bleibt und in euch sein wird. Der Beistand“, so fährt der Herr fort, „der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.“ Und von diesem Geiste sagt der Herr: „Es ist gut für euch, daß ich hingehe. Denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Beistand nicht zu euch kommen. Wenn ich aber hingehe, werde ich ihn euch senden.“ Was wird dieser Geist tun, wenn er gesandt ist? „Wenn der Geist kommt, wird er die Welt überführen von der Sünde und von der Gerechtigkeit und vom Gerichte.“

Das ist also eine der wesentlichen Aufgaben des Geistes, wenn er kommt, die Welt zu überführen von der Sünde, daß es eine Sünde gibt und nicht bloß psychologische Mätzchen, mit denen man die Sünde vertuscht, daß es ein Gericht gibt und daß mit dem Tode nicht alles zu Ende ist, und daß es eine Gerechtigkeit gibt, eine Gerechtigkeit nicht nur für Jesus, auch für alle, die an Jesus glauben und die ihm gefolgt sind. „Er, der Geist, wird mich verherrlichen, denn er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden.“

Das sind die Verheißungen, die Jesus vom Geiste gemacht hat. Und als er dann verherrlicht war, als der Geist ihn aus dem Grabe erhoben hatte und seinen Leib verklart hatte, da hat er sogleich den Geist gesandt, denn noch am Abend des Auferstehungstages sagt er den Aposteln: „Empfanget den Heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen. Welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten.“ Und in der Kraft des Geistes sollten sie das Evangelium bis an die Grenzen der Erde tragen. Darum mußten sie warten, bis der Geist in Fülle auf sie herabkam, was am 50. Tage nach Ostern geschehen ist. Da waren alle beisammen, und da erhob sich ein Brausen, und in diesem Brausen nahte sich der Heilige Geist und erfüllte die Menge, und alle staunten über ihre Sprachengabe, denn ein jeder hörte sie in seiner Sprache reden. Sie konnten eine gemeinsame Sprache führen, weil sie die Großtaten Gottes verkündeten. Die Menschen heute verstehen sich nicht, weil sie nur von ihren kleinen menschlichen Taten reden. Wenn sie die Großtaten Gottes verkünden würden, dann würden sie sich verstehen.

Nach einer jüngsten Umfrage, meine lieben Freunde, wissen vier von fünf Deutschen nicht, was an Pfingsten gefeiert wird. Sie kennen nicht den Heiligen Geist, weil sie den Vater nicht kennen und weil sie den Sohn nicht kennen. Sie denken an den Pfingstausflug und an gutes Essen und Reisen. Aber sie denken nicht daran, ihr Herz zu bereiten für die Ankunft des Heiligen Geistes. Auch hier gilt das Wort: Der Geist kommt nach dem Maße unserer Empfänglichkeit. Je mehr wir disponiert sind, ihn zu empfangen, um so reicher werden seine Gnadengeschenke an uns sein. Wir müssen also am heutigen Tage uns bemühen, unsere Sehnsucht nach dem Geiste zu erwecken, unsere heißen Gebete zum Himmel schicken.

*„Komm, o Geist der Heiligkeit
aus des Himmels Herrlichkeit.
Sende deines Lichtes Strahl!
Vater aller Armen du,
aller Herzen Licht und Ruh,
komm mit deiner Gaben Zahl.
Tröster in Verlassenheit,
Labsal voll der Lieblichkeit,
komm, o süßster Seelenfreund!“*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Sinnbilder des Heiligen Geistes.

01.06.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Als ich am Anfang meines Studiums für das Priestertum stand, fragte mich ein älterer Priester: „Verehrst du die Muttergottes? Liebst du die Einsamkeit? Bist du ein Verehrer des Heiligen Geistes?“ Er hielt diese drei Fragen - und die entsprechenden Antworten - für wesentlich, ja entscheidend, um Priester zu werden. Ein Priester muß die Muttergottes verehren, er muß die Einsamkeit lieben, er muß aber auch ein Verehrer des Heiligen Geistes sein. Wenn man einen Menschen schätzt, sucht man ihn kennenzulernen. Man ist bemüht, seine Gesinnungen, Schicksale, Bestrebungen in Erfahrung zu bringen. Erst recht muß es von Gott gelten, daß wir ihn, wenn wir ihn lieben, kennenlernen wollen, immer mehr in sein Geheimnis eindringen wollen, ohne es aufzulösen; denn wir können nur lieben, was wir kennen. Und je besser wir ihn kennen, um so mehr werden wir ihn lieben. So wollen wir am heutigen zweiten Pfingstfeiertag drei Gegenstände betrachten, nämlich

1. den Namen des Heiligen Geistes,
2. die Benennungen des Heiligen Geistes und
3. die Sinnbilder des Heiligen Geistes.

Der Name des Heiligen Geistes ist, wie gesagt, Heiliger Geist. Er ist also aus zwei Bestandteilen zusammengesetzt. Das Hauptwort ist „Geist“. Der Heilige Geist ist Geist, wie der Vater und wie der Sohn Geist ist. Mit dem auf Gott angewendeten Worte Geist wird nicht etwa dasselbe ausgesagt, wie wir vom Menschen sagen: Er besteht aus Körper und Seele, also Geist. Wenn wir von Gott aussagen, er sei Geist, dann meinen wir damit die vollständige Andersartigkeit Gottes. Gott als Geist ist nicht nur über den Körper des Menschen überlegen, er ist auch über den Geist des Menschen überlegen, er ist der ganz andere, und die Geistigkeit Gottes will sagen, daß er der souveräne, weltüberlegene, überirdische Schöpfer, Herr und König ist. Das Begleitwort „heilig“ besagt, auf Gott angewandt, nicht zuerst die ethische Heiligkeit, daß also Gott sündlos ist. Nein, die Bezeichnung „heilig“, auf Gott angewandt, will besagen: Er ist von allem Irdischen, Weltlichen, Geschöpflichen geschieden. Es ist die ontische Heiligkeit gemeint, die im Sein verwurzelte und im Sein gegebene Weltüberlegenheit Gottes. Wenn wir also die Worte „heilig“ und „Geist“ auf die dritte göttliche Person anwenden, dann müssen wir daran denken, daß er der wahre Gott ist, der jenseits alles Irdischen, alles Weltlichen, alles Menschlichen steht, auch jenseits jeder menschlichen Vorstellung und Phantasie. Er ist der ganz andere, überlegene, unendlich weite und unendlich erhabene Gott über uns.

Der Heilige Geist wird zweitens in bestimmter Weise benannt. Jesus nennt ihn den Geist der Wahrheit. Damit soll ausgedrückt werden, daß der Heilige Geist die Wahrheit in sich trägt, die Wahrheit liebt und die Wahrheit befördert. Er ist der Feind jeder Unwahrheit, und deswegen kann es in alle Ewigkeit nicht gleichgültig sein, was einer glaubt. Er muß den wahren Glauben haben, weil der Geist der Wahrheit will, daß wir in der Wahrheit stehen. „Das habe ich gern“, schreibt der Apostel Johannes, „daß meine Kinder in der Wahrheit wandeln,“ er, der Künder des Heiligen Geistes, des Geistes der Wahrheit. Der Herr nennt den Heiligen Geist auch den Parakleten. Das ist ein griechisches Wort, das im Lateinischen übersetzt wird mit *advocatus* und im Deutschen entsprechend mit Anwalt, Fürsprecher, Beistand, Tröster. Der Heilige Geist hat also eine unterstützende, helfende und beistehende Funktion. Er ist der Tröster, der dem Menschen in seinem Elend, in seiner Gebrechlichkeit, vor allem in seiner Sündhaftigkeit zu Hilfe kommt.

Der Apostel Paulus fügt diesen beiden Namen weitere hinzu. Er nennt den Heiligen Geist Geist der Verheißung, Geist der Sohnschaft, Geist des Herrn, Geist Christi, Geist Gottes. Fünf verschiede-

ne Benennungen gibt der Apostel Paulus dem Heiligen Geist. Geist der Verheißung besagt, daß er von Gott vorherverkündet wurde und selbstverständlich, weil Gott treu ist in seinen Verheißungen, auch gesandt wurde, und zwar in Fülle in seinem Sohne. Deswegen heißt er Geist des Sohnes. Er ist der Geist, in dem Jesus lebt und webt. Er ist der Geist, in dem Jesus seine Machttaten und Wunder vollbringt. Er ist der Geist, der Jesus aus dem Grabe gerissen hat und verklärt hat. Deswegen ist der Heilige Geist Geist des Sohnes, Geist des Herrn, Geist Christi. Der Apostel Petrus fügt noch eine weitere Benennung hinzu, nämlich: Geist der Herrlichkeit. Der Heilige Geist ist derjenige, der die Herrlichkeit in sich trägt und sie den Menschen vermittelt. Er hat die Verklärung der menschlichen Natur Jesu gewirkt, und er ist es auch, der unsere armselige Natur verklären kann, anfanghaft und vorläufig unsichtbar in dieser Zeit, in Fülle und in Vollendung einmal, wenn wir in die andere Welt, in die Welt Gottes übergegangen sein werden. Das sind also die Benennungen des Heiligen Geistes.

Ebenso aufschlußreich sind sodann die Sinnbilder des Heiligen Geistes. Das erste Sinnbild ist das Wasser. Wir sind, so wird oft gesagt in der Heiligen Schrift, mit dem Heiligen Geiste „getränkt“. Tränken tut man mit Wasser. Wir sind mit dem Heiligen Geiste getauft. Der Heilige Geist wurde uns vermittelt im Wasser der Taufe. Das Wasser der Taufe ist das Medium, durch das Gott uns den Heiligen Geist schenken will. Wasser ist das belebendste Element, das es gibt. Es ist vielleicht das notwendigste Element, das es gibt; wir wissen, ohne Wasser gibt es kein Leben. Und so ist also ein sehr treffendes Symbol des Heiligen Geistes das Wasser. Es gibt kein übernatürliches Leben ohne Heiligen Geist. Uns wurde es vermittelt durch das Wasser der Taufe.

Eine weitere sinnbildliche Bezeichnung des Heiligen Geistes ist die Salbung. Die Salbung geschieht mit Öl, und wenn uns der Bischof bei der Firmung mit Öl salbte, dann wurde damit angedeutet, daß uns der Heilige Geist geschenkt wurde, sofern unsere Herzen aufnahmebereit waren. Christus ist der Gesalbte in einem eminenten Sinne. Er hat den Heiligen Geist nicht stückweise wie wir Armen, er hat ihn in Fülle. „Der Herr ist der Geist“, sagt sogar der Apostel Paulus an einer Stelle, die geheimnisvoll und schwer verständlich ist. Aber auch uns hat der Herr den Geist durch die Salbung vermittelt. Wir bezeichnen dieses Sakrament der Salbung nicht umsonst als *confirmatio* oder Firmung, denn die Salbung bedeutet Kraftvermittlung, Kraftübertragung, Kraftimpuls, der uns geschenkt wurde.

Ein weiteres Sinnbild des Heiligen Geistes ist das Feuer. In Feuerzungen kam der Geist am Pfingsttage über die Apostel herab, und Feuer spielt bei allen geistbegabten und geistbegeisterten Menschen immer eine große Rolle. Elias rief Feuer vom Himmel, welches das Opfer verzehrte. Und der Herr hat einmal gesagt: „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu werfen, und wie wünschte ich, es wäre schon längst entbrannt!“ Der Vergleich mit dem Feuer ist wohl so zu deuten, daß hier die verwandelnde und verzehrende Kraft des Feuers gemeint ist. Das Feuer soll ausbrennen, was mit dem Heiligen Geist unverträglich ist, und das Feuer soll uns mit der Begeisterung versehen, die der Heilige Geist in den Herzen zu wecken vermag. Die verwandelnde und verzehrende Kraft des Feuers soll uns vom Heiligen Geiste zuteil werden. Man sagt nicht umsonst, daß die Kleriker Geistliche sein sollen. Geistlich, das heißt, sie sollen vom Heiligen Geist erfüllt sein. Aber nicht nur die Kleriker sind Geistliche, alle Getauften sind Geistliche, sind vom Heiligen Geist geprägt und erfüllt.

Eine weitere sinnbildliche Erscheinung des Geistes ist die Wolke. Immer, wenn Theophanien, Gotteserscheinungen, sich ereignen, tritt eine Wolke auf. Von Maria heißt es: Sie wurde „überschattet“, das heißt eben mit einer Wolke überschattet vom Heiligen Geist, als sie ihr Kind empfing. Und eine Wolke trat auf, als auf dem Berge der Verklärung Jesus und seine drei Apostel Gemeinschaft hielten mit Elias und mit Moses. Das war die lichte Wolke, die sie überschattete, ein Zeichen, ein Symbol der wirksamen Gegenwart des Heiligen Geistes. Eine Wolke war es schließlich, die Jesus aufnahm, als er zum letzten Mal den Jüngern erschienen war und seinen Platz zur Rechten des Vaters einnahm.

Ein weiteres Sinnbild des Heiligen Geistes ist das Siegel. Wir wissen, wozu ein Siegel dient. Es beglaubigt etwas, es bestätigt etwas. Mit dem Siegel werden amtliche Schriftstücke ausgefertigt. Auch der Heilige Geist prägt und beglaubigt. Man kann es erkennen, ob einer im Heiligen Geiste lebt, oder ob er vom Ungeist getrieben wird. Man kann es äußerlich erkennen, ob einer versiegelt ist mit dem Heiligen Geiste, oder ob er fern vom Heiligen Geiste ein dürftiges Leben vollzieht. Der Heilige Geist beglaubigt unser Leben, und er prägt unser Leben. Vor allem ist er wirksam in den sogenannten Standes sakramenten, wo dem Menschen ein unauslöschliches Siegel eingepägt wird: in der Taufe, in der

Firmung, in der Weihe. Weil diese Sakramente ein Siegel einprägen, den Menschen also umgestalten, ein für allemal, deswegen sind sie unwiederholbar. Man kann nicht zweimal geweiht werden, man kann nicht zweimal getauft werden, man kann auch nicht zweimal gefirmt werden, sondern einmal prägt der Geist sein Siegel ein, und dann ist man für immer, für Zeit und Ewigkeit von ihm geprägt.

Auch die Hand dient als Symbol des Heiligen Geistes. Durch die Handauflegung haben die Apostel den Geist vermittelt. Noch heute wird durch Handauflegung der Heilige Geist gegeben, etwa bei der Firmung oder bei der Priesterweihe. Aber auch wenn der Priester vor dem heiligsten Augenblick der heiligen Messe steht, nämlich vor der Wandlung, und Sie achten einmal genau auf sein Tun, dann werden Sie finden, daß er die Hände über Brot und Wein ausbreitet als ein Zeichen, daß jetzt die Epiklese erfolgt, die Herabrufung des Heiligen Geistes. Denn nicht der Priester wandelt, sondern der Heilige Geist wandelt, freilich durch den Priester. Aber er muß herabgerufen werden. Ohne seine Macht sind wir ohnmächtig. Aber wenn er kommt, dann ist er allmächtig. Und wenn er sagt: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut“, dann ist es der Leib und das Blut des Herrn und Heilandes.

Auch der Finger ist ein Symbol des Heiligen Geistes. Im Alten Bunde hat der Finger Gottes die beiden Tafeln des Moses beschrieben mit den Zehn Geboten. Im Neuen Bunde rührt der Finger Gottes die Herzen an und schreibt in die Herzen. Er schreibt seine Schrift in die Herzen, also die Schrift der Liebe, der Gerechtigkeit, der Keuschheit, der Tapferkeit. Das ist seine Schrift. Nicht mehr auf Tafeln von Stein, sondern in den Herzen von Fleisch schreibt er seine Schrift ein.

Noch ein letztes Bild des Heiligen Geistes, das wir alle kennen: Es ist die Taube. Wie etwas Taubenähnliches kam der Heilige Geist auf Jesus herab. Meine lieben Freunde, nicht als Taube, sondern es heißt im griechischen Text „hos“ - wie eine Taube, ähnlich wie eine Taube kam der Heilige Geist auf Jesus herab, und seitdem wird ja der Heilige Geist meistens als Taube dargestellt. Wie ist dieses Bild zu erklären? Nun, zunächst einmal ist sicher, daß die Taube ein Bild der Einfalt und der Unschuld ist. Der Herr sagt ja, wir sollen einfältig wie die Tauben sein, d.h. eben arglos, ohne Arglist, lauter. Aber darüber hinaus besagt die Taube noch mehr. Die Taube ist ein Vogel, der die Rettung ankündigt, nämlich bei der Sintflut. Da brachte eine Taube einen Ölzweig in die Arche des Noe und kündigte an: Die Sintflut ist vergangen, die Errettung ist da. Jetzt ist der Friede mit Gott hergestellt. So ist die Taube gewissermaßen der Verkündigungsvogel des Heiles. Und so müssen wir es wohl auch auf den Heiligen Geist deuten. Er ist derjenige, der das Heil wirkt und der das Heil verbürgt. Wenn der Heilige Geist kommt, dann ist das Heil da, und in wem er Wohnung nimmt, der ist gerettet, der kann ohne Furcht und ohne Sorge sein. In der Kraft des Geistes hat Jesus die Dämonen besiegt, und in der Kraft des Geistes vermögen wir unser Leben zu bewältigen. Wer den Geist in sich trägt, ist unüberwindlich.

Das waren der Name, die Benennungen und die Sinnbilder des Heiligen Geistes. Sie sollen in uns die Kenntnis und die Liebe zum Heiligen Geist vermehren. Sie sollen uns wachhalten für die Aufnahme der Wirkungen des Heiligen Geistes. Sie sollen die Sehnsucht in uns erwecken nach den Gaben des Heiligen Geistes, und sie sollen dafür sorgen, daß, soweit es an uns ist, wir alles aufbieten, uns vom Heiligen Geiste treiben zu lassen. „Denn“, so sagt Paulus; „die sich vom Heiligen Geiste treiben lassen, die sind Kinder Gottes.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Geheimnis der Dreifaltigkeit

07.06.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die Taufe wird im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes gespendet. Der Täufling wird gefragt, ob er an Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist glaubt. Und er antwortet darauf: „Ich glaube.“ Die Taufe wird gespendet im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes - in der Einzahl! Im Namen, nicht auf die Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, in der Mehrzahl. Diese sprachliche Eigentümlichkeit weist darauf hin, daß es nur einen Gott gibt, einen einzigen, in seinem Wesen dreifaltigen Gott. Die Glaubenswahrheit der Dreieinigkeit ist die grundlegendste von allen christlichen Glaubensmysterien. Sie ist das zentrale Glaubensgeheimnis. Sie unterscheidet die christliche Religion von jeder anderen Religion. Das Geheimnis der Dreifaltigkeit ist in der Hierarchie der Glaubenswahrheiten die grundlegendste und die fundamentalste. Das Geheimnis der Dreifaltigkeit ist ein absolutes Geheimnis; das heißt: Auch wenn es geoffenbart ist, vermögen wir es nicht zu durchschauen, und es mußte offenbart werden, wenn wir es kennenlernen sollten. So sehr es auch in der Schöpfung und in der Heilsgeschichte Israels Andeutungen der Dreifaltigkeit gab, so gewiß ist, daß das Geheimnis selbst einer besonderen Offenbarung Gottes bedurfte. Das Geheimnis der Dreifaltigkeit ist weit über die Vernunft hinaus ein Geheimnis, das niemals vom Menschen in seinem Grunde erfaßt werden kann.

Wir wollen trotzdem versuchen, in dieses Geheimnis, soweit es menschlichem Denken zugänglich ist, einzudringen und dabei drei Fragen stellen, nämlich

1. Wie ist dieses Geheimnis geoffenbart worden?
2. Wie hat die Kirche dieses Geheimnis formuliert?
3. Wie hat Gott in seinem Schöpfungs- und Erlösungswerk dieses Geheimnis verwirklicht?

Die erste Frage lautet: Wie ist dieses Geheimnis der Dreifaltigkeit geoffenbart worden? Da müssen wir an erster Stelle sagen: Der Vater wird geoffenbart durch den Sohn. Jesus Christus, der Sohn Gottes, hat uns den Vater geoffenbart. Er hat ihn uns geoffenbart als Vater. Schon im Alten Bunde, beim Volke Israel, wurde Gott als Vater verehrt, und zwar meinte man damit seine Schöpfermacht - er ist Vater, weil er die Welt geschaffen hat, und man meinte seine Bundesherrschaft - er ist Vater, weil er mit dem Volk das Bündnis vom Sinai abgeschlossen hat. Er ist auch der Vater des Königs von Israel, und er ist der Vater der Waisen und Witwen. Das alles war schon dem Volk Israel bekannt. Aber Jesus überbietet diese Vaterschaft, indem er sagt: Gott hat von Ewigkeit her einen Sohn, einen eingeborenen, d.h. einen einziggeborenen Sohn. „Niemand kennt den Sohn als der Vater, und niemand kennt den Vater als der Sohn und wem der Sohn es offenbaren will.“

Man kann fragen: Warum ist uns Gott als Vater geoffenbart worden? Der Grund liegt in zwei Wirklichkeiten. Erstens soll damit der Ursprung und die Autorität ausgedrückt werden. Vaterschaft bedeutet eben Ursprung sein und Autorität besitzen. Zweitens sollte damit ausgesagt werden, daß Gott Güte und Sorge um seine Kinder ist; denn das ist Sache des Vaters, Güte und Besorgtheit um seine Kinder zu beweisen. Der Begriff Vater ist natürlich von dieser Welt genommen, aus der menschlichen Vaterschaft, aber wir müssen uns klarmachen, daß die Vaterschaft Gottes alle menschliche Vaterschaft weit übersteigt. Denn wir alle wissen, daß menschliche Väter ihre Schwächen und Fehler haben. Wir müssen also alle Schwächen und Fehler von der Vaterschaft Gottes wegdenken und müssen gleichzeitig alles, was wertvoll ist an der Vaterschaft, ins Unendliche ausdehnen. Dann beginnen wir in etwa zu begreifen, was es heißt, wenn wir sagen: Gott ist Vater. Gottes Vaterschaft ist auch

insofern von jeder irdischen Vaterschaft verschieden, als er über alle Geschlechtlichkeit erhaben ist. Die Geschlechterverschiedenheit hat in Gott keine Stelle; er ist weder Mann noch Frau, er ist Gott. Er ist erhaben über jede irdische Vaterschaft, denn er ist das Maß und das Vorbild jeder Vaterschaft auf Erden.

Daß Gott Vater ist und einen Sohn hat, das wurde von Anfang an in der christlichen Verkündigung vorgetragen. Es wurde aufgenommen in den Konzilien, namentlich in dem ersten großen Konzil von Nizäa im Jahre 325. Gegen die Irrlehrer, vor allem Arius, hat sich dort die Kirche zu der Vaterschaft Gottes und zu der Sohnschaft Jesu Christi bekannt, hat sie Jesus als den eingeborenen, d.h. den einziggeborenen Sohn des Vaters ausgesagt und vor allem seine Ungeschaffenheit gelehrt. Er ist nicht ein Geschöpf des Vaters, sondern er ist - und so hat man einen Ausdruck gewählt, der von der Schöpfung, vom Schaffen verschieden ist -, „gezeugt“. Damit soll natürlich wiederum nicht etwas Geschlechtliches ausgesagt werden, sondern nur die Ähnlichkeit, wie eben der Erzeuger und der Erzeugte ähnlich sind. Es soll bekannt werden, daß der Vater einen Sohn zeugt, der ihm aber nicht nur ähnlich, sondern der ihm, abgesehen von der Ursprungsbeziehung, gleich ist. „Wesenseins mit dem Vater“ hat das Konzil von Nizäa gesagt. Das ist der berühmte Ausdruck „homousios“, um den Schlachten geschlagen worden sind, über den zahllose Bücher geschrieben worden sind, mit dem sich das Denken der besten Theologen befaßt hat. „Homousios“ - eines Wesens mit dem Vater, also unterschieden nur durch den Ursprung, weil er eben vom Vater gezeugt ist, aber nicht unterschieden in der Wesenheit, in der Allmacht, in der Güte, in der Unveränderlichkeit, in der Unsterblichkeit.

Vater und Sohn wurden dann geoffenbart durch den Heiligen Geist. Der Geist war schon tätig bei der Schöpfung. Er hat gesprochen durch die Propheten. Er war bei den Jüngern, und er bleibt bei den Jüngern. Er führt sie in alle Wahrheit ein. „Wenn der Geist der Wahrheit kommt, dann wird er euch in alle Wahrheit einführen“, hat der Herr verheißen. Seine zeitliche Sendung offenbart seinen ewigen Ursprung. Er geht vom Vater und vom Sohne aus. Er geht vom Vater als erstem Ursprung aus und wird vom Vater her und vom Sohne selbst gesandt. Der Heilige Geist wurde im Jahre 381 auf dem ökumenischen Konzil zu Konstantinopel in das Glaubensbekenntnis aufgenommen: „Ich glaube an den Heiligen Geist, den Herrn und Lebensspender, der vom Vater und vom Sohne ausgeht. Er wird mit dem Vater und dem Sohne zugleich angebetet und verherrlicht. Er hat gesprochen durch die Propheten.“ Jetzt ist die Dreifaltigkeit vollständig. Jetzt wissen wir vom Vater, jetzt wissen wir vom Sohne, jetzt wissen wir vom Heiligen Geiste. Durch die Sendungen hat Gott das Geheimnis der Dreifaltigkeit enthüllt und entfaltet. Er sendet seinen Sohn, und er und der Sohn senden den Heiligen Geist.

Die zweite Frage lautet: Wie hat die Kirche diese Wahrheit vom dreifaltigen Gott, dieses Geheimnis der Trinität formuliert? Die Kirche hat es sich nicht leicht gemacht, um Licht in dieses Geheimnis zu bringen. Sie hat drei Termini, drei Ausdrücke aus der griechischen Philosophie gewählt, aber diesen Ausdrücken - das sei gleich gesagt - einen ganz neuen Inhalt gegeben. Es ist das keine Gräzisierung oder Hellenisierung des Christentums, wie die Feinde des Glaubens sagen, sondern die Kirche hat sich der Worthülsen, welche die griechische Philosophie zur Verfügung gestellt hatte, bedient, um in sie einen ganz neuen Inhalt einzufüllen. Diese drei Ausdrücke sind Substanz, Person und Beziehung. Substanz bezeichnet das eine Wesen, die Einheit im Wesen, die Wesenseinheit. Person bezeichnet die Verschiedenheit: Vater, Sohn, Heiliger Geist. Beziehung gibt an, worin die Verschiedenheit besteht, nämlich in dem gegenseitigen Zueinander der göttlichen Personen. Wenn wir das Geheimnis der Dreifaltigkeit einigermaßen verstehen wollen, dann müssen wir uns diese drei Begriffe - Substanz, Person, Beziehung - vor Augen halten und in drei Sätzen das Verhältnis dieser Begriffe zueinander zu formulieren versuchen, nämlich erstens: Das Wesen Gottes ist eines. Weil das Wesen Gottes eines ist, müssen wir sagen: Der Vater ist dasselbe wie der Sohn, der Sohn ist dasselbe wie der Vater, der Heilige Geist ist dasselbe wie der Vater und der Sohn, nämlich Gott: der eine Gott in seiner Allmacht und in seiner Herrscherlichkeit, der eine Gott in seiner Unsterblichkeit und in seiner Anfangslosigkeit, der eine Gott in seiner Güte und Barmherzigkeit. Der zweite Satz lautet: Die Personen sind real voneinander verschieden. Der Sohn ist nicht der Vater, der Vater ist nicht der Sohn, und der Heilige Geist ist nicht der Vater oder der Sohn. Sie sind dasselbe, aber sie sind nicht derselbe. Wir bekennen die Einheit des Wesens, aber die Verschiedenheit der Personen. Wir trennen nicht das Wesen, aber wir vermischen auch nicht die Personen. So sagt es das Glaubensbekenntnis „Quicumque“, das Athana-

sianische Glaubensbekenntnis, das wir Priester einmal im Jahr, nämlich heute bei der ersten Hore des Breviergebetes beten. „Wir trennen nicht das Wesen, aber wir vermischen auch nicht die Personen.“ Und der dritte Satz lautet: Zwischen den Personen besteht die Verschiedenheit allein darin, daß sie in verschiedener Beziehung zueinander stehen; denn der Vater zeugt, der Sohn wird gezeugt, das sagt ja schon der Name. Der Geist wird gehaucht vom Vater und vom Sohn. Und in dieser Verschiedenheit liegt das Geheimnis der drei göttlichen Personen.

Die dritte und letzte Frage endlich ist: Wie verwirklicht die Dreifaltigkeit ihr göttliches Wesen und ihre Personhaftigkeit? Nun, der Sohn ist das Ebenbild des Vaters, Gott von Gott, Licht vom Lichte, wahrer Gott vom wahren Gott. Er ist das Abbild der Herrlichkeit und der Abglanz seines Wesens. Der Heilige Geist ist eines Wesens mit dem Vater und dem Sohn. Die göttlichen Personen wirken, wenn sie nach außen wirken, immer zusammen. So untrennbar wie das Wesen ist, so untrennbar ist auch ihr Wirken nach außen. Die Dreifaltigkeit ist immer beisammen. Freilich muß man dazu sagen: Das gemeinsame Wirken der Dreifaltigkeit vollzieht sich in der Weise, wie die Personen voneinander verschieden sind, also: Wir beten zum Vater durch den Sohn im Heiligen Geist. Oder: Wir preisen den Vater durch den Sohn im Heiligen Geist. Wir folgen Jesus, dem Herrn, weil der Vater uns zieht und der Geist uns treibt. Die göttlichen Personen sind eines Wesens und deswegen auch immer im äußeren Wirken beisammen. Aber dieses Wirken geschieht in der Verschiedenheit ihrer Beziehung.

Der Herr weist darauf hin, daß die göttlichen Personen beisammen sind, wenn er einmal sagt: „Jeder, der mich liebt, wird meine Gebote halten, und der Vater wird ihn lieben und wir werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen.“ Wir werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen. Also wenn Gott in die Seele einzieht, dann ist die Dreifaltigkeit immer beisammen. Wenn wir Jesus empfangen, sind der Vater und der Sohn untrennbar dabei. In der heiligmachenden Gnade besitzen wir die Dreifaltigkeit in unserer Seele. Wir leben im Banne der heiligsten Dreifaltigkeit; jetzt noch im Dunkel des Glaubens, einstmals unverhüllt im Glanze der Herrlichkeit. Wir sollen einmal den dreifaltigen Gott in seiner wunderbaren Einheit und in der Verschiedenheit der Personen schauen. Ich bin mir darüber im klaren, meine lieben Freunde, daß kein Geheimnis des Glaubens schwerer zu verstehen ist als das der Dreifaltigkeit. Aber ich gestehe ebenso, daß ich noch niemals Schwierigkeiten hatte, daran zu glauben. Warum nicht? „Könntest du ihn verstehen, es wäre nicht mehr Gott“, sagt der heilige Augustinus. Wahrhaftig, das ist die Lösung unserer Schwierigkeit. Könntest du ihn verstehen, es wäre nicht mehr Gott.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

„Tut dies zu meinem Gedächtnis!“

11.06.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Verehrung des Fronleichnam Versammelte!

„Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Dieses Wort unseres Herrn und Heilandes ist der Ursprung der eucharistischen Opferfeier. Am Abend vor seinem Leiden sprach er zu seinen Jüngern: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Und getreu dieser Weisung feiern wir alle Sonntage, nein, feiern wir alle Tage das Opfer Jesu Christi. „Cotidiana vilescunt.“ Dinge, die man täglich betreibt, können zu einer trüben Gewohnheit werden. Nicht so darf es sein beim eucharistischen Opfersakrament. Denn der Herr hat gesagt: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Und so muß also für unser Tun bestimmend sein, was der Herr uns geboten hat. Das eucharistische Opfersakrament läßt sich in dreifacher Weise betrachten,

1. als Danksagung.
2. als Gedächtnis,
3. als Gegenwart.

Das eucharistische Opfersakrament ist immer auch Danksagung. Wir hören es ja im Einsetzungsbericht, daß der Herr dankte, als er dieses Sakrament einsetzte. Er hat, bevor er uns diese wunderbare Speise und diesen herrlichen Trank gab, gedankt. Und so müssen auch wir danken. Das Wort Eucharistie heißt Danksagung und ist durchaus eine legitime Bezeichnung für dieses Geschehen. In jeder Feier des Opfers Christi heißt es beim Lobgesang der Präfation: „Es ist würdig und recht, billig und heilsam, dir immer und überall zu danken.“ Wir müssen im Meßopfer danken. Wenn wir es im eucharistischen Opfersakrament nicht lernen, zu danken, dann vergessen wir es überhaupt. Wir müssen danken, danken für alles, was Gott in Jesus Christus für uns getan hat. Deswegen werden in den verschiedenen Präfationen im Laufe des Kirchenjahres die einzelnen Heilsgeheimnisse genannt: Wir danken für das Leiden Christi; wir danken für seine Auferstehung; wir danken für seine glorreiche Himmelfahrt; wir danken für die Ausgießung des Geistes; wir danken für die Offenbarung des dreifaltigen Gottes. Mit diesem Dank dürfen und sollen wir alles verbinden, was an unserem Leben dankenswert ist. Und jeder von uns - jeder von uns - hat Erlebnisse und Begebnisse, für die er danken muß. Es ist würdig und recht, immer und überall zu danken, also auch für das Leid und die Bitterkeiten und die Enttäuschungen unseres Lebens. Die Eucharistie, das eucharistische Opfersakrament ist ein Dank, eine Danksagung, ein Dankopfer. Denn das sei gleich am Anfang gesagt: Wir danken nicht bloß dadurch, daß wir sprechen, wir danken vor allem dadurch, daß wir handeln. Der Herr hat nicht gesagt: „Denkt an mich“, sondern: „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Wir haben also eine Danksagung besonderer Art vor uns, nämlich eine Danksagung durch ein Geschehnis, durch eine Handlung, durch eine Tathandlung, ein „dromenon“, wie die Griechen sagen.

Diese Danksagung mündet selbstverständlich ins Lob aus, denn wer Gott dankt, der lobt ihn, der verherrlicht ihn, der erkennt damit an, daß die Gaben von Gott kommen und daß wir Anlaß haben, ihm bei dieser Danksagung Anerkennung und Lob zu spenden. Also halten wir fest: Das eucharistische Opfersakrament ist immer auch wesentlich Danksagung; Danksagung nicht zuletzt für das, was der Herr uns zu tun geboten hat.

Der Kern des eucharistischen Opfers ist freilich das Gedächtnis. „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ Das Gedächtnis des eucharistischen Opfers ist von besonderer Art. Wir können uns des Leidens Christi erinnern in mannigfacher Weise. Wenn wir den Kreuzweg gehen, gedenken wir des Leidens Christi. Wenn wir die Leidensgeschichte lesen, gedenken wir des Leidens Christi. Wenn wir nach Oberammergau fahren und das Passionsspiel miterleben, gedenken wir des Leidens Christi. Das sind alles

gültige Weisen des Gedenkens. Aber das Gedenken des eucharistischen Opfers ist davon wesentlich verschieden. Selbstverständlich rufen wir auch hier uns das Ereignis des Kreuzesopfers ins Gedächtnis, aber dieses Gedenken bleibt nicht eine subjektive Erinnerung, sondern wird ein objektives Geschehen, eine sakramentale Darstellung. Das Konzil von Trient gebraucht dafür den Ausdruck „repraesentatio“; das bedeutet soviel wie Vergegenwärtigung, Wiederherstellung, Darstellung. Es wäre zu wenig, wenn man sagen würde: Das eucharistische Opfer ist eine in der Erinnerung sich vollziehende Gedächtnisleistung. Nein, das eucharistische Opfer ist eine wirksame, lebendige und wirkliche Darstellung des Geschehens am Kreuze. Das Kreuzesopfer wird im eucharistischen Opfer Gegenwart. Es wird Gegenwart, weil der zugegen ist, der am Kreuze verblutet ist. Er ist die Opfergabe. Es wird Gegenwart, weil der, der sich am Kreuze geopfert hat, dieses Opfer durch den Dienst der Priester darbringt. Es wird Gegenwart, weil nur die Opferweise verschieden ist. Am Kreuze war sie blutig, auf dem Altare ist sie unblutig. Das eucharistische Opfer ist die Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers Christi. Aber das ist noch nicht alles. Die Vergegenwärtigung eines Opfers muß ja nicht ohne weiteres ein Opfer sein. Die Vergegenwärtigung des Opfers dient dazu, dieses Opfer uns zu eigen zu machen und es dem Vater im Himmel darzubringen. Das Kreuzesopfer wird zum Meßopfer, indem wir seine Vergegenwärtigung zum Anlaß nehmen, unsererseits dieses Opfer dem Vater im Himmel darzubringen.

Die beiden Gebete nach der Wandlung, meine lieben Freunde, sprechen diesen unerläßlichen Gedanken ganz deutlich aus. Jetzt, nach der Wandlung, ist der Herr auf dem Altare, aber jetzt setzt dann ein, wodurch dieses Opfer unser Opfer wird, nämlich indem wir den auf dem Altare gegenwärtigen, geopfert Christus dem Vater im Himmel darbringen. Wir bringen ihn dar als unser Opfer und bitten um Annahme unseres Opfers. Das Opfer Christi ist der Annahme gewiß, darum brauchen wir nicht zu beten. Aber insofern das Opfer Christi unser Opfer wird, das muß erbetet werden, damit es von Gott angenommen wird.

Diese eucharistische Opferung ist von größter Bedeutung. Eine Gedächtnisleistung geben auch andere Religionen zu. Allein die katholische Religion hält daran fest, daß hier ein wirkliches und wahres Opfer sich vollzieht, daß wir nicht nur an ein Opfer denken, das in der Vergangenheit geschehen ist, sondern daß wir ein Opfer vollziehen, das sich in dieser Gegenwart zuträgt. Selbstverständlich besteht Einheit zwischen dem Kreuzesopfer und dem eucharistischen Opfer. Es ist kein neues Opfer, sondern es ist das alte Opfer in neuer Weise. Das eucharistische Opfer fügt dem Kreuzesopfer nichts hinzu, es ist insofern ein relatives Opfer, ein bezügliches, ein auf das Kreuzesopfer bezogenes Opfer. Aber es bleibt ein wahres Opfer, weil das Opfer Christi von uns dem Vater im Himmel dargebracht wird.

Das eucharistische Opfer ist schließlich Gegenwart unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. Man hat in den letzten Jahrzehnten von den mannigfaltigen Weisen der Gegenwart Gottes und Christi gesprochen - nicht zu unrecht. Selbstverständlich ist Christus gegenwärtig in seinem Wort. Immer wenn ein gläubiger Mensch das Wort Christi ausrichtet, vor allem ein Prediger, ist Christus mit seiner Gnade dabei. Die recht vollzogene Wortverkündigung besitzt quasi sakramentalen Charakter. Christus ist auch gegenwärtig in der Versammlung. Wenn sich Menschen zum Gebet versammeln, ist er unter ihnen mit der Kraft seines Geistes, ohne weiteres. Christus ist auch gegenwärtig in den Armen und Kranken und Gefangenen, weil er sich mit ihnen gleichsetzt. „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Weil er sich mit ihnen identifiziert. Christus ist gegenwärtig in den Sakramenten, denn die Sakramente ziehen ihre Kraft aus der Einsetzung durch Jesus und durch die Austeilung seiner Gnade in ihnen. Alle diese verschiedenen Arten der Gegenwart Christi sind in ihrer Weise berechtigt, aber sie reichen nicht heran an die Gegenwart im eucharistischen Opfersakrament. Hier ist nicht nur die Gnade Christi enthalten, hier ist der Urheber der Gnade enthalten. Im eucharistischen Opfersakrament ist Christus wahrhaft, wirklich und substanzhaft gegenwärtig. In keinem anderen Falle kann man von einer substanzhaften Gegenwart Christi reden. Nur im eucharistischen Opfersakrament ist er der Substanz nach gegenwärtig. Und diese Gegenwart tritt ein durch die Verwandlung. Das Wort Wandlung ist unaufgebbar. Der entsprechende lateinische Begriff Transsubstantiation ist unaufgebbar, denn er allein ist geeignet, das auszudrücken, was hier durch das Wort des Priesters und die Macht der Gnade Christi geschieht, nämlich: Durch den werkzeuglichen Dienst des

Priesters und durch die Macht Christi wird die ganze Substanz des Brotes und die ganze Substanz des Weines in Leib und Blut Christi verwandelt. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Hier geschieht eine Wesensverwandlung, ein unaussprechliches Geheimnis.

Vor einiger Zeit sagte mir jemand: „Ich kann daran nicht glauben.“ Ich habe Verständnis dafür, denn das ist ein Geheimnis über allen Geheimnissen, und wer sich nicht bemüht, in dieses Geheimnis einzudringen, wer sich nicht anstrengt, die Intentionen Christi zu erfassen, der wird an diesem Geheimnis scheitern. Christus wollte, weil er seine sichtbare Gegenwart mit der Himmelfahrt beendet hat, uns eine sakramentale Gegenwart schenken. Wie sollte er es denn machen? Wenn er als ein kleines Kind auf dem Altare wäre, das wäre ja lächerlich. Er mußte es also unter Zeichen machen, sich unter den Gestalten verbergen. Gleichzeitig wollte er uns vergewissern, daß er gegenwärtig ist. Wenn er nur dem Geiste nach gegenwärtig wäre, dann könnte man zweifeln. Der Geist ist nicht zu greifen und nicht zu spüren. Deswegen wollte er leibhaftig gegenwärtig sein, und dazu eignet sich nichts besser als das, was wir mit dem Leibe aufnehmen, nämlich Speise und Trank.

Weil Christus gegenwärtig ist, erweisen wir ihm die Zeichen der Ehrfurcht und der Anbetung. Wir knien nieder, wir verneigen uns. Das sind Zeichen der Anbetung. Wenn Gott, unser Herr, gegenwärtig ist, dann ziemt es sich, ihn tiefgebeugt zu verehren. Wir wollen mit diesen Zeichen unsere Anbetung, aber auch unseren Glauben zum Ausdruck bringen. „Zweifle nicht“, sagt der heilige Chrysostomus, „zweifle nicht, daß Christus gegenwärtig ist. Es ist die Wahrheit, und die Wahrheit lügt nicht.“

So wollen wir heute, am Feste des Fronleichnam, des Herrenleibes, unsere Anbetung aus dem Glauben erneuern, wollen den wunderbaren Hymnus beten, den wir eigentlich immer beten sollten, wenn wir eine Kirche betreten, nämlich den Hymnus „Adoro te devote“, in dem es heißt:

*„In Demut bet' ich dich, verborg'ne Gottheit, an,
die du den Schleier hier des Brotes umgetan.
Mein Herz, das ganz in dich anschauend sich versenkt,
sei ganz dir untertan, sei ganz dir hingeschenkt.
Gesicht, Gefühl, Geschmack betriegen sich in dir,
doch das Gehör verleiht den sicheren Glauben mir.
Was Gottes Sohn gesagt, das glaub' ich hier allein;
es ist der Wahrheit Wort, und was kann wahrer sein!“*

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (11)

(Über die Pflicht des Gottesdienstes in Gemeinschaft)

14.06.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor einiger Zeit sprach ich mit einem österreichischen Tiefbauingenieur. Er baute Straßen in Saudi-Arabien. Beim Straßenbau wurden schwere Baumaschinen verwendet, die jeweils mit zwei Mann besetzt waren. Aber wenn die Zeit des Gebetes kam, dann sprangen beide ab, ließen die Maschine stehen und verrichteten ihre Gebete. Der Ingenieur schlug ihnen vor, sie sollten sich doch abwechseln, so daß einer betet und der andere die Maschine weiterbedient, und dann umgekehrt. Da schauten ihn diese Männer ganz entsetzt an und fragten ihn, ob er nicht wisse, daß das gemeinsame Gebet siebenmal mehr wert sei als das Gebet des einzelnen. Die Sache hatte ein diplomatisches Nachspiel. Der Ingenieur wurde ins Außenministerium zu Riad bestellt, und dort machte man ihm Vorhaltungen, weil er in das religiöse Leben der Arbeiter eingegriffen habe. An diesem Beispiel ist zu erkennen, wie hoch der Islam die gemeinsame, äußere und öffentliche Gottesverehrung schätzt.

In unseren Breiten gibt es Millionen von Menschen, die nicht nur keine äußere Gottesverehrung pflegen, sondern auch die innere aufgegeben haben. Millionen von Menschen beten nicht, und wiederum noch viel mehr Millionen besuchen keinen Gottesdienst. Handeln sie recht? Gibt es eine Pflicht zur Gottesverehrung? Gibt es ein sittliches Gebot, Gott einzeln und in Gemeinsamkeit zu verehren? Wir wollen diese Frage heute zu beantworten versuchen, indem wir uns in zwei Punkten folgendes überlegen:

1. Ist die Gottesverehrung als solche eine sittliche Pflicht?
2. Warum sollen wir Gott äußerlich, öffentlich und gemeinsam verehren?

Die erste Frage geht auf die Gottesverehrung allgemein. Die Religionsgeschichte ist eindeutig: Es gibt kein Volk ohne Religion, es gibt auch kein Volk ohne äußere und allgemeine Gottesverehrung. Aber in der abendländischen Christenheit hat sich ein Bruch zugetragen. Er geht zurück auf den Wittenberger Mönch Martin Luther. Seit Luther ist die Harmonie zwischen religiöser Überzeugung und religiöser Praxis zerbrochen. Er hat das religiöse Leben der Ordensleute verworfen, er hat das Opfer abgeschafft, er hat das Priestertum vernichtet, er hat den Weltendienst als gleichberechtigt oder gar überlegen neben den Gottesdienst gestellt. Hier setzt der Bruch zwischen religiöser Überzeugung und religiöser Praxis ein. In der Fluchtlinie der Gedanken Luthers steht die Lehre des Königsberger Philosophen Immanuel Kant. Kant lehrt eine autonome Moral, also ein Sittengesetz, das sich der Mensch selber gibt. Und sobald er dieses Vernunftgesetz als gottgegeben anerkennt, hat er Religion. Eine andere Religion gibt es nicht und braucht es nicht als die sittlichen Gebote als gottgegebene Gesetze zu erkennen. Alles andere, sagt Kant, ist bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes. Er selbst war Protestant, hat aber im Erwachsenenalter niemals einen Gottesdienst besucht. Selbst als Rektor der Universität Königsberg, wo er verpflichtet gewesen wäre, an den öffentlichen Gottesdiensten teilzunehmen, betrat er nicht die Kirche. Die Gedanken von Kant sind in unser Volk abgesunken. Ohne daß sie diesen Namen kennen, betätigen sich zahllose Menschen in unserem Volke, wie es Kant fordert, d.h. sie glauben, mit ihren Berufs- und familiären Pflichten genug getan zu haben. Sie beten nicht, sie verehren Gott nicht, sie besuchen keinen Gottesdienst, sie bringen keine Opfer dar.

Dagegen erheben Offenbarung und Vernunft Einspruch. Die Offenbarung ist eindeutig. Im Zehn-Gebote-Gesetz des Alten Bundes stehen die Pflichten gegen Gott an erster Stelle. Das Alte Testament

ist eine Urkunde der Gottesbeziehung eines ganzen Volkes und jedes einzelnen. Die Psalmen und die Prophetenschriften sind voll von Ermahnungen zum Gottesdienst, zur Frömmigkeit. Jesus selbst, der Offenbarer des Neuen Bundes, hat gebetet. Er hat Nächte im Gebete zugebracht, er hat sich an den Gottesdiensten seines Volkes in den Synagogen und im Tempel beteiligt, er hat uns das Gebet des Vaterunsers geschenkt, in dem die Ordnung des Betens enthalten ist. Er hat das Opfer eingesetzt, das Opfer des Neuen Bundes. Der Befund der Offenbarung ist eindeutig. Gott will, daß der Mensch ihn verehrt.

Was sagt die Vernunft dazu? Die Verehrung Gottes ist einmal gefordert vom Wesen Gottes. Gott ist die unendliche Vollkommenheit. Diese Vollkommenheit darf nicht nur nebenher anerkannt werden, sie muß durch einen Kult der Huldigung verehrt werden. Wenn immer der Mensch Gott erkennt als den absolut Überlegenen, den Schöpfer und den majestätischen Herrn, dann folgt auf die Erkenntnis notwendig die Anerkennung. Das ist ein ganz selbstverständlicher und niemals zu zerreißen-der Vorgang. Wenn wir bei einem wunderbaren Sonnenaufgang stehen, sagen wir: „Wie schön!“ und erkennen damit das Naturgeschehen an. Wenn wir Gott erkennen, dann müssen wir ihn auch anerkennen als den größten Herrn, und Anerkennung Gottes ist Gebet. Der Zweck der Schöpfung ist die Verherrlichung Gottes. Die Steine, die Pflanzen und die Tiere verherrlichen Gott auf ihre Weise, in stummer Weise. Aber der Mensch als das Ebenbild Gottes, dem Gott die Sprache gegeben hat, muß den stummen Jubel der Schöpfung laut werden lassen. Er muß wegen seiner Gottähnlichkeit die geschöpfliche Verehrung Gottes in Sprache ummünzen und Gott mit Mund und Herz verehren.

Auch wenn man den Menschen betrachtet, ergibt sich die Pflicht der Gottesverehrung. Der Mensch gewinnt durch die Gottesverehrung. Schon Augustinus hat auf die Frage, ob denn die Gottesverehrung Gott nütze, gesagt: „Nein! Die Gottesverehrung nützt nicht Gott, sondern dem Menschen!“ Nicht Gott braucht die Verehrung, aber der Mensch braucht die Verehrung. Der Mensch kann nur seinsgerecht, nämlich als Geschöpf seinem Schöpfer gegenüber, leben, wenn er verehrt, wenn er anbetet, wenn er auf die Knie fällt. Der Mensch muß seine Gottbestimmung laut werden lassen. Er muß seine Gottähnlichkeit einsetzen, um Gott zu verehren. Dadurch wird auch das ganze Werk des Menschen geweiht. Kant meinte, wenn man Gott verehrt, hat man nicht genügend Zeit, um die irdischen Geschäfte zu besorgen. Das Gegenteil ist der Fall: Die Gottesverehrung gewährt dem Menschen die rechte Ausrichtung seines Schaffens. Sie lenkt sein gesamtes Tun auf Gott hin. Durch die Gottesverehrung gewinnen wir die rechte Ordnung unserer Arbeit und unseres Dienstes. Die Vernunft spricht für die Gottesverehrung deutlich, überzeugend und hörbar.

Die zweite Frage, die wir uns stellen, lautet: Warum aber dann eine äußere, eine öffentliche und eine gemeinsame Gottesverehrung? Genügt es nicht, wenn man Gott im stillen Kämmerlein, im Herzen verehrt? Nein, es genügt nicht. Die äußere Gottesverehrung ist notwendig, weil der Mensch Gott mit allen seinen Kräften verehren soll, und dazu gehört auch der Körper. Er soll mit Zunge und Hand Gott verehren, mit Gebärde und mit Sprache; mit allen seinen Kräften soll er Gott verehren. Ein innerer Drang veranlaßt den Menschen, Gott auch äußerlich zu verehren. Es ist ein natürlicher Trieb im Menschen, der von Gott eingesenkt ist, das, was er innerlich empfindet, auch äußerlich kundzutun. Und so ist auch ein psychologisches Gesetz vorhanden, daß wir unsere Gottesverehrung nach außen bekunden. Der öffentliche Kult, die öffentliche Gottesverehrung zeitigt darüber hinaus bedeutsame Wirkungen. Durch das Beispiel der gemeinsamen und öffentlichen Verehrung wird der einzelne ange-trieben, mitzumachen; er fühlt sich angeregt, seinerseits Gott zu verehren. Es wird seine eigene Gottesverehrung hervorgerufen und gefördert. Durch die öffentliche Verehrung gewinnt er Mut, seinen Glauben zu bekennen. Die öffentliche Gottesverehrung ist deswegen unerläßlich, weil Religion keine Privatsache ist. Religion ist eine öffentliche Sache. Sie geht jeden einzelnen, aber auch jede Gemeinschaft an, auch die natürlichen Gemeinschaften, und deswegen ist gemeinsame Gottesverehrung notwendig. Auch die natürlichen Gemeinschaften sind von Gott geschaffen, und sie müssen als solche, als Gemeinschaften, Gott anbeten.

Vor allem hat Gott eine religiöse Gemeinschaft gestiftet, die für seine Verehrung Sorge trägt, die nennt man Kirche. Die Kirche ist eine religiöse Gemeinschaft, die nur leben kann, wenn sie gemeinsame Gottesverehrung betreibt. Der Mensch ist ein Sozialwesen, d.h. er ist auf den anderen, auf die Gesellschaft, auf die Gemeinschaft hingerichtet; und so muß er nicht nur in der Arbeit, sondern auch

im Beten gemeinschaftlich vor Gott auftreten. Es gibt eine Pflicht des gemeinsamen Gottesdienstes. Äußerer, öffentlicher, gemeinsamer Gottesdienst ist unerlässlich, wenn die Religion nicht sterben soll.

Dagegen werden manche Einwände laut. „Der Gottesdienst gibt mir nichts“, sagte mir eine junge Dame. Der Gottesdienst gibt dir so lange nichts, wie du dich ihm nicht hingibst. Je mehr du investierst, um so reicher wirst du aus dem Gottesdienst gehen. Je mehr du dich hineingibst, um so mehr wird dir der Gottesdienst geben. „Ich weiß nicht, was ich in der Kirche soll“, sagte jemand. Denken Sie an ein Klassenzimmer, voll von Kindern, die Fenster geschlossen. Es ist eine stickige Luft, welche die Kinder gar nicht merken. Aber der Lehrer spürt es: Das Fenster muß geöffnet werden. Es muß durchgelüftet werden. So muß auch bei den Menschen eine Durchlüftung stattfinden. In der Woche mit ihrer Hektik, mit dem Betrieb und mit der Arbeit und mit den Sorgen, da kommt der Mensch nicht zur Besinnung. Er muß vom Atem der Ewigkeit durchlüftet werden, und das geschieht am Sonntag im Gottesdienst. „Ich habe kein Bedürfnis, in den Gottesdienst zu gehen.“ O, meine lieben Freunde, das Bedürfnis ist nicht entscheidend. Viele alte Menschen haben kein Bedürfnis, Flüssigkeit zu sich zu nehmen, und alle Ärzte sagen uns, alte Menschen sollen viel trinken. Das Bedürfnis ist nicht entscheidend, sondern der Wille Gottes, und der Wille Gottes ist uns einsichtig gemacht, weil der Mensch das Atmen in der Gegenwart Gottes braucht. Nehmen Sie eine glühende Kohle aus einem Haufen von Kohlen. Einen Augenblick glimmt sie noch, und dann erlischt sie. So ist es mit dem, der keinen Gottesdienst mehr besucht. Allmählich stirbt sein religiöses Leben. Er wird unempfänglich für das Wort und hat kein Verlangen mehr nach dem Leib des Herrn.

Nein, meine lieben Freunde, Gottesdienst ist höchstes, ehrenvollstes Tun des Menschen. Gottesdienst ist die Erfüllung seiner Geschöpflichkeit. Gottesdienst ist sittliche Notwendigkeit für unser irdisches und unser ewiges Wohl. Nicht wegen des Pfarrers, nicht wegen der Predigt gehen wir in den Gottesdienst, sondern Gottes wegen. Schaut zum Tabernakel! Schaut zum Hochaltar! Brennt die rote Lampe noch in der schwankenden Ampel? So brenne deine Seele zu Gott!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (12)

(Über die Pflicht zum Beten)

21.06.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor über 50 Jahren lernte ich in einer sächsischen Industriestadt einen etwa 60jährigen Fleischermeister kennen. Er erzählte mir, daß er das Vaterunser nicht mehr beten könne. Jahrzehntlang hatte er kein Gebet mehr gesprochen, und so hatte er auch das Vaterunser verlernt. Es gibt Menschen, Gott sei es geklagt, viele Menschen, die nicht mehr beten. Die Gottesverehrung, so haben wir am vergangenen Sonntag erkannt, ist aber ein wesentlicher Bestandteil des menschlichen Tuns. Das Beten ist eine Pflicht, eine heilige Pflicht für den Menschen. „Wer nicht betet“, so sagt eine Heilige, „ist entweder ein Tier oder ein Teufel.“ Das Tier kann nicht beten, der Teufel will nicht beten. Beten, das soll das Thema unseres heutigen Überlegens sein, und zwar wollen wir in vier Punkten betrachten

1. das Wesen des Gebetes,
2. das Ziel des Gebetes,
3. die Arten des Gebetes und
4. die Wirkungen des Gebetes.

Der erste Gegenstand unserer Überlegungen ist das Wesen des Gebetes. Das Gebet ist die Erhebung des Herzens zu Gott, um ihn zu ehren. Im Gebet wendet sich der Mensch Gott zu, um ihm seine Unterwerfung zu bekunden, um ihm seine Hingabe zu bezeigen, um ihn als Gott zu ehren. Nur vernünftige Wesen sind fähig zu beten. Wenn es in der Heiligen Schrift heißt, daß auch die Raben zu Gott rufen, dann ist natürlich damit nicht das Gebet im Sinne der Erhebung des Herzens zu Gott gemeint, sondern die natürliche Sehnsucht, die alle Geschöpfe zu Gott treibt. Das Gebet ist ein naturgemäßer Ausdruck der Religiosität. Sobald der Mensch Gott erkennt, seine Größe, seine Macht, seine Herrlichkeit, seine Majestät, muß er anbeten. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, wenn er seinsgerecht leben will, als auf die Herrlichkeit Gottes mit Lob, Dank und Bitte zu reagieren. In allen Völkern, die nicht verdorben sind, gibt es Gebete. Es existieren Naturreligionen, die ihre ganze Religion als Gebet bezeichnen, weil sie spüren, das ist der wesentliche Inhalt der Religion, daß man betet. Wir können beten für uns selbst, für unsere Mitmenschen, für die Verstorbenen. Wir sollen beten für alle, die in Not sind, aber auch für unsere Feinde. Wir dürfen die Feinde nicht von unserem Gebet ausschließen. Das ist das Minimum, was wir ihnen schulden. Aber es ist empfehlenswert, für die Feinde eigens zu beten. Das Gebet ist das naturgemäße Atmen der religiösen Seele. Sobald der Mensch zu seinem Gott erwacht, wird er seinen Mund öffnen zum Gebet. Gebet ist *locutio mentis ad deum*, das Sprechen des Geistes zu Gott.

Die Richtung des Gebetes ist angedeutet, nämlich es richtet sich auf Gott. Das Ziel des Gebetes ist Gott. Gott ist der primäre Gegenstand des Gebetes. Wir können Gott als den Dreifaltigen anbeten, wir können auch jede der göttlichen Personen anbeten. Die Gebetsrichtung ist eindeutig: Anbetung wird nur Gott gezollt. Sie geht auch auf Christus als Menschen, weil seine Menschheit mit der Gottheit untrennbar verbunden ist. Sie geht deswegen auch auf den eucharistischen Opferleib Christi, weil im eucharistischen Opferleib die Gottheit verborgen ist. Aber noch einmal: Anbetung, *cultus latraiae*, wie die Fachsprache sagt, wird nur Gott dargebracht, nur Gott geschuldet. Es gibt aber auch eine Weise des Gebetes, die wir Verehrung nennen, *cultus duliae*. Diese Verehrung wird denen dargebracht, die mit Gott herrschen; das sind die Engel und die Heiligen. Auch sie dürfen wir verehren, auch an sie dürfen

wir Gebete richten. Sie wissen, daß der Wittenberger Mönch Luther gegen die Verehrung der Heiligen schärfstens Stellung bezogen hat und sie als Götzendienst bezeichnet hat. Darin irrt Luther. Wir beten die Heiligen nicht an, sondern wir beten zu ihnen, daß sie für uns bei Gott eintreten. Das Gebet zu den Heiligen ist wesentlich verschieden vom Gebete, das sich an Gott richtet. Das wird besonders deutlich in den Litaneien. Da heißt es immer: „Heilige Maria, bitte für uns! - Heiliger Josef, bitte für uns! - Heiliger Andreas, bitte für uns!“ Aber wenn wir uns an Gott wenden, heißt es nicht: „Bitte für uns!“, sondern „Erbarme dich unser!“ „Gott Vater, erbarme dich unser! - Gott Sohn, erbarme dich unser! - Gott Heiliger Geist, erbarme dich unser!“ Die Sprache zeigt uns schon, daß hier zwei Dinge nicht vermengt werden dürfen, nämlich die Wendung zu Gott als den Geber aller Gaben und die Richtung auf die Heiligen als Fürbitter bei Gott. Der heilige Hieronymus hat schon zu seiner Zeit, also im 4. Jahrhundert, den Einwand zurückgewiesen, daß wir die Heiligen nicht anrufen dürften. Er sagte: Wenn die Heiligen, als sie noch auf Erden lebten, für uns gebetet haben, warum sollen sie nicht jetzt, wo sie in der Ewigkeit bei Gott sind, für uns beten? Da kommt ein Einwand: Wissen denn die Heiligen um unsere Gebete? O ja! Sie wissen um sie, weil sie Gott schauen, und weil sie in Gott schauen, was für sie von Bedeutung ist. Sie wissen um unsere Gebete, und sie können deswegen für uns eintreten. Das Gebet zu den Heiligen tritt der Mittlerschaft Christi nicht zu nahe. Christus bleibt der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen. Er ist der Erlöser, er ist der, der das Heil beschafft hat. Die Heiligen sind Vermittler in einer untergeordneten Weise. Sie sind Vermittler durch Fürbitte, durch Interzession, durch Eintreten für uns bei dem einzigen Mittler Jesus Christus. Auch die Güte Gottes wird dadurch nicht beeinträchtigt, daß wir uns an die Heiligen wenden. Daß er sich der Zweitursachen bedient, das ist eben die Weise, wie Gott handelt, daß er geschöpfliche Ursachen in seinen Dienst nimmt und infolgedessen auch die Heiligen für uns eintreten läßt.

Die Arten des Gebetes sind Lob-, Dank- und Bittgebet. In der großen Ordnung des Gebetes, meine lieben Freunde, muß das Lobgebet immer an erster Stelle stehen; denn wir müssen zuallererst die Herrlichkeit Gottes anerkennen, unsere Ohnmacht vor ihm bekennen, um dann andere Gebetsarten vor ihm zu üben. Wenn die Kirche uns nicht lehren würde zu loben, dann würden wir uns wahrscheinlich nur in Bittgebeten bewegen, und deswegen ist die Kirche die Lehrmeisterin des Lobgebetes. Sie gibt uns Priestern das Brevier in die Hand. In diesem Brevier beten wir in jeder Woche 150 Psalmen, und die meisten Psalmen sind Lobpsalmen, Lobgebete. Die Kirche lehrt uns loben in der heiligen Messe. Im Gloria verkünden wir die Herrlichkeit Gottes, des dreifaltigen Gottes. Im Ambrosianischen Lobgesang, im Te Deum, loben wir Gott. Im Ehre sei dem Vater sprechen wir ebenfalls das Lob Gottes aus, und jeden Nachmittag im Vespergebet beten wir das Magnificat, das „Hoch preiset meine Seele den Herrn“, das eben wiederum eines der vorzüglichsten Lobgebete ist. Wir müssen loben, wenn wir Gott seinsgerecht dienen wollen.

In den Psalmen sind die schönsten Lobgebete enthalten, etwa im Psalm 8. „Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist auf der weiten Erde dein Name! Du, dessen Herrlichkeit preisen die Himmel, beredter als der Menschenkindlein Mund. Sehe ich den Himmel, das Werk deiner Finger, den Mond und die Sterne, die du aufgestellt: Was ist der Mensch, daß du sein gedenkst, der Erdensohn, daß du ihn ansiehst? Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist auf der ganzen weiten Erde dein Name!“ Oder im Psalm 104: „Du, meine Seele, preise den Herrn. Gewaltig groß bist du, Herr, mein Gott, in Pracht und Hoheit gewandet. Du hast dich mit Licht wie mit einem Mantel umhüllt, hältst den Himmel zugespannt wie ein Zelt. Du stelltest die Erde auf ihre Pfeiler. Sie wankt nicht in Ewigkeit. Du hast in den Tälern die Quellen entzündet. Sie fließen zwischen den Bergen dahin. Sie tränken alles Getier des Feldes, Wildesel löschen daraus ihren Durst.“ Hier wird gewissermaßen die ganze Schöpfung in den Lobpreis Gottes einbezogen, und am wenigsten stumm bleiben darf der Mensch, der diese Herrlichkeit erkennt und sie zurückführt auf ihren Schöpfer. Vergessen wir also nicht, zu loben, meine lieben Freunde. Die Gebete, die wir als Kinder gelernt haben, sind ganz richtig aufgebaut. „O Gott, du hast in dieser Nacht so väterlich für mich gewacht. Ich lob’ und preise dich dafür und dank’ für alles Gute dir.“ Wie weise hat der Verfasser dieses Gebetes gehandelt, daß er an den Anfang des Gebetes das Lob und den Preis Gottes stellt!

Wenn wir uns an die Wohltaten Gottes erinnern, wird unser Lob zum Dank. Wir danken Gott für seine Herrlichkeit; wir danken Gott für seine Taten. Der Dank richtet sich also auf zwei verschiedene

Wirklichkeiten, einmal auf das Wesen Gottes und zum anderen auf das Tun Gottes. Wir danken Gott für sein Wesen, daß er so ist, wie er ist, und das kommt im Gloria der heiligen Messe zum Ausdruck: „Wir danken dir ob - d.h. wegen - deiner großen Herrlichkeit.“ Wir danken dir, weil du so schrecklich herrlich bist. Wir haben einen Gott, der alle Götzen weit, weit überragt. Wir haben einen Gott voll Schönheit und Majestät, voll Barmherzigkeit und Kraft, voll Liebe und Güte, voll Gerechtigkeit und voll Willen zur Verzeihung. Das ist der Grund, warum wir das Wesen Gottes als Gegenstand unseres Dankes einbeziehen müssen. Aber dann danken wir natürlich auch für sein Tun, also für seine Werke in der Schöpfung, in der Erlösung und in der Heiligung. Alles, was Gott durch seinen Sohn Jesus Christus getan hat, ist besonderer Gegenstand des Dankes. Wir danken Gott dem Vater, daß er seinen Sohn gesandt hat, um im Heiligen Geiste uns Verlorene zurückzuführen ins Vaterhaus. Wir sollten danken für jede Lossprechung im Bußsakrament. Was ist es doch beglückend, meine lieben Freunde, daß wir im Bußsakrament die tröstlichen Worte hören: „Deine Sünden sind dir vergeben“! Und dafür sollten wir danken. Uns ist es ja leicht gemacht, von den Sünden frei zu werden, aber der Heiland hat es sich schwer gemacht, um uns von den Sünden loszukaufen. Deswegen müssen wir danken. Danken sollen wir auch nach jeder heiligen Messe. Es ist nicht recht, wenn man sofort die Kirche verläßt, nachdem die heilige Messe beendet ist. Wir sollten danken für das, was wir jetzt erlebt haben: die Herabkunft des Herrn auf den Altar, den Empfang in der heiligen Kommunion. Wir Priester sind verpflichtet, solche Dankgebete nach der heiligen Messe zu sprechen, und es sollte einem jeden ein Anliegen sein, Gott für sein Kommen in der heiligen Wandlung, in der heiligen Kommunion zu danken. Freilich, die meisten unserer Gebete werden wohl Bittgebete sein. Nun, das ist nicht falsch; denn auch im Bittgebet ehren wir Gott. Wir ehren ihn nämlich als den, der das erfüllen kann, was wir ersehnen. Wir ehren ihn als den Geber aller guten Gaben und bekennen gleichzeitig unsere Ohnmacht und Abhängigkeit von ihm. Auch das Bittgebet ehrt Gott. Es ist ein Zeichen unseres Vertrauens und unserer Hoffnung auf Gott.

Die Wirkungen des Gebetes sind die folgenden. Einmal besitzt das Gebet eine genugtuende Wirkung. Genugtuung heißt, es ist eine Ersatzleistung für das, was wir haben fehlen lassen. Wir müssen beten, um genugzutun für das, was wir Gott schuldig sind. Das Gebet besitzt eine genugtuende Wirkung. Wer betet, tut Gott Genüge für das, was Gott von uns erwarten kann, nämlich Unterwerfung, Anerkennung und Demütigung. Das Gebet hat weiter eine verdienstliche Wirkung. Ein Verdienst ist ein gutes Werk, das von Gott belohnt wird, und Beten ist ein gutes Werk. Man zählt immer drei besonders wichtige gute Werke auf: Beten, Fasten, Almosen; Gebet an erster Stelle. Durch das Gebet verdienen wir die ewige Seligkeit und alle Mittel, die zur Erreichung der Seligkeit notwendig sind. Das Gebet hat schließlich auch eine erlangende Wirkung, vor allem das Bittgebet. Der Herr hat wunderbare Verheißungen gegeben, die wir uns immer wieder ins Gedächtnis rufen müssen. „Alles, was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, wird er euch geben.“ Sie müssen darauf achten, daß diese Verheißung unbedingt gemacht ist. „Alles, was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, wird er euch geben.“ Er hat keine Einschränkung gemacht. Allerdings liegt eine Einschränkung in den Worten „in meinem Namen“. „In meinem Namen“ betet nämlich nur, wer in der rechten Ordnung betet, wer in der Ordnung des Heiles betet, wer um das ewige Leben betet. Daß Christus damit nicht gemeint hat, es würde auch ein jedes um irdische Dinge verrichtete Gebet erhört werden, das ist offensichtlich durch seine eigene Gebetsweise. Im Ölgarten sagt er nämlich: „Wenn es möglich ist, daß dieser Kelch vorübergehe, dann laß diesen Kelch vorübergehen.“ Wenn es möglich ist! Aber er erkannte dann, daß es nicht möglich ist. Wenn wir also um irdische Dinge bitten, ist die Erhörung immer bedingt. Sie ist bedingt durch Gottes Vorsehung, die uns nichts geben kann, was uns zum Schaden ist, und durch unsere Empfänglichkeit, ob wir nämlich wirklich bereit sind, das entgegenzunehmen, was wir erbitten. Es könnte ja sein, daß wir dadurch noch anmaßender, noch herrischer werden, als wir es bisher schon waren. Gott kann uns nicht geben, was uns zum Schaden gereicht. Also unsere Disposition muß gesichert sein. Dazu gehört, daß wir beim Beten die rechten Eigenschaften mitbringen. Das Gebet muß andächtig, es muß ergeben, es muß vertrauensvoll, es muß beharrlich sein. Wenn eine dieser Eigenschaften fehlt, dann ist auch mit der Erhörung nicht zu rechnen. Ein flüchtiges Gebet ist kein andächtiges. Es muß ergeben sein, d.h. wir müssen uns in Gottes Willen fügen, nicht ihn zwingen wollen. Gott läßt sich nicht zwingen. Unser Gebet muß vertrauens-

voll sein. Wer von vornherein in das Gebet hineingeht mit der Meinung, es werde ja doch nicht erhört, der hat kein Vertrauen. Und das Gebet muß beharrlich sein. Man muß im Gebete ausharren, nicht meinen, wenn man einmal ein Vaterunser um gutes Wetter gesprochen hat, dann müsse das Wetter auch wirklich schön werden. Nein, das Gebet muß beharrlich sein, und gerade das beharrliche Gebet wirkt zurück auf die eigene Seele. Es weckt und vertieft die Empfänglichkeit. Also, wir dürfen beten. Wir dürfen auch um irdische Dinge beten; wir dürfen um natürliche Dinge beten. Aber wir müssen uns darüber klar sein, daß eine unbedingte Erhörung nur jenem Gebet verheißen ist, das im Namen Jesu, im Geiste Jesu, in der Absicht Jesu verrichtet wird, und das heißt, daß nur jene Gebete unbedingt erhört werden, die auf das ewige Heil gerichtet sind.

Neben den genannten hat das Gebet noch eine Reihe anderer bedeutsamer Wirkungen. Nämlich es stärkt uns, es sammelt uns in Gott, es tröstet uns, es richtet uns auf. Das Gebet nährt und stützt die Tugend. Das Gebet schützt vor Versuchung und Sünde. Das Gebet bewahrt uns vor dem Fall. Im Gebete erlangen wir Verzeihung unserer Sünden und Nachlaß unserer Sündenstrafen. In der Heiligen Schrift sind herrliche Beispiele von reuigen Betern enthalten. Als der König David sein schreckliches Verbrechen begangen hatte mit der Frau des Urias und an dem Urias, da bekannte er seine Schuld: „Ich habe gesündigt wider den Herrn.“ Und Gott hat ihm die Sünde verziehen. Der Zöllner, der in den Tempel kam, um zu beten, klopfte an die Brust und sprach: „Herr, sei mir Sünder gnädig.“ Und dieses Gebet fand Erhörung. „Er ging gerechtfertigt nach Hause.“ Und der rechte Schächer, der seine Verbrechen erkannte und sie vor dem Herrn deutlich aussprach, bat den in der Mitte hängenden Gekreuzigten: „Herr, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst!“ Und diese Bitte wurde erhört: „Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“

Meine lieben Freunde, das Gebet ist das Atmen der Seele. Ein Mensch, dessen Lunge nicht mehr atmet, dessen Lunge vom Krebs zerstört ist, muß zugrunde gehen. Ein Mensch, der nicht betet, muß in seinem übernatürlichen Leben sterben. In einem Menschen, der nicht mehr betet, stirbt die Gnade Gottes. Die Gebetslosigkeit ist die Gnadenlosigkeit. Und deswegen können wir nur immer wieder dringend und von Herzen kommend rufen: „Betet, Brüder, betet, daß mein und euer Opfer angenehm und wohlgefällig werde bei Gott, dem allmächtigen Vater!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (13)

(Über die Elemente des Gebetes)

28.06.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Die wesentliche Auswirkung der Gottesverehrung ist das Gebet. Das Gebet hat fünf Strukturelemente, die wir uns heute vor Augen führen wollen.

Erstens muß ein Gebet innerlich sein, d.h. das Gebet muß aus dem Herzen kommen. Es muß mit dem Geiste Gott dargebracht werden und nicht nur mit den Lippen. „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir.“ So heißt es beim Propheten Isaias. Unser Heiland hat dieses Wort aufgegriffen und es auf seine Zeitgenossen angewendet: „Dieses Volk ehrt mich nur mit den Lippen, aber ihr Herz ist fern von mir.“ Ein Lippengebet ist sinnlos, verunehrt Gott und schadet dem Menschen. Ein bloßes Lippengebet ist sinnlos, weil Gott nicht nur mit den Lippen, sondern mit dem Herzen verehrt werden will. Es verunehrt Gott, weil wir Gott im Lippengebet, im bloßen Lippengebet nur Worte anbieten, statt ihm unser Herz zu schenken. Das Lippengebet schadet dem Menschen mehr als es ihm nützt, weil er sich nämlich über sich selbst täuscht. Er meint, er habe gebetet; in Wirklichkeit hat er geplappert. Das muß also die erste Forderung an unser Gebet sein: Es muß von innen kommen, es muß unsere Seele im Gebet laut werden, es muß das Herz dabei sein.

Das zweite Strukturelement des Gebetes ergibt sich aus den drei göttlichen Tugenden. Die drei göttlichen Tugenden sind ja die Grundlage für das ganze religiöse Leben; sie sind auch die Grundlage des Gebetes. Aus diesen drei göttlichen Tugenden ergeben sich bestimmte Eigenschaften, die dem Gebet nicht fehlen dürfen. Das Gebet muß vertrauensvoll sein, d.h. man darf nicht zweifeln. Man muß Hoffnung auf Gottes Erhörungs willen setzen, und diese Hoffnung nährt sich von den göttlichen Tugenden. Wir glauben an ihn und deswegen auch an seine Macht und Güte und Treue. Wir hoffen auf ihn und darum auch auf die Erhörung unserer Gebete. Wir lieben ihn, und er liebt uns. Wir stehen in einem Freundschaftsverhältnis zu Gott, und was kann ein Freund einem Freunde abschlagen? Unser Gebet muß also vertrauensvoll sein. Es muß beharrlich sein. Gott erhört nicht immer gleich. Wie sagt einmal der bayerische Dichter Waggener: „Gott erhört das Gebet immer, aber er kommt manchmal eine Viertelstunde später, um unseren Glauben zu erproben.“ Wir sind oft nicht disponiert, d.h. wir haben nicht die genügende Empfänglichkeit für das Gebet, für die Erhörung des Gebetes. Gott wartet zu, bis wir mit größerer Innigkeit beten. Er stellt uns auf die Probe, so wie die kananäische Frau. Diese rief hinter ihm her, daß er ihre Tochter heilen sollte. Er tat so, als ob er es nicht hörte. Die Jünger wurden unwillig. „Sie schreit ja hinter uns her!“ Dann hat er sie angesprochen und gesagt: „Es ist nicht richtig, daß man den Kindern das Brot nimmt und es den Hunden vorwirft.“ Da sagte die Frau ein Wort, das den Herrn überwältigt hat: „Aber die Hündlein essen von dem, was vom Tische ihrer Herren fällt.“ „O Frau“, sagte der Herr, „dein Glaube ist groß!“ Und er machte ihre Tochter gesund. Also, unser Gebet muß beharrlich sein. Wir müssen ausdauern im Gebet und dürfen nicht Gott eine Frist setzen. Gott erhört uns und läßt sich erbitten, aber er läßt sich nicht zwingen. Unser Gebet muß würdig sein. Es ist würdig, wenn wir aus reinem oder wenigstens reumütigem Herzen beten. Selbstverständlich soll auch der Sünder beten, aber er soll aus einem bußfertigen Herzen beten. Unser Gebet soll aus einem reinen, wenigstens aus einem bußfertigen Herzen kommen, damit es würdig ist; sonst ist es nicht würdig, d.h. es ist nicht wert, von Gott angesehen und erhört zu werden. Unser Gebet muß wohlgeordnet sein. Wir müssen die Rangordnung der Werte beachten, die Rangordnung der

Güter im Auge behalten. Das oberste Gut ist Gottes Ehre und unsere Seligkeit. Alles andere kommt danach, und deswegen dürfen wir nicht geringere Güter den größeren Gütern voransetzen. Wir müssen die Ordnung der Güter im Gebet beachten. Wenn wir um irdische Dinge beten, was gestattet ist, dann sollen wir immer sagen: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst.“ Und damit ist Gott die Ehre gegeben. Das Gebet soll demütig sein, d.h. es muß im Bewußtsein unserer Sündhaftigkeit, unserer Erbärmlichkeit vor Gott dargebracht werden. Demütig ist ein Gebet, wenn der Beter auf seine eigene Schwäche und auf die Majestät Gottes sieht. Wir können Gott nicht stolzen Sinnes um etwas bitten, sondern wir müssen uns ihm beugen, und der Beter beugt sich vor Gott, wenn er demütig, im Bewußtsein seiner Unwürdigkeit betet. Das Gebet muß gottergeben sein. Wir müssen auf die Vorsehung Gottes vertrauen, die weiter sieht und tiefer blickt, als wir es vermögen. Die Vorsehung Gottes hält die Fäden, die oft verwirrenden Fäden des Weltgeschehens, auch unseres persönlichen Lebens in der Hand. Und so muß bei jedem Gebete auch der Gedanke beteiligt sein: Gott weiß es besser als ich. „Was du mit mir tust, kann nicht anders als gut sein“, steht in der „Nachfolge Christi“.

Das dritte Strukturelement des Gebetes ist die Absicht. Wir müssen die Absicht haben, zu beten, und diese muß man erwecken. Wir müssen einen Willensentschluß fassen, jetzt zu beten, mit Gott in Verkehr zu treten, mit Gott zu sprechen. Diese Absicht muß während des ganzen Gebetes festgehalten werden; sie darf nicht aufgegeben werden. Wir müssen wissen, was wir wollen, und wir müssen wollen, was wir tun. Die Absicht gehört unbedingt zum Gebete, damit das Gebet ein tugendhafter Akt wird, damit es ein echter menschlicher Akt werden kann.

Das vierte Strukturelement des Gebetes ist die Aufmerksamkeit. Die Aufmerksamkeit besteht in der Hinwendung zum Inhalt des Gebetes und in der Abwendung von allem, was sich mit dem Gebet nicht vereinbaren läßt. Wir müssen alle äußeren und inneren Zerstreuungen meiden. Die äußeren Zerstreuungen gefährden das Gebet von außen, die inneren gefährden es von innen. Beiden Gefahren müssen wir durch Aufmerksamkeit auf den Gebetsinhalt begegnen. Diese Aufmerksamkeit kann nach dem heiligen Thomas von Aquin eine dreifache sein. Erstens, man kann auf die einzelnen Worte achten. „Vater unser, der du bist in deinem Himmel.“ Jedes Wort kann man gleichsam verkosten. Daß Gott ein Vater, und was für ein Vater ist; daß er unser Vater ist; daß wir also zu ihm gehören; daß er aber nicht ein Vater ist wie die Väter auf Erden, sondern ein Vater im Jenseits, ein Vater der Weltüberlegenheit, ein Vater unaussprechlicher Majestät. Also, man kann die einzelnen Worte gleichsam verkosten. Die zweite Weise, die Aufmerksamkeit zu gewährleisten, besteht darin, daß man den Sinn der Worte beachtet, den Zusammenhang, den Textzusammenhang sich vor Augen führt und an ihm sich zu Gott emporrückt. Diese Gebetsweise achtet nicht so sehr auf die einzelnen Worte als auf die Sätze. Es ist eine gute Weise, den Sinn der Worte im Auge zu behalten und sich so Gott zuzuwenden. Schließlich gibt es nach Thomas noch eine dritte Weise, die Aufmerksamkeit zu bewahren, nämlich indem man allein auf das Ziel des Gebetes schaut, also auf Gott, auf die Glaubenswahrheit. Das ist die Gebetsweise, die wir beim Rosenkranzgebet pflegen. Da achten wir nicht so sehr auf die einzelnen Worte, die sich fünfzig- oder noch mehr mal wiederholen, sondern wir achten auf das Leben Jesu. „Den du, o Jungfrau, vom heiligen Geiste empfangen hast.“ „Den du, o Jungfrau, zu Elisabeth getragen hast.“ Da stellen wir uns vor, wie der Bote Gottes kommt und wie er bei Maria eintritt und wie er sie anspricht und wie er ihre Antwort entgegennimmt. Das ist eine vorzügliche Weise, die Aufmerksamkeit beim Gebet zu bewahren.

Selbstverständlich kommen jedem Menschen beim Gebet Zerstreuungen. Unfreiwillige Zerstreuungen sind keine Sünde. Freiwillige Zerstreuungen sind eine läßliche Sünde. Nur wenn man Pflichtgebete ganz zerstreut, freiwillig ganz zerstreut beten würde, wäre es wohl nicht ohne schwere Sünde möglich. Im allgemeinen sind die Zerstreuungen unfreiwillig. Sie kommen, wenn wir uns mit schweren Befürchtungen belastet sehen; sie kommen, weil dringende Geschäfte uns bevorstehen; sie kommen, weil erschütternde Erlebnisse uns nicht loslassen. Wenn solche Zerstreuungen kommen, dann gibt es zwei Mittel, ihnen zu begegnen. Erstens, indem man sie abschüttelt. Man sagt: Mein Gott, ich bin jetzt für dich da, und du bist für die Dinge da, die mir obliegen. Ich kümmerge mich jetzt um deine Sache und deine Ehre, und du kümmerst dich um meine Pläne und Sorgen. Das zweite Mittel besteht darin, daß man die zerstreuten Gedanken ins Gebet hineinholt, daß man also gerade dafür betet, was einem so zu schaffen macht; daß man diese belastenden und belästigenden Gedanken

ins Gebet einführt, um Gott auf die Gefahren, Sorgen, Ängste hinzulenken, die uns nicht loslassen. Man soll sich auch auf das Gebet vorbereiten. Das geschieht dadurch, daß man sich sammelt, daß man die fremden Gedanken abweist, daß man sich in die Gegenwart Gottes versetzt und daß man den Heiligen Geist bittet, das Gebet mit seinem unaussprechlichen Seufzen zu begleiten. Man soll sich fernhalten von allem, was das Gebet stören könnte, also sich möglichst in die Einsamkeit begeben, sich an die Gebetsgebräuche und Gebetsformeln der Kirche halten. Auf diese Weise ist es möglich, den Zerstreuungen zu begegnen.

Das fünfte Strukturelement des Gebetes ist die Frömmigkeit. Sie besteht darin, daß der Wille auf Gott gerichtet ist. Frömmigkeit ist Hingabe an Gott, ist Ganzhingabe an den großen, gewaltigen Schöpfer und Herrn. Wenn wir in dieser Weise beten, dann beten wir fromm. Wenn wir mit reinem Herzen und im Gnadenstande beten, werden die Gebete zu einem frommen Geschehen, das uns zu Gott führt. Manchmal beobachtet man, daß Menschen, die in der Sünde sind, die in der Sünde versinken, über denen die Sünde zusammenschlägt, das Gebet aufgeben. Nichts ist schädlicher, nichts ist gefährlicher als das Gebet aufgeben, wenn man in Sünde gefallen ist. Da muß man gerade zum Gebet seine Zuflucht nehmen. Auch das Gebet des Sünders ist Gott wohlgefällig. Die Kirche hat die Irrlehre der Jansenisten verurteilt, die lehrten, das Gebet eines Sünders sei eine Sünde. Nein, gerade der Sünder soll beten. Er soll freilich zuerst und zuoberst beten, aus der Sünde herausgerissen zu werden. Aber eines soll er niemals tun: das Gebet aufgeben. Sagen Sie es, meine lieben Freunde, sagen Sie es den Sündern: Hört nicht auf zu beten! Gebt das Gebet nicht auf! Laßt den Rettungsanker nicht fallen! Zerschneidet nicht das Seil, das euch mit Gott verbindet! Bleibt und verharret im Gebet!

Fromm sollen wir beten. Das heißt eben, mit wirklicher Hinrichtung auf Gott, mit wirklicher Willenshingabe an Gott und mit wahrer, persönlicher Gesinnung der Gottesliebe. „Deus non vocis, sed cordis auditor est“, sagt der heilige Cyprian. Gott hört nicht auf die Worte, sondern auf das Herz. Wir beten fromm, wenn wir das Herz zu Gott erheben, wenn wir ihm den Willen übergeben, wenn wir entschlossen sind, ihm das ganze Leben zu weihen.

Beten lernt man nur durch Beten. Es ist wie mit allen Beschäftigungen: Übung macht den Meister. Je häufiger jemand betet, um so lieber wird ihm das Gebet. Und je seltener jemand betet, um so alberner und törichter kommt es ihm vor. Meine lieben Freunde, wir haben für alles Zeit. Wir haben Zeit für Gespräche, wir haben Zeit für Fernsehen, wir haben Zeit für Reisen. Haben wir auch Zeit für das große Gespräch mit Gott? Betet, Brüder, damit unser Opfer wohlgefällig werde bei Gott, dem allmächtigen Vater.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (14)

(Über die Einwände gegen das Beten)

05.07.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor einiger Zeit begab sich ein Bauer, der auch Jäger ist, in ein Wirtshaus und bestellte dort eine Mahlzeit. Vor dem Essen faltete er die Hände, machte das Kreuzzeichen und betete. Da sprach ihn ein Mann aus der Gesellschaft, die in diesem Wirtshaus saß, an: „Sie, bei Ihnen zu Hause beten wohl alle?“ Da gab der Bauer zur Antwort: „Nein, nicht alle, die Schweine beten nicht, die fallen so über ihr Futter her.“

Das Gebet ist die Auszeichnung des Menschen. Der Mensch kann, darf, soll und muß beten. Wir wollen uns am heutigen Tage die Pflicht und Notwendigkeit des Gebetes, die Gelegenheiten zum Gebet und die Einwände gegen das Gebet vor Augen führen. An erster Stelle wollen wir bedenken die Pflicht und Notwendigkeit des Gebetes. Die Pflicht, zu beten, ergibt sich aus der Eigenschaft Gottes als des Schöpfers und des Vaters. Wenn der Mensch seine Abhängigkeit von Gott begreift, wenn er Gott als seinen Schöpfer erkennt, dann wird er aufgerufen, diese Erkenntnis in Anerkennung umzusetzen. Er muß seine Abhängigkeit und Hilfebedürftigkeit von Gott, dem Schöpfer und Herrn, bekennen und anerkennen. Er muß aber auch die Vateireigenschaft Gottes anerkennen, muß anerkennen, daß Gott ein Vater, ein lieber Vater ist. Er muß ihm also dankbar sein für seine Offenbarung, für seine Gnade. Das ist der zweite Grund, warum es eine Pflicht zum Gebet gibt. Der Mensch muß dem himmlischen Vater durch das Gebet den schuldigen Dank für seine Offenbarung und seine Gnade abstaten. Es gibt eine naturgesetzliche Pflicht zum Gebet, und es gibt eine offenbarungsrechtliche Pflicht zum Gebet. Wir müssen beten, weil Gott unser Schöpfer und unser Vater ist.

Die Notwendigkeit des Gebetes ist eine doppelte. Wir sprechen von einer Notwendigkeit als Mittel und von einer Notwendigkeit aufgrund eines Gebotes. Das Gebet ist notwendig als Mittel, eben weil wir nur dadurch unsere Geschöpflichkeit, unsere Bedürftigkeit und unsere Abhängigkeit von Gott bekunden und weil wir nur durch das Gebet Gott den schuldigen Dank für seine Offenbarung und seine Gnade abstaten. Die Beharrlichkeit im Guten ist nur zu gewinnen, wenn wir beten. Wer nicht mehr betet, wer das Gebet aufgibt, der wird im Guten nicht verharren. In diesem Jahre wird an vielen Orten das Gedächtnis der Revolution von 1848 gefeiert. Ein Anhänger der Revolution war auch der Leutnant Graf Fugger, der in Landau in der Pfalz hingerichtet wurde, weil er sich an dem Aufruhr beteiligt hatte. Als der Geistliche ihn vor seiner Hinrichtung besuchte, wollte er mit ihm beten, aber Graf Fugger konnte nicht mehr beten. Er hatte das Gebet seit langem aufgegeben, er hatte das Gebet verlernt. Der Priester betete ihm das Vaterunser und das Ave Maria vor; da traten Tränen in die Augen dieses Mannes, und er erinnerte sich, wie seine fromme Mutter ihm einst die Hände gefaltet hatte. Die Aufgabe des Gebetes war für ihn der Weg ins Verbrechen. Die meisten Menschen sind auch nicht imstande, die Versuchung zu überwinden ohne Gebet. Das Gebet ist eine Schutzwehr gegen die Versuchung. Wenn wir mit Christus vereint gegen den Teufel angehen, dann siegen wir; wenn wir uns auf uns selbst verlassen, unterliegen wir. Die feste Treue zum Glauben ist ebenfalls nicht zu gewinnen ohne das Gebet. Wer nicht betet, wer nicht regelmäßig, wer nicht anhaltend betet, dessen Glaube wird immer schwächer und ist eines Tages am Ende. Das Gebet allein verbürgt das Feststehen im Glauben. Es gibt also eine Notwendigkeit des Mittels, um zu beten. Wir müssen beten, weil wir das Gebet als notwendiges Mittel für unseren Weg in die Ewigkeit benötigen.

Es gibt aber auch eine Notwendigkeit des Gebotes, d.h. Gott, seine Apostel und die Kirche gebieten das Gebet. Der Herr hat ja selbst den Jüngern ein Gebet gelehrt und gesagt: „So sollt ihr beten!“ Er hat sie die Pflicht des Gebetes gelehrt und ihnen die Weise des Gebetes beigebracht. Am Ölberg forderte er die Jünger, die ihn begleitet hatten, auf: „Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet!“ Im Lukasevangelium, das dem Thema des Gebetes besondere Aufmerksamkeit widmet, ist davon die Rede, daß der Herr, um den Aposteln zu zeigen, daß man allezeit beten müsse und nicht nachlassen dürfe, ein Gleichnis vortrug, nämlich das Gleichnis vom gottlosen Richter. Dieser Mann wollte einer Witwe nicht zu ihrem Recht verhelfen. Schließlich tat er es doch, weil sie ihm mit ihren Bitten lästig fiel. Und schließlich erwähnt Lukas noch einmal, in der Abschiedsrede des Herrn, die Verpflichtung zum Gebet. „Wachet allezeit und betet, damit ihr imstande seid, all dem, was bevorsteht, zu entgegenen und vor den Menschensohn zu treten.“ Die Apostel haben diese Weisung des Herrn verstanden und aufgenommen. Im großen Römerbrief schreibt der Apostel Paulus: „Seid freudig in der Hoffnung, in der Trübsal geduldig, anhaltend im Gebet!“ Im Brief an die Epheser bemerkt er: „Mit allerlei Bitten und Gebeten flehet allezeit im Geiste!“ Und im Brief an die Kolosser: „Seid beharrlich im Gebet!“ Und schließlich noch eine letzte Mahnung, nämlich im 1. Brief an die Thessalonicher: „Freuet euch allezeit! Betet ohne Unterlaß! Sagt Dank bei allem, denn das ist der Wille Gottes!“ Es gibt also eine Notwendigkeit des Gebotes. Wenn wir den Willen Gottes erfüllen wollen, müssen wir beten. Das Gebet ist der Weg zum Himmel, und ohne Gebet ist noch niemand in den Himmel gekommen. Alle, die im Himmel sind, haben dieses Ziel erreicht, weil sie gebetet haben.

An zweiter Stelle wollen wir fragen, bei welchen Gelegenheiten wir beten sollen. Nun, ganz allgemein kann man sagen: häufig. Das Gebet sollte unser Leben begleiten. Wir sollten unser Leben einhüllen in Gebete. Freilich gibt es besondere Gelegenheiten, bei denen das Gebet angebracht ist. Wir sollen das Tagewerk weihen, indem wir das Morgengebet sprechen. „Alles meinem Gott zu Ehren in der Arbeit, in der Ruh.“ Das ist das Morgenlob, das keinen Tag von uns vergessen werden sollte. Wir sollen das Abendgebet sprechen, denn in der Nacht versinken wir in das Unbewußte, und die Seele arbeitet weiter. Die letzten Gedanken vor dem Schlafen sollten Gedanken an Gott sein. „Hab' ich Unrecht heut' getan, sieh' es, lieber Gott, nicht an!“ So haben wir als Kinder gelernt, und so sollten wir an jedem Abend sprechen. „Hab' ich Unrecht heut' getan, sieh' es, lieber Gott, nicht an!“ Das ist die Bitte um Verzeihung, die Reue, die aus unserem Herzen quillt. Auch das Tischgebet soll nicht vernachlässigt werden. Wenn wir bei Tisch nicht bitten und danken, wann dann? Wir sollen dem Herrn für die Gaben, die wir empfangen, unseren Dank abstaten. Natürlich kann man sagen, das einmalige Auslassen eines Tischgebetes ist keine Sünde. Aber wer das Tischgebet und die Morgen- und Abendgebete nicht verrichtet, wann betet denn der dann? Es ist anzunehmen, daß, wer nicht diese notwendigen Gebete verrichtet, überhaupt keine Gebet spricht. Und deswegen ist es eben doch eine Sünde, wenn man, zumindest über längere Zeit, Morgen- und Abendgebet unterläßt oder die Tischgebete nicht verrichtet. Man kommt leicht in die Gleichgültigkeit gegen Gott hinein. Jede Nichterfüllung eines Gebotes schwächt die Kraft für seine Erfüllung bei der nächsten Gelegenheit. Wir sollen auch beten in Todesgefahr; denn das ist die entscheidende Stunde, wenn der Herr uns ruft und wenn wir vor sein Gericht treten müssen. Wir sollen beten in Versuchungen. Der Herr hat es uns eindringlich ans Herz gelegt, daß wir nur durch Gebet und Wachsamkeit die Versuchungen überwinden können. Wir sollen beten in Heimsuchungen; nicht sich auflehnen gegen Gott, wenn uns Leid und wenn uns Betrübnis trifft. Nein, in Heimsuchungen die Zuflucht nehmen zum Gebet. Wir sollen beten, wenn die Glocke ruft. Die Glocken sind Mahner zum Gebet. Dreimal täglich rufen sie zum „Engel des Herrn“, und wir sollten diese Mahnung hören. Wir sollen dem Herrn danken für sein Erscheinen, für sein Kommen, für seine Geburt. In manchen Gemeinden ist es üblich, daß beim Sterben eines Gemeindegliedes geläutet wird. Sofort sollte unser Gedanke sein: „Herr, gib ihm, gib ihr die ewige Ruhe!“ Ich habe auch schon Gemeinden kennengelernt, in denen wird zur heiligen Wandlung geläutet. Diejenigen, die zu Hause geblieben sind, sollen wissen: Jetzt steigt der Herr auf den Altar nieder; und in manchen Häusern knien dann die Menschen nieder, um den Herrn, wenn auch aus der Ferne, anbetend zu verehren. Wenn wir von irgendetwas ergriffen sind, sollten wir die Gelegenheit benutzen, um zu beten. Im letzten Kriege führte der Vizeadmiral Rogge einen Hilfskreuzer. Das war ein Handelsschiff, das mit mehreren Kanonen bestückt war und Kaperkrieg betreiben sollte. Dieses Schiff ist

über ein Jahr lang in fremden Gewässern unterwegs gewesen und war vom Glück begünstigt. Aber eines Nachts fuhr in ganz geringer Entfernung von diesem deutschen Hilfskreuzer ein englisches Schlachtschiff vorbei. Wenn das Schlachtschiff den Hilfskreuzer bemerkt hätte, dann wäre er in kurzer Zeit mit Salven eingedeckt und versenkt worden. Aber der Hilfskreuzer wurde nicht entdeckt. Als die Gefahr vorüber war, versammelte der Vizeadmiral Rogge seine Männer, ließ sie antreten und betete mit ihnen das Vaterunser als Dank für die bestandene Gefahr. Er hatte begriffen, daß es angebracht war, Gott für die Errettung aus der Gefahr zu danken. Wir sollen auch Unternehmungen, die wir planen, durch das Gebet vorbereiten. Der Herr hat es so getan. Bevor er die Apostel berief, hat er die Nacht im Gebet verbracht. Als er den Lazarus aus dem Grabe rief, betete er. Auch die Apostel haben gebetet, als sie zur Wahl des Ersatzmannes für den Judas schritten. So sollen auch wir unsere Unternehmungen mit Gebet vorbereiten. Immer, meine lieben Freunde, wenn Sie einen schweren Gang vorhaben, nehmen Sie Ihre Zuflucht zum Gebet! Bitten Sie den Heiligen Geist, daß er Ihre Worte füge und daß er das Herz Ihres Gesprächspartners lenke. Sie werden einmal sehen, wie gut Gespräche, die man in dieser Weise vorbereitet hat, vonstatten gehen. Wir sollen die Gelegenheiten zum Gebet wahrnehmen.

Aber freilich, es gibt Menschen, die machen Einwände gegen das Gebet. Die einen, das sind die Rationalisten, sagen: Man braucht Gott die Anliegen gar nicht vorzutragen. Er weiß ohnehin kraft seiner Allwissenheit davon. Ja, selbstverständlich! Wir wollen Gott, wenn wir beten, nicht belehren über das, was wir brauchen, sondern wir wollen unser Herz öffnen, daß wir fähig werden, seine Gaben entgegenzunehmen. Im Gebet wollen wir uns demütig vor ihm beugen und ihn anerkennen als den Spender alles Guten. Wir wollen, wenn wir unsere Bitten vor Gott tragen, ihn nicht über das aufklären, wessen wir bedürfen, sondern wir wollen unsere Empfänglichkeit bekunden und unsere Sehnsucht nach den Gaben, die Gott uns geben will, steigern. Also dieser Einwand trägt nicht. Natürlich weiß Gott, was wir nötig haben, aber er will, daß wir es ihm sagen, um unsere Empfänglichkeit zu erwecken und zu vertiefen. Ein anderer Einwand lautet: Man kann Gott nicht umstimmen. Gott ist unveränderlich. Wenn er beschlossen hat, etwas zu tun, dann geschieht es, ob ich nun bete oder nicht. Gott ist unveränderlich, gewiß. Aber in der Unveränderlichkeit Gottes ist eben vorgesehen, daß Gott uns bestimmte Gaben nur geben will, wenn wir beten. In seinen unveränderlichen und ewigen Ratschlüssen hat er verfügt, uns bestimmte Gaben nur zu gewähren, wenn wir darum bitten. Unsere Bitten sind also die gottgesetzte Bedingung dafür, daß sein ewiger Wille geschieht.

Es gibt Leute, die sagen: Ich habe keine Lust zu beten. O, meine lieben Freunde, wenn es auf die Lust ankäme, dann sähe das Leben anders aus. Nicht die Lust ist uns aufgegeben, sondern die Pflicht. Das Gebet ist eine Pflicht, und einer Pflicht kommt man nicht bei, indem man sich auf die Lust beruft. Wir haben die heilige Pflicht, Gott zu danken, Gott zu loben und Gott zu bitten, und diese Pflicht wird durch keine Lust oder Unlust gefördert oder getrübt.

Es gibt auch Leute, die sagen: Ich kann nicht beten. Das ist eine Irrlehre. Du kannst immer beten; und wenn du Abschau oder Widerwille gegen das Gebet verspürst, dann bete weiter, dann bete dir zum Trotz, dann bete gegen dich! Ich kann nicht beten - das ist eine Irrlehre. Du kannst immer beten.

Im Laufe eines längeren Lebens ist man vielen Menschen begegnet. Und ich kann nur sagen, daß jeder, der im Gebet nachlässig wurde, entweder den Glauben verloren hat oder jedenfalls die religiöse Praxis aufgegeben hat. Wenn Sie fragen: Warum sind denn Tausende und Abertausende von Priestern aus ihrem heiligen Stande ausgebrochen?, dann ist die Antwort sehr einfach: Sie haben die heiligen Pflichten ihres Standes nicht mehr erfüllt. Der Zusammenbruch lag vorher. Es war ein Zusammenbruch des Gebetes, es war ein Zusammenbruch des Empfanges des Bußsakramentes, es war ein Zusammenbruch der würdigen täglichen Feier der heiligen Messe. Ein junger Mann, der zum Militär eingezogen wurde, schrieb einmal, vielleicht etwas primitiv, in sein Gebetbuch, das er mitnahm: „Bete, sonst holt dich der Teufel!“ Wahrhaftig, so ist es. Wer nicht betet, den holt der Teufel.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (15)

(Über die Pflicht zur Heiligenverehrung)

12.07.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Seit vielen Sonntagen beschäftigen wir uns mit den Pflichten des Menschen gegen Gott. Es gibt eine unmittelbare und eine mittelbare Gottesverehrung. Heute wollen wir von der mittelbaren Gottesverehrung sprechen. Gemeint ist die Verehrung der Heiligen. Die Verehrung der Heiligen ist mittelbare Gottesverehrung. Heilig nennen wir jene Menschen, die auf Erden heilig gelebt haben und das himmlische Ziel erreicht haben. In besonderer Weise verehren wir Heilige, die von der Kirche heiliggesprochen sind. Die Heiligsprechung bewirkt nicht, daß jemand in den Himmel eingelassen wird, sondern die Heiligsprechung ist nur die Feststellung, daß jemand im Himmel ist, und zwar die unfehlbare Feststellung. Die Kirche besitzt die Gewißheit, daß, wenn der Heilige Vater als Oberhaupt der Kirche einen Menschen heiligspricht, dieser Mensch tatsächlich das himmlische Ziel erreicht hat. Wir wollen uns, um die Heiligenverehrung zu verstehen, drei Fragen stellen, nämlich

1. Warum sollen wir die Heiligen verehren?
2. Wie sollen wir sie verehren?
3. Wieso tritt die Heiligenverehrung der Verehrung Gottes nicht zu nahe?

Die erste Frage lautet: Warum sollen wir die Heiligen verehren? Die Antwort: Wir sollen die Heiligen verehren, weil sie Gottes Freunde, Fürsten des Himmels und unsere Wohltäter sind und weil wir durch ihre Verehrung viele Gnaden erlangen. Die Heiligen sind Freunde Gottes. Nicht umsonst singen wir im Kirchenlied: „Ihr Freunde Gottes allzugleich.“ Die Heiligen sind deswegen Freunde Gottes, weil sie alles für ihn getan haben. Sie haben auch alles für ihn gelitten, und auf diese Weise sind sie zu Freunden Gottes geworden. Sie stehen Gott nahe, Gott selbst liebt sie, und zwischen ihnen und Gott besteht ein inniges Verhältnis der Freundschaft. Wenn wir einen Hochgestellten ehren wollen, dann dehnt sich diese Ehrung auch auf die Diener und Angestellten dieses hochgestellten Menschen aus. Ähnlich ist es bei Gott. Wir könnten Gott nicht vollständig ehren, wenn wir nicht diejenigen, die ihm treu gedient haben, in diese Ehrung einbezögen. Wir sollen die Heiligen ehren, weil sie Freunde Gottes sind.

Wir sollen sie ehren, weil sie Fürsten des Himmels sind. Sie haben eine hohe Stellung im Himmel. Nicht jeder im Himmel ist ja gleich. Es gibt Unterschiede unter den Himmelsbewohnern und in der Seligkeit, die ihnen zuteil geworden ist. Die Heiligen nehmen eine besondere Stellung ein, sie herrschen nämlich mit Christus. Sie herrschen mit Christus über Völker und Menschen und die Kirche. Gott bedient sich ihrer zur Leitung der Welt und zur Führung seiner Kirche. Sie haben eine Ehrenstellung im Himmel, und deswegen sollen wir sie verehren.

Wir sollen die Heiligen auch verehren, weil sie unsere Wohltäter sind. Schon in ihrem irdischen Leben haben sie uns Gutes getan. Denken wir an die Heiligen, die uns den Glauben gebracht und erhalten haben. Auf dem Platz vor dem Mainzer Dom steht das Standbild des heiligen Bonifatius, des Apostels der Deutschen. Bonifatius ist ein Fürst nicht nur im Himmel, sondern auch ein Fürst seiner Kirche gewesen. Er hat uns als Bischof von Mainz den Glauben gebracht oder gereinigt und die Menschen im Glauben gefestigt. Und so kann man viele andere aufzählen, die uns Wohltäter während ihres irdischen Lebens waren. Vor wenigen Tagen feierten wir das Fest des heiligen Willibald. Er war der Gefährte des heiligen Bonifatius und hat den Glauben in Bayern aufgerichtet und gefördert. Er

war Bischof von Eichstätt. Die Heiligen haben uns aber nicht nur in der Vergangenheit Wohltaten erwiesen; sie tun es fortlaufend, indem sie nämlich bei Gott für uns eintreten. Sie wachen über uns, und sie machen unsere Angelegenheiten zu den ihren, und dadurch, daß sie Gott anrufen, für uns anrufen, sind sie unsere Wohltäter. Wir haben durch die Heiligen manche Gnaden erlangt. Indem wir sie nämlich baten, mit uns zu bitten, haben sie wirksam dazu beigetragen, daß Gott uns zahllose Gnaden erwiesen hat. Viele Gnaden, die in unserem Leben fruchtbar geworden sind, verdanken wir der Mithilfe, dem Fürbittgebet der Heiligen. Das war die erste Frage: Warum sollen wir die Heiligen verehren?

Die zweite Frage lautet: Wie sollen wir sie verehren? Nun, in mannigfacher Weise. An erster Stelle verehren wir die Heiligen, indem wir ihre Fürbitte anrufen. Ihre Fürbitte anrufen, besagt, sie bitten, daß sie am Throne Gottes für uns eintreten. Das ist eine der Hauptaufgaben der Heiligen: Sie bitten für uns. Wir haben so viele Heilige, die wir in den Nöten und Beschwerden unseres Lebens anrufen können. Wir haben Heilige, die ein besonderes Interesse an uns haben, nämlich vor allem die Heiligen, deren Namen wir tragen. Wir dürfen annehmen, daß die Heiligen, denen wir geweiht sind durch die Namengebung, auch im Himmel für uns eintreten. Wir bitten die Heiligen um ihr Fürbittgebet und ehren sie dadurch. Wir feiern weiter ihr Gedächtnis. Das ganze Jahr über werden Gedenktage der Heiligen begangen. Den Anfang haben diese Gedenktage genommen mit den Martyrergedächtnissen. Die Christen der Urzeit haben den Tag, an dem ihre Brüder und Schwestern durch die Henker um des Glaubens willen zum Tode befördert wurden, aufgezeichnet, und sie haben diesen Tag jedes Jahr immer wieder begangen durch Gebet, durch Anrufung, durch die Feier der heiligen Messe zu Ehren dieses Martyrers, der ihnen im Zeichen des Glaubens vorangegangen war. Wir sollen also ihre Fest feiern und nicht ihre Feste übergehen, sie nicht vergessen, sie nicht geringschätzen. Wir ehren die Heiligen auch damit, daß wir ihre Bilder und Reliquien in Ehren halten. Schon mit großen Persönlichkeiten des irdischen Lebens machen wir es ja so, daß wir ihre Bilder aufstellen, daß wir uns Andenken an sie bewahren. Auf dem Bischofsplatz in Mainz steht eine Statue des Bischofs Ketteler. Gewiß kein Heiliger, aber ein bedeutender Kirchenfürst. In der Staatskanzlei in Mainz ist eine Büste von Stresemann aufgestellt. Stresemann, der Reichsaußenminister der Weimarer Republik, hat sich Verdienste erworben durch die Versöhnung mit unseren Nachbarn. In Bingen gibt es ein Stephan-George-Museum, denn Stephan George war ein Binger, und die Binger halten sein Gedächtnis und seine Leistungen in Ehren. Wenn das alles schon von Menschen gilt, die nicht heilig waren, um wieviel mehr muß es dann auf die zutreffen, die das himmlische Ziel erreicht haben! Wir halten ihre Bilder und Reliquien in Ehren. Wir stellen den heiligen Pankratius, den Patron von Budenheim, hier in der Pfarrkirche auf. Dahinten steht der heilige Wendelin; er ist der Patron der Bauern und Schäfer sowie der Hirten. Diese Heiligen haben je ihr besonderes Interesse und ihre besondere Aufgabe. Wir dürfen sicher sein, daß sie dieser Aufgabe gerecht werden.

Wir ehren die Heiligen, indem wir ihre Namen tragen. Jeder von uns hat bei der Taufe einen Heiligennamen bekommen. Dieser Name ist eine Verpflichtung; er soll uns nicht nur Schützer sein, er soll uns auch Vorbild sein. Wir sollen ihm nacheifern, und dadurch, daß wir ihm nacheifern, werden wir ihm ähnlich. Der Name, den wir tragen, ist ein Bekenntnis zu dem Heiligen und bringt gleichzeitig eine Zuordnung zu ihm. Alle Träger dieses Namens bilden eine Gemeinschaft, und wir sollten also auch für alle Träger dieses Namens beten. Der Heilige, dessen Namen wir tragen, soll uns voranleuchten als Tugendbeispiel, und wir sollten uns schämen, wenn wir diesem Beispiel nicht entsprechen. Er soll eine stetige Mahnung sein, uns über die Niedrigkeiten unserer Natur zu erheben und himmlisch gesinnt zu sein, damit wir in seine Fußstapfen treten können.

Viele Unternehmungen stellen wir unter den Schutz der Heiligen. Wir rufen sie bei bestimmten Geschäften und bei bestimmten Anliegen an. Wir ernennen sie zu Patronen. Die Kirche hat z.B. den heiligen Aloisius zum Patron der studierenden Jugend ernannt, den heiligen Franz von Sales zum Patron der Schriftsteller. Schon früher hat das gläubige Volk sich Patrone erwählt, und zwar meistens aus den Lebensschicksalen der Heiligen entnommen. So war z.B. der heilige Veit (der heilige Vitus) Patron der Kupferschmiede, weil er in einem Kessel gemartert wurde. Wegen seines Martyriums in einem Kessel, in dem er verbrannt wurde, haben die Kupferschmiede ihn zum Patron erwählt. So kann man viele Patrone nennen, Patrone, vor denen wir uns schämen müssen wegen unserer Erbärmlichkeit und

Kleinheit. Der heilige Johannes Vianney, der Pfarrer von Ars, ist Patron der Pfarrer. O wenn doch alle Pfarrer ihn zum Patrone ihres Lebens machten, o wenn sie doch seine Weisungen hörten, o wenn sie doch seinen Fußspuren nachfolgten! Es sähe anders aus in unserer Kirche. Die Heiligen haben ein besonders Interesse für die Berufe, die sie ausgeübt haben und für die Menschen, die sich ihnen anvertrauen. Der Schutz, den wir von ihnen erwarten, ist also durchaus real. Viele Orte werden nach Heiligen benannt. In unserer Gegend St. Goar, er war ein irischer Mönch; St. Johann, St. Wendel. Sie müssen einmal in das Postleitzahlenbuch hineinschauen, wie viele Orte es gibt, die vor dem Namen eine „St.“ haben; St. Trudbert, St. Bernhard, St. Gotthard, und die vielen, vielen Orte in Bayern, die einen Heiligen als Patron erwählt haben: St. Mang. St. Oswald, St. Ottilien, St. Georgen. Das zeigt das Vertrauen des gläubigen Volkes auf den Schutz dieser Heiligen.

Wir sollen aber auch ihre Verdienste rühmen. Meine lieben Freunde, seit geraumer Zeit ist eine Kampagne im Gange, den Katholiken, den katholischen Christen die Freude an ihrem Glauben zu nehmen, indem man ihre Mutter, die Kirche, madig macht, indem man auf angebliche oder wirkliche Verfehlungen und Verbrechen von Gliedern dieser Kirche hinweist. Wir haben ein Gegenargument: Wir verweisen auf die endlose Schar der Heiligen und sagen: Das sind die legitimen Glieder der Kirche, das sind diejenigen, um derentwillen wir in dieser Kirche bleiben. Wir lassen uns die Überzeugung von der Heiligkeit der Kirche nicht nehmen, sondern wir preisen diejenigen, die uns vorangegangen sind im Zeichen des Glaubens. Die Heiligenverehrung hat apologetische Bedeutung. Sie zeigt uns, wie viele unserer Brüder und Schwestern das ewige Ziel erreicht haben, weil sie heldisch gelebt haben und heilig gestorben sind.

Die wichtigste Form freilich, wie wir die Heiligen verehren, ist ihre Nachahmung. Wir sollen uns ihr Beispiel zu Gemüte führen und sollen sie nachahmen. Dazu müssen wir sie freilich kennen, ihre Lebensgeschichte lesen. Wir müssen uns mit ihnen beschäftigen. Wir müssen uns fragen: Was von ihrem Leben ist auf mein Leben anwendbar? Wo habe ich dem Beispiel dieses oder jenes Heiligen nachzufolgen? Denken Sie etwa, meine lieben Freunde, an den britischen Lordkanzler Thomas More. Wahrhaftig einer der lebenswertesten Heiligen der Neuzeit. Der gesamte englische Episkopat - mit einer Ausnahme - hat sich dem Diktat des Königs Heinrich VIII. gebeugt; der gesamte englische Episkopat. Alle Bischöfe - mit einer Ausnahme - haben dem Papst ihre Treue aufgekündigt. Aber ein Laie blieb treu, nämlich der Lordkanzler Thomas Morus. Er verlor alles; er verlor sein Amt, er verlor seine Freiheit, er verlor sein Haus, er verlor sein Leben. Aber er hat die Treue bewahrt und ist ein leuchtendes Beispiel dafür, daß in Zeiten, in denen der Episkopat versagt, Laien die Kirche zu retten gesandt sind. Vielleicht ist heute wieder eine solche Situation. Dann schauen wir auf Thomas Morus, auf sein Beispiel, und wanken nicht und weichen nicht.

Die dritte Frage lautete: Wieso tritt die Heiligenverehrung der Verehrung Gottes nicht zu nahe? Die Heiligenverehrung beeinträchtigt die Verehrung Gottes deswegen nicht, weil wir die Heiligen wegen Gottes verehren, weil wir sie nicht wie Gott verehren, sondern weil wir sie verehren wie Diener Gottes. Wir verehren die Heiligen wegen Gottes, d.h. wegen dessen, das Gott an ihnen getan hat. Maria sagt nicht: „Seligpreisen werden mich alle Geschlechter“ wegen dessen, was ich getan habe, sondern was Gott an mir getan hat. Und so ist es mit allen Heiligen. Wir preisen sie, und wir verehren sie, weil Gott mächtig in ihnen war. Wie sagt unser Breviergebet jeden Tag: „Gott ist wunderbar in seinen Heiligen.“ Seine Wunder verehren wir in den Heiligen, seine Macht preisen wir in den Heiligen, seine Liebe verehren wir in den Heiligen. Wir verehren die Heiligen Gottes wegen. Es ist das ein mittelbarer Gottesdienst. Es wäre eine Schande für uns, und wir würden Gott nicht richtig verehren, wenn wir auf die Heiligenverehrung verzichten wollten. Wir müssen die Gnade, die sich mächtig erwiesen hat, preisen, und wir preisen sie in menschlichen Werkzeugen. Denn das waren die Heiligen: Sie waren Werkzeuge Gottes. Gott hat sich ihrer bedient, um Großes zu wirken, und er tut es immer noch. Gott will, daß die Zweitursachen (*causae secundae*) mitwirken bei seinen Werken, und deswegen bedient er sich der Heiligen bei der Ausspendung seiner Gaben und Gnaden und Wohltaten. Sie sind seine Werkzeuge, und zwar gefügte, taugliche, brauchbare Werkzeuge, nicht wie wir. Daß wir solche Werkzeuge werden, dazu soll auch die Heiligenverehrung dienen.

Wir beten die Heiligen nicht an, sondern wir zeigen ihnen Hochachtung. Wir bringen die Messe nicht den Heiligen dar. „Niemals ist in der Kirche gesagt worden:“, schreibt der heilige Augustinus,

„Offerimus tibi Paule et Petre - wir opfern dir, Petrus und Paulus -, nein, wir opfern Gott, aber in Verehrung von Paulus und Petrus.“ „In deo laudandi sunt, non in se ipsis“, schreibt wiederum der heilige Augustinus. Sie sind in Gott zu preisen, nicht in sich selbst. Wir feiern nicht den menschlichen Heroismus, sondern wir feiern die Kraft der Gnade, die sich in ihnen mächtig erwiesen hat.

Wenn Sie einmal, meine lieben Freunde, nach Magdeburg kommen, diese große Stadt an der Elbe, die jetzt wieder Bischofsstadt ist, dann besuchen Sie den Dom, ein herrliches Kunstwerk. Im oberen Chor sechs Standbilder - Mauritius, Innocentius, Johannes der Täufer, Petrus, Paulus, Andreas. Wuchtige Standbilder, über zwei Meter hoch. Unter diesen Gestalten geduckte Gestalten, gebückt. Ihr Fuß tritt auf sie. Man sagt, das seien die Cäsaren, die Kaiser, die sie zu Tode gebracht haben. Was ein wunderbarer Gedanke in dieser Bildergalerie! Die Heiligen stehen über den Cäsaren. Ist das nicht auch heute so, daß die Menschheit nicht lebt von den Machtmenschen, von den Parteimännern, von den Demagogen, sondern daß sie lebt von den Heiligen, von den Männern und Frauen der Idee, des Glaubens, der Aszese und des heldischen Vertrauens auf Gott?

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (16)

(Über die Verehrung von Bildern und Reliquien)

19.07.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Seit geraumer Zeit beschäftigen wir uns mit den Pflichten, die wir Gott schulden. Zuletzt sprachen wir von der Verehrung der Heiligen. Eng mit der Verehrung der Heiligen zusammen steht die Verehrung von Bildern und von Reliquien. Heilige Bilder sind solche, die Gott, die Mutter Gottes, Heilige, Geschehnisse der Heiligen Schrift oder Glaubensgeheimnisse darstellen. Schon in den Katakomben haben die Christen heilige Bilder aufgestellt oder angebracht, vor allem solche, die ihnen in den Verfolgungszeiten Mut machen sollten, also Bilder etwa von den drei Jünglingen im Feuerofen oder Bilder von Daniel in der Löwengrube oder Bilder vom auferstandenen Herrn Jesus Christus. Als die Kirche dann frei wurde, traten die Bilder auch in die Öffentlichkeit; man fand sie auf den Märkten und Straßen. Zwar gab es im 8. Jahrhundert den Bildersturm. Griechische Kaiser verboten die Verehrung der Bilder, aber das Zweite Konzil von Nizäa im Jahre 787 hat eindeutig erklärt: Die Bilderverehrung ist gestattet, nur die Bilderanbetung verboten. Und so hat die Kirche seit 2000 Jahren Bilder aufgestellt und verehrt. Im 16. Jahrhundert kam es noch einmal zu einem Bildersturm. Die sogenannten Reformatoren wandten sich heftig gegen die Bilder, Karlstadt vor allem, und in der Schweiz Zwingli und Calvin. Ungeheure Schätze der christlichen Kunst sind damals vernichtet worden. Am meisten tobten die Bilderstürmer in den Niederlanden im Jahre 1566.

Bilder Gottes dienen nicht dazu, Gott abzubilden, denn Gott kann man nicht abbilden, sondern Bilder Gottes dienen dazu, Eigentümlichkeiten oder Handlungen Gottes zu veranschaulichen. Wenn also Gott Vater beispielsweise als ein würdiger Greis dargestellt wird, dann nicht deswegen, als ob er dies wäre, sondern es soll damit die Würde, die Erhabenheit und die Autorität Gottes ausgesagt werden. Christus wird als ein junger Mann dargestellt, wie ihn uns ja auch die Evangelien schildern, gesund, geistig und körperlich auf der Höhe, erhaben, so daß er Eindruck auf seine Zeitgenossen machte. Maria wird in vielfältiger Gestalt abgebildet. Bald ist sie zu sehen als Maria-Hilf mit dem Kind im Arm, bald als die schmerzhaft Jungfrau mit dem Leichnam ihres Sohnes im Schoß, bald mit den Sternen umkleidet, wie sie in der Apokalypse geschaut wurde. In tausend Bildern ist Maria ausgedrückt. Besonders erhabene Bilder nennt man Gnadenbilder. Es sind solche Bilder, vor denen sich Wunder ereignet haben. Gnadenbilder gibt es an vielen Orten des katholischen Erdballs. Wir haben Gnadenbilder in Marienthal am anderen Ufer des Rheines, in Kevelaer, in Altötting, in Albendorf in Schlesien, in Maria-Zell in der Steiermark und an vielen, vielen anderen Orten.

Unter allen Bildern ist uns eigentlich am kostbarsten das Bild des Kreuzes. Das Kreuzbild ist unser Gnadenbild vor allen anderen. Kein Meßopfer darf gefeiert werden, kein Gottesdienst gehalten werden, keine Kirche gebaut werden, kein Friedhof eingeweiht werden, ohne daß das Kreuz aufgerichtet wird. Das Kreuz leuchtet in den Stuben der Kranken den Leidenden, das Kreuz hält der Sterbende in der Hand, wenn er die große Reise antritt. Das Kreuz ist unser Gnadenbild vor allen anderen.

Verehrt werden dürfen freilich nur Bilder von kanonisierten Heiligen, also von solchen Heiligen, die vom Papst heiliggesprochen sind. Solche Bilder haben wir hier in unserer Kirche an der Wand. Von rechts nach links auf der rechten Seite der heilige Martin, dann folgt die heilige Hildegard, der heilige Rhabanus Maurus und der heilige Pankratius. Alle haben ein Symbol, ein Attribut, wie man sagt, in der Hand. Der heilige Pankratius einen Schild, weil er als Soldat zum Tode gebracht wurde,

der heilige Rhabanus Maurus eine Schriftrolle, weil er ein Gelehrter war, die heilige Hildegard ein Buch, weil sie ihre Wissenschaft in Büchern niedergelegt hat, und der heilige Martin mit einem Bischofsstab. Auf der anderen Seite sehen wir die Muttergottes und ganz links den P. Maximilian Kolbe. Die beiden anderen allerdings sind keine kanonisierten Heiligen. Neben der Muttergottes ist die Mutter Teresa dargestellt, die nach unserer berechtigten Annahme heilig gelebt hat, aber bisher keineswegs heiliggesprochen ist. Eigentlich gehört sie nicht auf dieses Bild. Und noch viel weniger gehört der dazu, der daneben steht. Das soll Martin Luther King darstellen, einen Protestanten, der wegen seines Kampfes für die Gleichberechtigung der Schwarzen in den USA ermordet wurde. Sein Leben war alles andere als heilig. Martin Luther King war ein notorischer Ehebrecher, und er hat Ehebruch noch in der Nacht vor seiner Ermordung begangen. Die Amerikaner nannten ihn einen womanizer, was man übersetzen muß mit Weiberheld, Schürzenjäger. Außerdem war er ein Plagiator; seine Bücher sind ein Betrug. Er hat sie aus anderen zusammengestellt, ohne die Quelle anzugeben; das nennt man Plagiat. Der Mann gehört nicht auf dieses Bild, und es ist ein schwerer Frevel, so etwas in einer katholischen Kirche anzubringen.

Wir verehren die Heiligenbilder, indem wir sie aufstellen, indem wir vor ihnen beten, indem wir sie schmücken, indem wir zu ihnen wallfahrten. Wir erwarten Hilfe nicht von den Bildern, sondern wir erwarten Hilfe von dem, der auf dem Bild dargestellt ist, also von dem Heiligen. Durch seine Fürbitte erhoffen wir Hilfe, aber die Fürbitte entzündet sich eben, wenn wir ihn verehren anlässlich der Betrachtung seines Bildes. Wir beten die Bilder auch nicht an, aber wir verehren sie, d.h. wir schätzen sie und halten sie in Ehren wie wir Bilder unserer Vorfahren oder von bedeutenden Männern und Frauen ehren und schätzen.

Die Bilderverehrung ist sehr nützlich. Wenn wir die Bilder verehren, wird unser Geist auf das Geheimnis, das sie darstellen, und auf die Person, die sie abbilden, hingelenkt. Die Bilderverehrung erhebt unseren Geist. Sie stimmt uns andächtig und bewahrt uns vor Zerstreung. Durch die Bilderverehrung kann man mächtig zu heiligen Gedanken und guten Entschlüssen bewegt werden. Der junge Goethe schaute auf seiner Italienreise in Bologna das Bild der heiligen Agatha, das von Raffael gemalt wurde. Das Bild ergriff ihn so, daß er beschloß, diese Gestalt hehrer Weiblichkeit, die es darstellte, in seiner „Iphigenie“ zu verherrlichen, und er nahm sich vor, diese Iphigenie nichts sprechen zu lassen, was nicht auch die heilige Agatha hätte sagen können. So ergriffen war Goethe vom Bild der heiligen Agatha zu Bologna.

Die Heiligenbilder sind eben auch eine Predigt. Wenn wir bestimmte Geschehnisse der Heiligen Schrift abgebildet sehen, dann werden wir erhoben zu diesen Geschehnissen. Meinetwegen die Auferstehung Jesu oder die Einsetzung des Abendmahls; wenn wir sehen, wie die Jünger um den Abendmahlstisch sitzen und der Herr das heilige Brot und den Kelch in seiner Hand hält und die Worte der Einsetzung spricht, dann werden wir erhoben zu himmlischen Gedanken. Ähnlich werden wir, wenn wir Bilder von Heiligen betrachten, zur Nachahmung derselben angeregt. Die Heiligenverehrung kann uns also großen Nutzen bringen.

Ähnlich ist es mit der Verehrung der Reliquien. Reliquien sind Überbleibsel von Heiligen, sei es Überbleibsel des Körpers oder von Sachen, die die Heiligen in Besitz gehabt haben, die sie benutzt haben. Schon in der Urzeit wurden die Reliquien von Heiligen aufbewahrt und verehrt. Als der heilige Ignatius in Rom von Löwen zerrissen wurde, sammelten die Christen die Knochen und brachten sie nach Antiochien, um sie dort aufzubewahren als ein heiliges Vermächtnis. Als der heilige Polykarp in Smyrna vom Feuer verzehrt wurde, bewahrten die Christen ebenfalls die Gebeine auf und behielten sie zur Verehrung bei sich. So ist es die ganze Zeit der christlichen Geschichte über geschehen. Die Überbleibsel von Heiligen sind uns wert, weil sich Gott ihrer zu Lebzeiten als Tempel des Heiligen Geistes und als Werkzeuge bedient hat. Es geht uns nicht um den materiellen Gehalt, es geht uns um den ideellen Wert. Die Heiligen, deren Reliquien wir aufbewahren, haben in ihrem Leben und Sterben Gott verherrlicht, und wenn wir sie deswegen in ihren Überbleibseln verehren, dann tun wir nichts anderes, als wenn wir ihre Bilder aufstellen. Deswegen hat die Kirche immer über den Gräbern der Heiligen das Meßopfer gefeiert. Bis vor wenigen Jahren war es eine bindende Vorschrift, daß auf jedem Altar Reliquien von Heiligen eingelassen werden mußten. In manchen Kirchen ist es heute noch so, daß über dem Grab des Heiligen das Meßopfer dargebracht wird. Denken Sie etwa an die Kirche

des heiligen Konrad in Altötting. Da ist der Heilige in einem Silbersarg beigesetzt, und darüber erhebt sich der Altar, und darauf wird das Meßopfer gefeiert - mit einem tiefen Sinn; denn aus der Kraft des Opfers Christi haben die Heiligen den Mut geschöpft, ihr Leben Gott zu weihen und für Christus zu sterben. Am Altare nahm ihr Martyrium den Ausgang.

Wir verehren die Reliquien der Heiligen, indem wir sie aufbewahren und zu ihnen wallfahrten. Viele Wallfahrtsorte hüten Reliquien der Heiligen. In Kiedrich drüben im Rheingau ist es der heilige Valentin, dessen Reliquien aufbewahrt werden und den Gläubigen am Valentinusfest auferlegt werden, nicht als ob wir von den übriggebliebenen Knochen etwas erwarteten, sondern: Anlässlich der Verehrung der Reliquien rufen wir den Heiligen an, und wegen dieser Anrufung ist uns Gott gnädig. Also auch hier wieder keine absolute Verehrung, sondern eine relative, d.h. eine bezügliche. Die Verehrung bezieht sich auf den im Himmel lebenden Heiligen, dessen Reliquien wir aufbewahren und den wir hier um seine Fürbitte anrufen.

Viele Jahrhunderte sind unsere Vorfahren nach Santiago in Spanien gewallfahrtet, um dort die Reliquien des heiligen Jakobus zu verehren. Die Reliquienverehrung hat ihre Berechtigung, und sie kann Nutzen stiften, wenn immer sie richtig betrieben wird. Die größte Reliquie ist das Heilige Land. Um diese Reliquie haben die Christen des Abendlandes sieben Kreuzzüge geführt, von 1096 bis 1270. Hier sind die Stätten, an denen unser Heiland gelebt hat und gestorben ist, die Grabeskirche, die Stätte der Kreuzigung, die Grotte, die an sein Ölbergsleiden erinnert, die Stätte der Himmelfahrt, die Geburtskirche in Bethlehem und die Verkündigungskirche in Nazareth. Das sind heilige Stätten, das sind gleichsam Reliquien, die wir hoch verehren. In Trier wird der Heilige Rock gezeigt, in Turin das Leichentuch des Herrn. Es gibt Menschen, auch gläubige Menschen, die die Echtheit bezweifeln, aber die Mehrzahl der Gelehrten hat sich für die Echtheit ausgesprochen. In jedem Falle vermag sich an diesen Überbleibseln unsere Liebe zu unserem Herrn und Heiland zu erneuern.

Als die Königin von Schottland, Maria Stuart, zur Hinrichtung geführt wurde, hielt sie in der Hand ein Kruzifix. Der begleitende protestantische Offizier war so taktlos, es ihr zu verweisen. „Madame“, sagte er zu ihr, „nicht in der Hand, im Herzen muß man Christus tragen.“ Die Königin gab ihm würdevoll zur Antwort: „Mylord, man muß Christus in der Hand haben, um ihn desto sicherer im Herzen zu tragen.“ Wahrhaftig, eine königliche Antwort. Man muß Christus in der Hand haben, um ihn desto sicherer im Herzen zu tragen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über die Verehrung Mariens

26.07.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Unter allen Heiligen zollen wir niemandem eine so große Verehrung wie Maria. Denn sie ist die Königin aller Heiligen. Maria wird von uns auf vielfältige Weise verehrt. Dreimal täglich rufen wir im Engel des Herrn die große Botschaft aus, die Gott ihr zukommen ließ. In der Lauretanischen Litanei preisen wir sie mit vielen Anrufungen ob ihrer Verdienste und ihrer Erwählung. Den schönsten Monat des Jahres hat die Kirche ihr geweiht, den Maienmonat, in dem wir Maria in den Maiandachten verehren. Wir beten das ganze Jahr über den Rosenkranz, aber der Oktober ist der Rosenkranzmonat, weil in ihm das Rosenkranzfest liegt. Ein ganzer Kranz von Festen ist um Maria gezogen. Viele Orte sind Maria geweiht, Wallfahrtsorte, Gnadenorte - in allen Gegenden, wo katholische Christen wohnen, in Kevelaer im Rheinland, in Maria-Zell in der Steiermark, in Loretto in Italien, in Lourdes in Frankreich, in Fatima in Portugal und an vielen anderen Orten, wo Maria verehrt wird. Da könnte einer fragen: Ja, ist es denn nicht zuviel dieser Verehrung? Machen wir nicht Maria zu einer Göttin? Nehmen nicht Andersgläubige berechtigt Anstoß an unserer Verehrung der Muttergottes?

Vor einiger Zeit hat sich an einem Berliner Lyzeum, also einem Gymnasium für Mädchen, folgendes zugetragen. In der Klasse befanden sich mit Ausnahme zweier Kinder nur Protestanten; zwei katholische Mädchen unter lauter Protestanten. Wenn der Unterricht beendet war, bildeten die protestantischen Mädchen eine Gasse und ließen eines der beiden katholischen Mädchen diese Gasse hinabgehen, verneigten sich vor ihr und verspotteten sie, indem sie riefen: „Ave Maria! Ave Maria!“ Das Mädchen schritt ohne Zorn und ohne Bitterkeit durch diese Gasse. Eine Reihe von Jahren später meldete sich bei einem Berliner Geistlichen eine junge Frau. Sie hatte den Wunsch, katholisch zu werden. Der Priester fragte sie, welches ihre Motive seien. Sie erwiderte: „Das Beispiel und das Vorbild einer meiner Klassenkameradinnen steht mir leuchtend vor Augen und hat mir keine Ruhe gelassen.“ Und sie erzählte diese Begebenheit, die ich eben geschildert habe. „Ich fragte mich immer: Woher nahm dieses Mädchen die Kraft, diesen Spott und diesen Hohn zu ertragen?“ Maria hatte hier eine protestantische Frau zum katholischen Glauben geführt.

Warum verehren wir Maria? Warum verehren wir sie so glühend, wie es der Fall ist? Darauf wollen wir eine dreifache Antwort geben.

1. Wir verehren Maria, weil sie die Mutter Gottes und unsere Mutter ist.
2. Wir verehren Maria, weil sie von allen Heiligen am meisten ausgezeichnet ist.
3. Wir verehren Maria, weil sie mit ihrer Fürbitte bei Gott am meisten vermag.

Der erste Grund für unsere Verehrung, für unsere Hochverehrung Mariens ist, weil sie die Mutter Gottes und unsere Mutter ist. Daß Maria die Mutter Gottes ist, steht schon in der Heiligen Schrift. „Woher wird mir die Ehre zuteil“, sagt Elisabeth, „daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?“ Ja, wer ist denn ihr Herr? Ihr Herr ist Gott. Also hat schon die Heilige Schrift Maria als Mutter Gottes bezeichnet. Es wurde das dann in jahrhundertelanger Verehrung immer mehr erkannt und abschließend ausgedrückt durch das Konzil von Ephesus im Jahre 431, das Maria von Amtes wegen den Titel Theotokos, Gottesgebärerin, gab. Maria ist die Mutter Gottes, weil sie den geboren hat, der Gott und Mensch zugleich ist. Sie hat Jesus von Nazareth geboren, aber dieser Jesus von Nazareth ist in Personalunion mit dem Logos vereinigt. Deswegen trägt Maria zu Recht den Namen Gottesmutter.

Maria ist aber auch unsere Mutter. Christus selbst hat sie uns zur Mutter gegeben. Am Kreuze sprach er zu seinem Jünger Johannes: „Siehe da, deine Mutter!“ Johannes vertrat die ganze Mensch-

heit, er vertrat auch unsere Stelle. Er hat an unserer Statt die Widmung Mariens als unsere Mutter entgegengenommen. „Siehe da, deine Mutter!“ So spricht Gott zu einem jeden Christen. „Siehe da, deine Mutter!“ Wir verehren Maria, weil sie unsere Mutter ist. Sie ist die neue Eva. Die erste Eva hat Unheil über das Menschengeschlecht gebracht durch ihren Ungehorsam. Die zweite Eva bringt Heil über das Menschengeschlecht durch ihren Gehorsam. Maria ist die Gottesmutter und unsere Mutter, und deswegen verehren wir sie wie keine andere Heilige.

Maria wird auch deswegen verehrt, weil sie von allen Heiligen am meisten ausgezeichnet worden ist, und zwar in vierfacher Weise. Einmal wurde sie ausgezeichnet, weil sie die Mutter Gottes sein durfte. Ja, das ist ja ihre grundlegende Auszeichnung, daß sie die Mutter dessen ist, den wir als Gott und Herrn verehren. Deswegen wird ihre Verehrung schon in der Heiligen Schrift bezeugt. Gott selbst ist ein Marienverehrer, denn er läßt seinen Boten sagen: „Du bist voll der Gnade; du bist gebenedeit unter den Frauen.“ Gott selbst verehrt Maria. Elisabeth fügt dieser Verehrung eine neue Note hinzu: „Selig bist du, weil du geglaubt hast.“ Und Maria wußte es, daß sie deswegen selig ist. „Selig werden mich preisen alle Geschlechter.“ Weil sie also zur Mutter Gottes erwählt wurde, deswegen wird sie von uns verehrt. Wenn Gott aber ein Geschöpf erwählt, dann macht er es auch für die Aufgabe, die er ihm zudenkt, geeignet. Und eben das hat Gott getan. Er hat die selige Pforte, die er dem Worte bereitet hat, geheiligt von Anfang an. Alle anderen Menschen kommen mit der Erbsünde auf die Welt, Maria allein wurde ohne Erbsünde empfangen. Vom ersten Augenblick ihres Daseins ist sie von der Erbsünde nun nicht befreit, sondern bewahrt worden. Sie ist auch erlöst, gewiß, aber sie ist die Vorerlöste. Wir sind Erlöste, nachdem wir uns die Erbsünde zugezogen haben; Maria wurde erlöst, indem sie vor der Erbsünde bewahrt blieb. Deswegen bekennen wir sie in der Lauretischen Litanei als die unversehrte Jungfrau. Sie wurde nicht durch den Biß der Schlange versehrt wie wir, und weil sie nicht die Erbsünde und die erbsündige Verfangenheit in sich trug, deswegen hat sie auch keine Sünde begangen. Sie ist die Sündlose. Sie war vollkommen an Tugenden, und sie strahlt im Tugendkleide, und deswegen bekennen wir sie in der Litanei als die unbefleckte Jungfrau. Wir haben zahllose Flecken auf unserer Seele - unsere Schuld, unsere übergroße Schuld. Maria ist unbefleckt, weil ohne Schuld. Wir verehren Maria also deswegen, weil sie das ausgezeichnete Werkzeug Gottes war. Daraus ergibt sich dann eine weitere Folgerung. Wer nämlich vorerlöst ist, der soll auch ganz erlöst sein, und ganz erlöst ist man eben nur, wenn man nach dem Tode nicht nur mit der Seele zu Gott kommt, sondern auch mit dem Leibe. Maria ist mit Leib und Seele in die himmlische Herrlichkeit aufgenommen worden. Sie ist die Vollerlöste, weil sie die Vorerlöste war. Und daraus ergibt sich dann wieder, daß sie im Himmel einen einzigartigen Rang, die erste Stelle hat. Sie ist die Königin des Himmels. Sie ist die Königin der Propheten, die Königin der Apostel, die Königin der Martyrer, die Königin der Bekenner, die Königin der Jungfrauen, die Königin aller Heiligen. „Himmelskönigin“, so singen wir ihr zu, so rufen wir ihr zu, so jubeln wir ihr zu. Sie ist die Königin des Himmels. Deswegen also verehren wir sie, weil sie so ausgezeichnet worden ist wie kein anderes Geschöpf.

Wir verehren sie aber auch deswegen, weil sie am meisten mit ihrer Fürbitte bei Gott vermag. Schon auf Erden hat sie durch ihre Fürbitte bei Jesus manches vermocht; wir denken an die Hochzeit zu Kana. In der Himmelsherrlichkeit setzt sie ihre fürbittende Tätigkeit fort. „Ohne Zweifel“, sagt der heilige Bernhard, „wird ein solcher Sohn einer solchen Mutter nichts versagen.“ Er, der glühende Marienverehrer Bernhard von Clairvaux. „Ohne Zweifel wird ein solcher Sohn einer solchen Mutter nichts versagen.“ Wenn überhaupt etwas von Gott gewährt werden kann, dann gewiß durch die Fürbitte Mariens. Deswegen nennen wir sie die mächtige Jungfrau. Ja, die Heiligen sprechen in ihrer überschwenglichen Verehrung von der Allmacht auf Knien. Wahrhaftig, wenn Gott überhaupt etwas gewährt, dann sicher durch die Hand und auf die Fürbitte seiner heiligen Mutter. Und so hat auch die Christenheit ihr immer wieder die herrlichen Namen gegeben, die ihre Erhörungsgeißheit ausdrücken. „Du Heil der Kranken.“ O, wie viele Kranke haben ihre Zuflucht zu ihr genommen und sind in ihrer Krankheit in irgendeiner Weise durch sie aufgerichtet worden! Nicht jeder, der nach Lourdes fuhr, wurde geheilt; aber ein jeder, der in rechter Gesinnung an diesen Ort gefahren ist, wurde getröstet. „Du Zuflucht der Sünder“, so bekennen wir sie. Wahrhaftig, wer in Sünde gefallen ist, der geht zu dieser Mutter der Barmherzigkeit. Er weiß, sie ist die milde Königin, sie hat Verständnis für ihre Erdenkinder, auch für die schuldbeladenen. Wir hatten im Gymnasium einen harten Lehrer. Er gab

Deutsch, Englisch und Sport. Dieser harte Mann hat niemals ein religiöses Wort in seinen Mund genommen. Aber einmal sprach er von Maria. Er sagte: „Jungs, ich habe in meiner Jugend Maria verehrt, und so bin ich rein durch meine Jugend gegangen.“ Maria ist die Zuflucht der Sünder. Sie ist die Trösterin der Betrübten. „Gedenke, o gütigste Jungfrau, es ist noch nie erhört worden, daß jemand, der zu dir seine Zuflucht genommen, deine Hilfe angerufen, um deine Fürsprache gefleht, von dir sei verlassen worden!“ Wahrhaftig, wer Trost braucht, der soll zu Maria gehen. Und sie ist auch die Hilfe der Christen. Die Christenheit hat immer in ihren Nöten Maria angerufen und um ihre Fürsprache gefleht. Als Rudolf von Habsburg seinen Kampf gegen Ottokar von Böhmen führte, da sangen seine Soldaten in der entscheidenden Schlacht im Jahre 1278: „Maria, laß uns nicht verderben!“ Und als die Türken vor Wien standen im Jahre 1683, da betete die ganze Christenheit den Rosenkranz, und am 12. September 1683 wurde die große Entscheidungsschlacht geschlagen, die die Türken zurückwarf.

Wer Maria anruft, darf auf Heil in der Ewigkeit und auf Tugend in der Gegenwart rechnen. So mancher hat es erfahren, meine lieben Freunde. Der Komponist Max Reger hat sein ganzes Leben den Glauben nicht praktiziert, obwohl er ein katholischer Oberpfälzer war. Aber in der Sterbestunde hatte er das Glück, einen Priester zu finden, dem er eine Lebensbeicht ablegte. Der Priester fragte ihn, wie er zu dieser Gnade komme. Da sagte Max Reger: „Wenn ich auch in meinem Leben den Glauben nicht betätigt habe, so habe ich doch dann und wann ein Ave Maria gesprochen.“ Maria hat ihm die Gnade erbeten, frei von Schuld in die Ewigkeit hinüberzugehen.

So lassen wir uns also, meine lieben Freunde, nicht irremachen in unserer Marienverehrung. Wir können unser Heil nicht besser bergen als in den Händen Mariens. Es ist nicht wahr, wenn man sagt, wir würden dadurch den Ruhm Jesu, die Ehre Gottes verdunkeln. Nein, wir erhöhen ihn! Wer die Mutter Gottes verehrt, der ehrt auch Gott selber. Der Kardinal Dechamps von Brüssel unterhielt sich einmal mit einem protestantischen Engländer. Der Engländer sagte ihm: „Ach, wissen Sie, ich gehe lieber geradewegs zu Christus, dem Herrn.“ Da entgegnete ihm Dechamps: „Ich auch. Aber ich gehe nicht allein, ich gehe mit seiner Mutter. Und wer meinen Sie wird eher erhört, ich oder Sie? Ich, der ich mit seiner Mutter komme, oder Sie, der Sie ohne die Mutter zu ihm gehen?“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (17)

(Über die Pflicht zum Opfer)

02.08.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Im heiligsten Augenblick der heiligen Messe, wenn das unbefleckte Lamm auf dem Altare liegt, um aufgeopfert zu werden, bittet der Priester Gott, dieses Opfer, dieses unser Opfer anzunehmen, so wie er frühere, vorbildhafte Opfer, die in vorbildlicher Gesinnung dargeracht wurden, angenommen hat, das Opfer des Abel, das Opfer des Abraham, das Opfer des Melchisedech. Die höchste Hingabe des Menschen an Gott zeigt sich im Opfer. Seit geraumer Zeit sind wir ja dabei, uns die Pflichten des Menschen gegenüber Gott vor Augen zu führen. Eine dieser Pflichten ist das Opfer. Das Opfer ist eine hohe und unerläßliche Weise, wie wir Gott zu verehren haben.

Unter Opfer verstehen wir das Hingeben eines wertvollen Gegenstandes, um Gott zu ehren. Es wird eine sichtbare Gabe Gott gewidmet, um ihn als den höchsten Herrn Himmels und der Erde anzuerkennen. Man kann das Opfer bestimmen als die Hingabe einer sichtbaren Gabe, die aus dem Eigentum ausgeschieden wird und Gott zur Anerkennung seiner Majestät und Hoheit übergeben wird, indem eine Veränderung, sei es physischer oder übertragener Art, an ihr vorgenommen wird. Wenn dieses Moment der Vernichtung, der Zerstörung in den Begriff des Opfers hineingenommen wird, dann hat das einen guten Grund; denn die Hinopferung soll so geschehen, daß der Mensch das Opfer nicht zurückholen kann. Es muß also etwas gegeben werden, was nun wirklich vom Menschen ausgegliedert ist und Gott geweiht wird, nicht etwas, was er hintenherum wieder in seinen Besitz nehmen will. Deswegen muß man in den Opferbegriff die Veränderung der Opfergabe hineinnehmen, die freilich nicht physisch zu sein braucht, sondern auch im übertragenen Sinne geschehen kann, nämlich in der Aussonderung und Heiligung der Gabe. Opfer wurden zu allen Zeiten der Menschheitsgeschichte dargebracht. Man unterschied blutige und unblutige Opfer. Blutige waren solche, bei denen Blut floß, weil eben Tiere geopfert wurden. Unblutige Opfer sind solche, bei denen kein Blut fließt. Man brachte Garben, Brot, Mehl, Wein dar und schüttete es am Altare aus oder legte es am Altare nieder, damit es dort verbrannt wurde und teilweise auch nach der Aufopferung den Dienern des Heiligtums zur Verfügung stand.

Das Opfern ist eine naturgesetzliche Pflicht. Das sittliche Naturgesetz gebietet dem Menschen zu opfern. Er muß seine innere Hingabe, also die Übergabe des Willens, sichtbar machen, und diese Sichtbarmachung geschieht eben, indem man ein sichtbares Opfer darbringt. Vor allem hat den Menschen immer das Bewußtsein seiner Schuld angetrieben, Opfer darzubringen. Der Mensch wußte und er weiß es heute noch, sofern er nicht verbildet ist, daß er durch seine Schuld den Tod verdient hat. Die schwere Schuld gegen Gott macht ihn zum Schuldner des Todes. Aber da er sich nicht selbst umbringen darf, weil der Selbsttötung das Gebot der Erhaltung des Lebens entgegensteht, so sucht er stellvertretend etwas darzubringen, um die Schuld zu sühnen, um Versöhnung von Gott zu erlangen. Er bringt Opfer dar, und er spricht dabei: So, wie dieses Opfer jetzt auf dem Altare liegt, von mir dargebracht, so liege ich vor dir; sinnbildlich gilt dieses Opfer für mich. Ich bringe dieses Opfer dar, damit du mir verzeihst, damit du mich von meiner Schuld befreiest.

Es waren gewöhnlich vier Motive, die den Menschen zum Opfern bestimmt haben. Das erste habe ich schon genannt, das wichtigste: Versöhnung zu erlangen, von der Schuld befreit zu werden, die Sünde nachgelassen zu bekommen. Dazu treten die Anerkennung Gottes als des höchsten Herrn, als

des Begnadigers und Beseligers, die Bitte um alles, was notwendig und wertvoll ist, das wir von Gott erlangen können, und der Dank für das, was Gott uns gewährt hat. In der Heiligen Schrift lassen sich alle diese verschiedenen Arten des Opfers finden: Lobopfer, Dankopfer, Bittopfer und Sühnopfer. Opfer werden immer nur Gott dargebracht, denn Opfer stellen ja die Ganzhingabe dar; eine Ganzhingabe, ein holocaustum, kann der Mensch nur gegenüber Gott vollziehen. Er kann sich nicht einem Menschen ganz hingeben, sondern restlos sich aufopfern kann der Mensch nur Gott. Opfer, die man einem Menschen darbringen würde, wären ein Mißbrauch, ja eine Verletzung der göttlichen Majestät. Opfer werden immer nur dem höchsten Herrn Himmels und der Erde, dem Herrn über Leben und Tod, dargebracht. Nicht, meine lieben Freunde, als ob Gott sie benötigte; nicht, als ob Gott ihrer bedürfte; nicht, als ob Gott sie brauchte, sondern weil er weiß, daß wir sie nötig haben. Der Mensch kann nicht seinsgerecht leben, wenn er seinen Herrn und Schöpfer nicht durch Opfer anerkennt. Der Mensch kann nicht seinsgerecht leben, wenn er nicht durch Opfer versucht, sich von der Schuld zu befreien. Der Mensch kann nicht seinsgerecht leben, wenn er nicht auch sichtbar, nicht bloß mit dem Herzen, Gott seinen Dank und sein Lob abstattet.

Im Judentum waren die Opfer von Gott angeordnet und gebilligt. Sie dienten dazu, dieses sinnliche Volk von den falschen Opfern der Umgebung abzuhalten und zur rechten Gesinnung vor Gott zu erziehen. So wurden täglich im Tempel Opfer dargebracht, Frühopfer und Abendopfer, jedesmal ein fehlerloses, einjähriges Lamm, dazu Speiseopfer, Brot, Kuchen, Garben, Trankopfer. Es wurde Wein an den Stufen des Altares ausgeschüttet. Zu besonderer Höhe erhoben sich die Opfer an den großen Festen der Juden. Am Osterfest wurde ein fehlerloses Lamm in jeder Familie geopfert zur Erinnerung an den Auszug aus dem Sklavenhaus Ägypten. Am Versöhnungstage geschah eine besonders feierliche Opferzeremonie. Es wurde ein Ziegenbock ausgewählt; der Hohepriester bekannte die Sünden des Volkes und legte dem Tier die Hände aufs Haupt. So sollten gewissermaßen die Sünden des Volkes übertragen werden auf diesen Ziegenbock. Dann wurde er geopfert in der Weise, daß man ihn hinausjagte in die Wüste. Gewiß, das waren kümmerliche Formen und Weisen, wie man um Versöhnung bemüht war, aber immerhin vorbildhafte Formen und Weisen. Und wenn sie in der rechten Gesinnung geübt worden wären, dann hätten sie auch ihre Wirkung gehabt, aber Gott klagt oft bei den Propheten, daß die innere Gesinnung dem äußeren Opfer nicht entspricht. Die Opfer liegen auf dem Altare, das gesteht Gott zu, aber das Herz dieses Volkes, das ist weit davon, da sind sie ihrer Sinnlichkeit, ihrer Unbarmherzigkeit, ihrem Wuchergeist erlegen. Und deswegen waren diese Opfer nicht imstande, sie von der Schuld zu befreien. Sie hatten nur eine Vorbildfunktion für das Opfer, das einmal kommen sollte, das eine, einzige und ein für allemal dargebrachte Opfer des Herrn Jesus Christus.

Von diesen Opfern im eigentlichen Sinne verschieden sind die sogenannten Oblationen. Oblationen sind auch Gaben, die Gott dargebracht werden, sei es unmittelbar oder mittelbar, aber ohne Veränderung. Das unterscheidet sie von den Opfern im eigentlichen Sinne. Man widmet Gott bestimmte Gaben, sei es zum Unterhalt des Kultes oder zur Unterhaltung der Diener des Kultes, und bringt in diesem Sinne Opfergaben dar. Das ist der Grund, meine lieben Freunde, warum auch heute noch in jeder heiligen Messe der Opfergang stattfindet. Er ist nicht bloß eine lästige Unterbrechung der Andacht; er ist auch nicht nur eine Sammlung für gute Zwecke. Nein, er soll ein sichtbarer Anteil am Opfergeschehen sein. Wir legen unser Scherflein in das Körbchen, damit unser Opfer vor Gott nicht bloß mit dem Herzen, sondern auch mit der Tat und mit der Wahrheit dargebracht werde. Ein Opfer ist auch das Meßstipendium. Es wird von den Gläubigen für eine Messe ein bestimmter Geldbetrag gegeben, nicht um die Messe zu kaufen - sie ist unverkäuflich, nicht um das Meßopfer zu bezahlen - es ist unbezahlbar. Nein, das Meßstipendium wird gegeben als Beitrag für das Opfer, als ein sichtbarer Anteil an der Opferdarbringung, und der Stipendiengeber kann mit Recht erwarten, daß ihm aufgrund dieses Opfers von Gott ein besonderer Segen zuteil wird. Das sind die Oblationen, die wir nicht geringschätzen wollen, weil sie nach Gottes Willen so angeordnet sind und weil sie den Menschen großen Nutzen bringen. In einem noch weiteren Sinne kann man als Opfer alle Tugendakte bezeichnen, die um Gottes willen geleistet werden. Alle Akte der Buße, der Demut, der Enthaltensamkeit sind in diesem Sinne Opfer. Alles, was dem Menschen schwerfällt und was er tut um Gottes willen, das kann man ein Opfer im uneigentlichen Sinne nennen. Der Vater des Bergmannes, der in Lassing aus dem Bergwerk gerettet wurde, hat eine Fußwallfahrt nach Mariazell versprochen. Gewiß ein Opfer für den

alten Herrn, aber ein Gott wohlgefälliges Opfer. Er will damit seine Dankbarkeit bezeigen, daß sein Sohn aus dem Inferno gerettet wurde.

Diese letzteren Opfer sollten uns sehr angelegen sein. Der Mensch hat ja ein dreifaches Gut, das Gut der Seele, das Gut des Leibes und seinen Besitz. Und alle drei kann er zum Gegenstand des Opfers in diesem Sinne machen. Er kann seine Seele hingeben im Gebet, in der Aufopferung, vor allem in der Aufopferung der heiligen Messe. Hier sollen wir ja mit Christus uns dem Vater im Himmel darbringen, und das ist ein Opferakt, der für die würdige und fruchtbare Teilnahme an der heiligen Messe unerläßlich ist. Wer sich in der Messe nicht opfern will, der hat ihren Sinn und Zweck verfehlt. Wir müssen uns mit Christus und in Christus dem Vater zum Opfer darbringen, indem wir ihm sagen: So, wie jetzt das Opferlamm auf dem Altare liegt, so liege ich vor dir, mein Gott, ergeben in deinen Willen, entschlossen, deine Herrlichkeit durch mein Leben, durch mein Leiden, durch mein Sterben zu verherrlichen. Dann hat der Mensch das Gut des Leibes. Auch das kann er zum Opfer bringen, eben durch Taten der Tugend, durch Enthaltbarkeit, durch Hilfsdienste, die er leistet, durch Martyrium. Wenn er dieses erleidet, gibt er sein Leben wahrhaft Gott hin. Das Martyrium ist die Aufopferung des Leibes zur Ehre Gottes und im Dienste seiner Herrlichkeit. Und schließlich kann der Mensch auch seinen Besitz hingeben, und wir sollten da nicht knickerig und kleinlich sein. „Ich kann mir alles leisten“, so sagen heute viele Menschen. Ja natürlich, du kannst dir alles leisten, aber du sollst dir nicht alles leisten. „Ich will mit meinem Besitz Gott ehren“ - das wäre die rechte Alternative dazu. „Ich will mit dem, was mir Gott hat zukommen lassen, seine Sache befördern.“ „Ich will mit dem Hab und Gut, das mir eigen ist, Gott als höchsten Herrn, Begnadiger und Beseliger ehren.“

Es ist doch immer so, meine lieben Freunde, daß man mit dem am meisten verwächst, dem man am meisten opfert. Und es zeigt sich auch die Liebe zu einem Gegenstand, zu einer Person, zuoberst natürlich zu Gott in dem, was wir fähig sind, für ihn zu opfern. Das Opfer ist der Ausdruck der Liebe. Wer viel opfern kann, der zeigt, daß er viel Liebe hat. Der heilige Paulus ermahnt uns im Römerbrief: „Bringt euren Leib als ein heiliges, unbeflecktes, Gott wohlgefälliges Opfer Gott dar!“ Verherrlicht Gott mit eurem Leibe, indem ihr euren Leib, eure Handlungen und Betätigungen, eure Gesinnungen und eure Werke zum heiligen Opfer für Gott macht!

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (18)

(Über Wert und Bedeutung des Gelübdes)

09.08.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn man die Menschen fragt, wie sie sich die Gottesverehrung denken, dann kommen bescheidene Antworten. Die meisten wissen nichts anderes zu sagen als: „Nun ja, man muß eben beten!“ Die anderen werden noch hinzufügen: „Man muß die heilige Messe besuchen“, vielleicht auch: „Man muß die Sakramente empfangen.“ Aber damit ist bei den meisten Menschen schon Schluß. Sie wissen keine anderen Formen der Gottesverehrung anzugeben. Doch ist die Gottesverehrung viel reicher, als die angegebenen Antworten verraten.

Eine Weise der Gottesverehrung, die freilich relativ selten ist, geschieht durch das Geloben. Das Gelübde ist eine Form der Gottesverehrung. Was versteht man unter einem Gelübde? Ein Gelübde ist ein Gott gemachtes Versprechen, das mit Überlegung und Freiheit abgelegt wird und etwas sittlich Mögliches und sittlich Gutes zum Gegenstand hat. Ein Gelübde ist also ein Versprechen. Ein Versprechen unterscheidet sich vom Vorsatz. Der Vorsatz ist eine Entscheidung, die der einzelne für sich selbst trifft. Das Gelübde dagegen oder das Versprechen wird einem anderen gemacht; das Versprechen geht auf einen anderen, hier auf Gott. Das Versprechen setzt den Vorsatz voraus, aber es fällt nicht mit dem Vorsatz zusammen. Gott kann man natürlich nur etwas sittlich Wertvolles versprechen; etwas Minderwertiges oder Gleichgültiges kann man Gott nicht anbieten. Das Versprechen wird Gott gemacht, um ihn zu ehren. Das Gelübde gilt der Gottesverehrung. Es soll ihm etwas geweiht, es soll ihm etwas geschenkt werden; deswegen ist das Gelübde auch aufgrund der Tugend der Gottesverehrung zu erfüllen. Wir Priester und Beichtväter werden manchmal von Menschen, die unsicher sind, gefragt, ob sie ein Gelübde abgelegt haben oder nicht. Die Unterscheidung ist relativ einfach. Man braucht nur zu fragen: Hast du es dir allein vorgenommen, oder hast du es Gott versprochen? Nur im zweiten Falle liegt ein Gelübde vor.

Es gibt viele Arten von Gelübden, an erster Stelle die unbedingten und die bedingten. Unbedingt ist ein Gelübde, wenn man keine Einschränkung beifügt. Ein Beispiel: Im Jahre 1580 legte der zwölfjährige Aloysius von Gonzaga in der Marienkirche zu Florenz das Gelübde ständiger Jungfräulichkeit ab; das war ein unbedingtes Gelübde. Die meisten Gelübde sind bedingt. Als der König Ludwig IX. von Frankreich schwer krank war, gelobte er im Falle der Genesung einen Kreuzzug, und er hat ihn durchgeführt im Jahre 1248. Der König Ludwig I. von Ungarn gelobte, eine Kirche in Mariazell zu bauen, wenn er im Kampfe gegen die Türken siegreich bliebe. Er hat sie gebaut, und noch heute wallfahrten die Steiermärker nach Mariazell. Das sind Gelübde aus der Vergangenheit. Aber sie kommen auch in der Gegenwart vor. Dieser Tage verlor ein Mann aus Bingen-Dromersheim seine Schlüssel. Dieser fromme Mann gelobte eine Fußwallfahrt nach Marienthal, wenn er die Schlüssel wiederfände. Er fand sie wieder, und er machte die Fußwallfahrt nach Marienthal. Wir unterscheiden sodann persönliche und sachliche Gelübde. Persönliche sind solche, die auf dem freien Willen beruhen und eine Leistung, eine persönliche Leistung des Gelobenden zum Gegenstand haben. Eine persönliche Gelübdeleistung war z.B. die Wallfahrt dieses Mannes nach Marienthal. Ein sachliches Gelübde liegt vor, wenn man Gott einen sachlichen Wert verspricht. Nehmen wir etwa an, es verspricht jemand einen großen Teppich für den Altar zu kaufen im Falle, daß ihm eine bestimmte Unternehmung gelingt. Das ist ein sachliches Gelübde. Weiter unterscheiden wir amtliche und private Gelübde. Amtliche sind solche, die vor der Kirche abgelegt werden und von einem Vertreter der Kirche entgegenge-

nommen werden. Amtliche Gelübde legen die Ordensleute ab; es sind die Gelübde der Armut, der Enthaltbarkeit und des Gehorsams. Alle anderen Gelübde sind private Gelübde. Auch wenn dabei ein Priester beteiligt ist, werden sie nicht zu den amtlichen Gelübden gezählt.

Die Begründung der Gelübde liegt im Folgenden. Einmal wird durch das Gelübde ein sittlich wertvoller Akt noch wertvoller gemacht, weil ich mich verpflichte, ihn zur Verehrung Gottes zu verrichten. Sittlich gebotene Akte sind ja schon aufgrund des Gebotes zu erfüllen; aber wenn ich jetzt zusätzlich ein Gelübde mache, dann erfülle ich diesen sittlich wertvollen Akt auch noch aufgrund der Tugend der Gottesverehrung. Was schon sittlich wertvoll war, wird dadurch noch wertvoller. Sodann wird durch ein Gelübde ein sittlich wertvoller Akt nicht nur auf Gott bezogen, sondern es wird die ganze sittliche Potenz Gott geweiht. Ich beschränke mich beim Gelübde ja nicht auf den Akt, sondern ich nehme mir vor, meinen Willen in eine bestimmte Richtung zu lenken, vor allem, wenn das Gelübde einen Zug in der Zeit hat. Die Ordensgelübde besagen eben, daß der Mensch sein ganzes Leben lang arm, keusch und gehorsam leben will. Er weiht nicht nur den einzelnen Akt, er weiht sein ganzes Willensvermögen, und darin liegt wiederum eine vollkommener Unterwerfung unter Gott. Wer gelobt, unterwirft sich Gott in vollkommener Weise als derjenige, der nicht gelobt. Ursprünglich wurden Gelübde nur hinsichtlich von Handlungen abgelegt, die nicht geboten waren. Der Gegenstand des Gelübdes war also das Supererogatorische, das, was man nicht tun mußte, sondern was nur geraten oder empfohlen war, was man tun konnte. Aber seit dem Mittelalter hat sich eine Wende vollzogen, nämlich man hat auch das Gebotene als möglichen Gegenstand des Gelübdes angesehen. Ein supererogatorischer Gegenstand ist meinerwegen, wenn ich das Gelübde mache, täglich den Rosenkranz zu beten. Niemand ist verpflichtet, täglich den Rosenkranz zu beten. Ich tue es aus freiem Willen, aus freien Stücken; ich tue es, um Gott damit zu ehren, daß ich mich freiwillig verpflichte, dieses Gebet jeden Tag zu verrichten. Ein Priester ist durch ein Gesetz zur völligen geschlechtlichen Enthaltbarkeit verpflichtet. Dieses Gesetz nennen wir den Zölibat. Er kann sich aber außerdem, obwohl ihm das geboten ist, noch freiwillig dazu verbindlich machen, indem er ein Gelübde ablegt. Er kann das Gesetz gleichsam verstärken, indem er gelobt, das, was ihm kraft Gesetzes auferlegt ist, auch mit seinem freien Willen und aus freien Stücken zu erfüllen. Es besteht die Möglichkeit, gebotene Handlungen durch Gelübde auf ein höheres Niveau zu führen.

Gelübde müssen überlegt und freiwillig abgelegt werden. Man muß erkennen, worum es geht, und man muß frei sein bei der Gelübdeablegung; erzwungene Gelübde wären ungültig. Man kann sich durch Gelübde immer nur selbst verpflichten. Eltern können nicht ihre Kinder verpflichten. Wenn eine Mutter das Gelübde macht, ihr Sohn solle Priester werden, so ist dieses Gelübde, was den Sohn betrifft, unverbindlich. Die Mutter kann ihren Sohn nicht verpflichten, Priester zu werden; es muß seine eigene Entscheidung sein. Freilich wird bei sachlichen Gelübden angenommen, daß die Verpflichtung auf jene übergeht, welche die Sachwerte von einem anderen erben. Wenn also ein Gelobender stirbt, und er hätte sein Gelübde, ein großes Geschenk zu machen, noch nicht erfüllt, dann wären die Erben verpflichtet, aus der Erbmasse den Betrag auszuscheiden und ihn zu benutzen, um das Gelübde zu erfüllen.

Der einzelne kann sich nur selbst verpflichten, aber eine Gemeinschaft kann sich als solche binden. Eine Gemeinschaft kann sich als moralische Persönlichkeit, als juristische Person binden, und dann sind auch alle, die zu dieser Gemeinschaft gehören, mitgebunden. Das wird wohl anzunehmen sein bei dem Gelübde, das die Bewohner von Oberammergau im Jahre 1633 abgelegt haben. Damals wütete die Pest an dem Orte, und die frommen Einwohner gelobten, künftig alle zehn Jahre das Spiel vom Leiden und Sterben des Heilandes aufzuführen, wenn die Pest vorüberginge. Als das Gelübde feierlich abgelegt war, ist kein einziger Oberammergauer mehr gestorben. Man wird annehmen müssen, daß dieser Gelübde die Gemeinschaft bindet und auf die nachfolgenden Generationen übergegangen ist.

Man soll ein Gelübde nur ablegen nach Beratung mit einem Priester, einem Beichtvater. Man soll es zunächst probeweise ablegen und auf bestimmte Zeit, und erst wenn sich die Gelübdebindung bewährt hat, dann soll man es für immer und unbeschränkt ablegen. Es können Umstände eintreten, die verbieten, ein Gelübde abzulegen. Kinder können kein Gelübde ablegen, welches die elterliche Gewalt beschränkt; hier geht die elterliche Gewalt vor. Man muß über den Gegenstand des Gelübdes Verfü-

gungsmacht haben, und die Verfügungsmacht der Kinder ist beschränkt, nämlich durch die elterliche Gewalt.

Gelübde muß man erfüllen, und zwar aus einer doppelten Verpflichtung, einmal aus der Verpflichtung der Gottesverehrung und zum anderen aus der Verpflichtung der Treue. Wir haben uns ja aufgrund der Tugend der Gottesverehrung verpflichtet, etwas zu tun. Wir haben ein Versprechen abgegeben, das wirksam sein sollte zur Ehre Gottes. Also muß ich es auch zur Ehre Gottes erfüllen, und ich mindere seine Ehre, wenn ich es an der Erfüllung fehlen lasse. Ich bin aber auch verpflichtet, das Gelübde zu erfüllen aufgrund der Treue. Was man versprochen hat, muß man halten. Die Tugend, die dieses fordert, nennt man die Treue. Die Treue verlangt, daß wir zu dem Gelübde stehen, das wir gemacht haben. Im Alten Testament ist wiederholt von Gelübden die Rede. Die greise Anna gelobte, den Samuel dem Dienste Gottes zu weihen, wenn ihr noch ein Kind beschert sein würde. Sie bekam einen Sohn, den Samuel, und er wurde Gott geweiht. Auch im Neuen Testament ist von Gelübden die Rede. Paulus legte wiederholt Gelübde ab, die Nasiräatsgelübde. Sie bestanden darin, daß man auf bestimmte Speisen und Getränke wie Wein verzichtete und sich das Haupthaar wachsen ließ, bis ein bestimmtes Ziel erreicht war.

Nicht immer können Gelübde erfüllt werden. Ein Gelübde erlischt, wenn die Zeit abgelaufen ist, für die es gemacht ist. Wenn ich mich verpflichte, für ein Jahr lang jeden Monat 10 Prozent meines Gehaltes den Notleidenden zu spenden, dann ist das Gelübde erfüllt, wenn die Zeit vorüber ist. Gelübde hören aber auch auf, wenn es moralisch unmöglich ist, sie zu erfüllen, wenn also die Kraft nicht ausreicht, um dem Gelübde nachzukommen. Ich habe folgenden Fall erlebt. Eine Dame erlebte einen Autounfall. Sie war in dem Auto eingeklemmt und kam nicht heraus. In dieser Not machte sie das Gelübde, sie werde jeden Tag ihres künftigen Lebens die heilige Messe besuchen, wenn sie aus dieser mißlichen Lage befreit werde. Sie wurde befreit, und sie begann, ihr Gelübde zu erfüllen. Aber es stellte sich heraus, daß ihre physischen Kräfte nicht ausreichten. Es war zu viel, einen Beruf auszuüben, einen anstrengenden Beruf auszuüben und täglich die heilige Messe zu besuchen. Es war, wie man sagt, moralisch unmöglich, daß sie diese Gelübdebindung auf die Dauer beobachtete. Ein Gelübde entfällt auch, wenn der Hauptzweck des Gelübdes wegfällt oder die sittliche Gutheit aufhört. Wenn ein reicher Onkel seinem Neffen versprochen hat, er werde ihm zur Gottesverehrung das Studium ermöglichen, und wenn er das als ein Gelübde aufgefaßt hat, aber jetzt sich herausstellt, daß der arme Neffe durch eine große Erbschaft ein reicher Mann geworden ist, dann entfällt der Hauptzweck des Gelübdes, nämlich dem armen Neffen das Studium zu ermöglichen. Es kann auch die sittliche Gutheit des Gelübdes wegfallen. Wenn jemand gelobt hat, einen beträchtlichen Teil seines Einkommens den Notleidenden zu spenden, wenn sich aber jetzt herausstellt, daß seine nächsten Angehörigen dringend seiner Hilfe bedürfen, dann zisiert das Gelübde, dann muß er erst seinen Angehörigen helfen, und dann erst darf er weiter entfernten Menschen mit seinem Vermögen zu Hilfe kommen. Auch die persönlichen Lebensumstände können sich so ändern, daß die Gelübdebindung fraglich wird. Vor mehreren Jahrzehnten lernte ich in einem Franziskanerkloster einen Franziskanerbruder kennen. Er stammte aus meiner Heimat, und wir kamen ins Gespräch. Er sagte mir, daß er um Entbindung von seinen Gelübden eingegeben habe. Er hatte also den Papst gebeten, er möge ihn von seinen Gelübden der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams als Franziskanerbruder entbinden. Wie kam er zu diesem Antrag? Nun, er war viele Jahre als Soldat im Kriege gewesen, und das sind natürlich Umstände, mit denen ein Klosterangehöriger an sich nicht zu rechnen brauchte; das waren ungewöhnliche Umstände, das waren Verhältnisse, die ihm, so muß man wohl sagen, den Klosterberuf geraubt haben. Und der Heilige Vater hat die Sache so gesehen und ihn von seinen Gelübden entbunden. Der Franziskanerbruder war in Lebensumstände geraten, die bei der Gelübdeablegung nicht vorhersehbar waren und die nachher zu einer solchen Persönlichkeitsveränderung führten, daß ihm das Verbleiben im Kloster nicht mehr zumutbar war.

Gelübde sind eine Weise der Gottesverehrung. Wenn wir geloben, wollen wir damit Gott ehren, wollen wir ihm nicht nur die Früchte, sondern auch die Wurzeln des Baumes schenken. Was wir gelobt haben, das müssen wir aber auch erfüllen. Wir sollen nicht geloben, wenn wir nicht die Kraft in uns verspüren, das Gelobte einzuhalten. Hast du gelobt, dann erfülle, was du gelobt hast! Besser ist es, nicht geloben als geloben und nicht erfüllen. Amen.

Prof. Dr. Georg May

Mit Leib und Seele im Himmel

15.08.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, zur Feier der Aufnahme Mariens in den Himmel Versammelt!

Unser Glaube sagt uns, daß der Mensch, wenn sein Leib stirbt, nicht untergeht. Es gibt im Menschen ein geistiges Prinzip, das unteilbar und unvergänglich ist; wir nennen es Seele. Wenn wir die Leiber unserer Angehörigen in die Erde senken, so wissen wir: Es bleibt etwas; es bleibt das Entscheidende. „Was wir bergen in den Särgen, ist der Erde Kleid. Was wir lieben, ist geblieben, bleibt in Ewigkeit!“ Es gibt eine unsterbliche Seele.

Aber das ist nicht der Inhalt des heutigen Festes. Maria hat selbstverständlich auch ihre Seele in die Herrlichkeit Gottes eingebracht wie andere Menschen, aber darüber hinaus ist mit ihr etwas geschehen, was keinem sonstigen Menschen widerfahren ist: Sie wurde auch leiblich in die Herrlichkeit des Himmels aufgenommen.

Die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel ist nur zu verstehen, wenn man sie im Anschluß an die Auferstehung Jesu begreift. Jesus wurde lebendig gemacht, und zwar seinem Leibe nach. Wir glauben an die leibliche Auferstehung Jesu. Der tote, entseelte Leib des Herrn wurde am dritten Tage durch die Macht Gottes lebendig gemacht, verklärt und in die Herrlichkeit des Vaters geführt. Ähnliches ist mit Maria geschehen. Auch ihr Leib ist mit der Seele in die Herrlichkeit Gottes aufgenommen worden. Warum ist es an ihr und nur an ihr geschehen? Warum geschieht es nicht an uns, auch an uns? Der Grund für die einzigartige Auszeichnung Mariens ist ihre Verbundenheit mit Gott und ihrem Sohne. Weil sie voll der Gnade ist, weil sie die Mutter Gottes ist, weil sie die Vollerlöste ist, deswegen durfte ihr Leib die Verwesung nicht schauen. Wer ganz erlöst ist, dem muß auch der Leib erlöst sein. Natürlich hat nicht ein irdischer Leib die himmlische Herrlichkeit erlangt, sondern ein verklärter, ein verwandelter, ein lichthell durchwirkter Leib. Maria ist die Ganzerlöste und die Vollerlöste und deswegen mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen. Sie zeigt an, was uns bevorsteht. Wir dürfen den Glaubensartikel von der Auferstehung des Fleisches nicht unter den Tisch fallen lassen. Er mag der zeitgenössischen Kritik so bequem oder unbequem sein wie immer. Die Auferstehung des Fleisches ist ein Glaubensartikel, der nicht aus dem Credo entfernt werden darf. Aber für uns steht die Auferstehung des Leibes noch aus. Sie wird geschehen am Ende der Tage, dann, wenn der Herr alle aus den Gräbern rufen wird. Dann werden auch wir, deren Seele - hoffentlich - im Himmel ist, mit einem verklärten Leibe bekleidet werden; dann sind auch wir ganz erlöst. Was Maria jetzt geschehen ist, das soll uns einst widerfahren.

Gegen diesen Inhalt des heutigen Festes erheben sich zwei Einwürfe. Der erste lautet: Wo steht das in der Heiligen Schrift? Die Antwort: Nirgends. Es steht nicht in der Heiligen Schrift. Aber wie können wir dann daran glauben? Weil der katholische Christ seine Wahrheit nicht nur aus der Heiligen Schrift bezieht, sondern auch aus der göttlichen Tradition. Wir müssen die alte Wahrheit wieder zum Leben erwecken, daß uns die Offenbarung durch zwei Quellen zukommt, nämlich durch Schrift und Tradition, durch das geschriebene Wort Gottes und durch das mündliche Wort Gottes. Die Tradition bewahrt uns die Wahrheit von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel auf. Es ist keine katholische Frage, zu fragen: Wo steht das in der Heiligen Schrift? Katholisch würde die Frage, richtig gestellt, heißen: Wo ist es in dem lebendigen Lehrwort der Kirche bezeugt? Und das lebendige Lehrwort der Kirche umfaßt eben Schrift und Tradition. Ich verstehe die provokatorische Frage: Wo steht das in der Heiligen Schrift? auch deswegen nicht, weil ich bedenke, daß dieselben, die diese Frage stellen, viele Ereignisse, die in der Heiligen Schrift bezeugt sind, unter den Tisch

fallen lassen. Dieselben Leute, die uns vor die Heilige Schrift, vor den Richterstuhl der Heiligen Schrift fordern, dieselben Leute leugnen die leibhafte Auferstehung Jesu, leugnen seinen Seewandel, leugnen die wunderbare Brotvermehrung. Ja, was hätte es denn für sie einen Sinn, wenn die leibliche Aufnahme Mariens in der Heiligen Schrift bezeugt wäre? Sie würden das genauso als Mythos, als Legende, als Gemeindebildung ausgeben wie alles andere auch. Also laßt doch diese provokatorische Frage: Wo steht das in der Heiligen Schrift?! Es ist in der geistgeleiteten Kirche als ständiges Lehrwort enthalten, und das genügt.

Freilich gibt es in der Heiligen Schrift Stützen für diese Wahrheit, eben die Auferstehung Jesu, die leibhafte Auferstehung Jesu, eben die Berufung zur allgemeinen Auferstehung am Ende der Tage, eben die Auszeichnung Mariens. „Selig werden mich preisen alle Geschlechter!“ Ja, warum denn? Weil ihre Würde alle anderen überragt, weil ihre Auszeichnung so groß ist, daß sie keinem anderen zukommt.

Der zweite Einwand geht davon aus, daß durch die Aufnahme Mariens in den Himmel die Einzigartigkeit Christi verdunkelt werde. Man sagt: Christus allein ist doch auferstanden von den Toten. Wie könnt ihr da noch seine Mutter als leibhaft Verherrlichte bekennen? Die Auferstehung Jesu von den Toten und die Aufnahme Mariens in den Himmel unterscheiden sich in drei wesentlichen Punkten. Wir stellen Maria nicht Jesus gleich, nein, wir unterscheiden in drei Punkten die Aufnahme Mariens in den Himmel von der Auferstehung Jesu; erstens schon wörtlich. Wir sprechen von der *Ascensio* Jesu, also vom Aufstieg Jesu, und wir sprechen von der *Assumptio* Mariä, von der Aufnahme. Das heißt: Jesus ist durch eigene Kraft in den Himmel aufgefahren, Maria wurde durch die Macht Gottes in den Himmel aufgenommen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen Auffahrt und Aufnahme.

Der zweite Unterschied besteht darin, daß Jesus zur Herrlichkeit an der Seite des Vaters (*ad dexteram Dei*) erhoben wurde. Jesus sitzt zur Rechten des Vaters. Seine Himmelfahrt war eine Thronerhebung, und zwar auf den Thron des himmlischen Vaters. Maria ist dagegen nicht an die Seite Gottes gesetzt worden, sondern in die Gemeinschaft der Erlösten aufgenommen worden, allerdings als deren Königin. Sie wurde nicht *ad dexteram patris* erhoben, nicht zur Rechten des Vaters, sondern als eine Erlöste, freilich als die erste unter allen Erlösten von Gott in die Herrlichkeit berufen. Das ist der zweite Unterschied.

Der dritte Unterschied besteht darin, daß die Auffahrt Jesu in den Himmel sich öffentlich vor den Augen der Zeugen vollzog. Die Jünger haben gesehen, wie eine lichte Wolke den Herrn umhüllte, und er in die Herrlichkeit des Vaters aufgenommen wurde. Anders bei Maria. Es gibt keine Zeugen. Es gibt keinen Zeugen, der die Aufnahme Mariens in den Himmel beobachtet hätte. In geheimnisvoller Weise, in unsichtbarer Weise hat Gott ihren Leib in seine Herrlichkeit aufgenommen. Das ist ein wesentlicher Unterschied zu der Auffahrt Jesu in den Himmel.

Also: Wenn wir heute das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel feiern, dann verdunkeln wir nicht die Ehre unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. Er ist als erster, nein, als einziger durch eigene Kraft aus den Toten erstanden und in den Himmel eingegangen. Maria wurde durch die Macht des himmlischen Vaters in den Himmel aufgenommen. Wir wollen uns weder durch eine falsche Berufung auf die Heilige Schrift noch durch den Vorwurf einer angeblichen Minderung der Herrlichkeit Jesu an unserer Marienverehrung irremachen lassen. Wir wollen uns nicht irremachen lassen an der Feier ihrer Aufnahme in den Himmel.

Als der Bischof Ketteler in Mainz seinen Dienst antrat, war eine seiner ersten Amtshandlungen, daß er die Erzbruderschaft von der Muttergottes, von der unbefleckten Muttergottes einführte. Er wußte: Ich muß mein Werk unter den Segen Mariens stellen. Und das soll auch die Aufforderung sein, die für uns von diesem Feste ausgeht: Wir wollen unser Werk unter die mütterliche Hand Mariens bergen. Wir wollen zu ihr rufen und flehen. Wir wollen ihr sagen: Zu dir, du Königin der Barmherzigkeit, geht unser Rufen und geht unser Sehnen, geht unser Flehen, geht unser unstillbares Weinen. Und wir wissen, daß wir in deiner Hand geborgen sind, jetzt und in alle Ewigkeit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen Gott (19)

(Über Götzendienst und Aberglaube)

16.08.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen!“ Das war der Ausgangspunkt vor fünfzehn Sonntagen, als wir begannen, über die Pflichten gegen Gott nachzudenken. Das erste Gebot gebietet uns, Gott anzubeten und ihm zu dienen. Der Mensch kann sich gegen diese oberste Pflicht verfehlen. Das geschieht durch Götzendienst und Aberglaube. Der Götzendienst wird als Abgötterei bezeichnet und der Aberglaube als falsche Verehrung Gottes. Die deutsche Silbe „Ab-“ oder „Aber-“ bedeutet das Gegenteil vom Richtigen. Abgötterei ist eben falsche Gottesverehrung; Aberglaube ist falscher Glaube. Das soll der Gegenstand unserer heutigen Überlegungen sein, nämlich über Götzendienst und Aberglaube nachzudenken. An erster Stelle der Götzendienst.

Der Götzendienst ist die ausdrückliche Verehrung von Geschöpfen an Gottes Stelle. Abgötterei betreibt, wer an die Stelle Gottes ein Geschöpf setzt. Zum Götzendienst kommt es, wenn man vom wahren Gott abfällt und sich falschen Göttern zuwendet. Der Mensch muß nämlich anbeten. Entweder er betet den wahren Gott an, oder er betet falsche Götter an. Die numinose Tiefe im Menschen drängt ihn zur Anbetung. Er hat also nur die Wahl zwischen der rechten und der unrechten Anbetung. Zur Abgötterei kommt es, wenn der Mensch in Leidenschaft versinkt, wenn er die Begebnisse des Lebens, Tod und Leiden falsch deutet. Der Apostel Paulus beschreibt den Zusammenhang zwischen Abgötterei und sittlicher Entartung im Römerbrief. „Was man von Gott erkennen kann, ist ihnen offenbar. Gott selbst hat es ihnen geoffenbart. Sein unsichtbares Wesen, seine ewige Macht und Göttlichkeit sind seit Erschaffung der Welt durch das Licht der Vernunft an seinen Werken zu erkennen. Deshalb sind sie nicht zu entschuldigen. Denn obwohl sie Gott erkannten, haben sie Gott nicht als Gott geehrt noch ihm gedankt, sondern wurden töricht in ihren Gedanken, und ihr unverständiges Herz wurde verfinstert. Die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes vertauschten sie mit dem Bilde von vergänglichen Menschen, Vögeln, vierfüßigen Tieren und kriechenden Tieren. Darum überließ sie Gott den Gelüsten ihres Herzens, der Unreinigkeit, so daß sie ihre eigenen Leiber entehrten. Den wahren Gott haben sie mit falschen Götzen vertauscht und die Geschöpfe verehrt und angebetet anstatt des Schöpfers, der gepriesen sei in Ewigkeit. Darum überließ sie Gott schändlichen Leidenschaften. Ihre Weiber vertauschten den natürlichen Verkehr mit dem widernatürlichen. Ebenso verließen auch die Männer den natürlichen Umgang mit der Frau und entbrannten in wilder Gier gegeneinander, verübten Schamloses miteinander und empfingen den gebührenden Lohn ihrer Verirrung.“

Die Götter sind vielfältig. Viele Völker haben Tiere zu Göttern erhoben. Wir wissen, daß das jüdische Volk in der Wüste ein goldenes Kalb anbetete. In Ägypten wurden Schlangen oder Krokodile als göttliche Wesen betrachtet. In einem Tempel lebte ein Stier, der Apis. Er war schwarz und hatte einen weißen Fleck auf seiner Stirn; er wurde als ein heiliges Tier, also ein göttliches Tier verehrt. Die Römer und die Griechen schrieben ihren Göttern alle Schändlichkeiten zu. Sie erhoben den Merkur zu ihrem Gott; er war der Gott der Betrüger. Sie erhoben Bacchus zu ihrem Gott; er war der Gott der Trunkenbolde. So haben die Menschen in der Verkehrung ihres Sinnes den wahren Gott mit Götzen vertauscht, haben das schwerste aller Verbrechen verübt, nämlich das erste Gebot unbeachtet zu lassen, und darum sind sie dann auch in schändliche Leidenschaften verfallen.

So töricht, meinen wir, sind wir heute nicht mehr. Wir beten kein geschnitztes oder gegossenes Bild an. Wir verehren nicht Tiere oder irgendwelche Geschöpfe in ihrer göttlichen Tiefe. Nein, die Götzen der modernen Zeit heißen anders. Sie heißen Mensch oder Staat oder Rasse oder Nation; sie heißen Sinnlichkeit, Leidenschaft, Genuß, Geschlechtlichkeit, Geld. Das sind die Götzen unserer Zeit. Der Geizige verehrt das Geld als seinen Gott, der Hoffärtige die Ehre, der Unmäßige den Bauch und der Unkeusche den Körper. Schon im 4. Jahrhundert hat der heilige Chrysostomus auf diesen Zusammenhang hingewiesen: „Du sagst, du bringest deinen Göttern keine Schlachtopfer dar. O, du tust es noch viel schlimmer, du schlachtest deine eigene Seele. Du sagst, du beugest deine Knie nicht vor diesen Göttern. O, du neigst dich noch viel tiefer und tust alles, was die Götzen Bauch, Geld und Sinnlichkeit dir gebieten.“ So ist es. Der Mensch verehrt, wenn er den wahren Gott preisgegeben hat, Götzen. Man darf nicht auf die Namen schauen, man muß auf die Sache schauen. Wer immer etwas Geschöpfliches so verehrt, wie man nur Gott verehren kann, der ist ein Götzendiener.

Die Weise des Aberglaubens ist eine vielfältige. An erster Stelle ist vom Aberglauben betroffen der Versuch, Geheimes und Zukünftiges zu erforschen, und zwar durch Mittel, die dazu nicht geeignet sind. Viele Menschen nehmen ihre Zuflucht zur Wahrsagerei. Sie wollen geheime und zukünftige Dinge durch Mittel erkennen, die dafür nicht geeignet sind. Manche bedienen sich dazu des Horoskopes. Sie schauen auf die Zeitungsblätter, die ihnen die Umstände der Sternkonstellation mitteilen, und meinen, dadurch sei ihr Schicksal bestimmt. Aber die Sterne sind um des Menschen willen geschaffen worden und nicht der Mensch um der Sterne willen. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“, heißt es bei Schiller. Die Sterne sind Geschöpfe Gottes und vermögen uns über unser Schicksal nichts auszusagen. Im Mittelalter versuchte man, durch Gottesurteile den Willen Gottes zu erforschen. Man ließ beispielsweise einen Verdächtigen gebunden an einem Strick ins Wasser hinab, und wenn er unterging, dann galt er als unschuldig; oder man ließ jemand über neun glühend gemachte Pflugscharen laufen, und wenn er sich dabei nicht versengte, war er unschuldig; wenn er sich versengte oder jedenfalls wenn er danach eiternde Wunden hatte, dann galt er als schuldig. Das sind Verirrungen. Gott läßt sich nicht zwingen. Das Vertrauen auf Gott ist berechtigt, aber nicht ein irrationales Vertrauen, nicht ein irrationales Vertrauen, nicht ein Vertrauen, das Gott zu bestimmten Handlungen veranlassen will.

Eng damit verwandt ist die Versuchung Gottes. Man versucht Gott, wenn man eine seiner Eigenschaften oder seine Macht erproben will. Man versucht Gott, wenn man sich mutwillig einer Gefahr aussetzt und meint, Gott werde einen schon aus dieser Gefahr retten. Das ist ein Mißbrauch des Vertrauens auf Gott und eine verwerfliche Verhaltensweise, die Gott nicht ehrt, sondern entehrt.

Neben der Wahrsagerei gibt es die Zauberei. Die Zauberei ist der Versuch, durch überirdische Wesen äußere Wirkungen, vor allem schädlicher Art, zu erlangen. In der Heiligen Schrift ist mehrfach von Zauberei die Rede. Die Zauberer in Ägypten versuchten, die Wunder des Moses, die er ja durch göttliche Macht verübte, nachzuahmen. Es ist unbestreitbar, daß die guten und die bösen Engel in den Weltlauf eingreifen können, und deswegen ist es durchaus denkbar, daß ein Mensch durch eine solche Verknüpfung irgendwelche Wirkungen hervorrufen kann. Aber bei der Entscheidung, ob solche Verbindung anzunehmen ist, ist höchste Vorsicht geboten. Ebenso ist der Wahnbrauch als falsche Gottesverehrung zu verurteilen. Der Wahnbrauch besteht darin, daß man bestimmte Zeichen und Gegenstände benützt, um daraus etwas abzulesen. Manche Autofahrer schlagen an den Kühler ihres Wagens ein Hufeisen. Das Hufeisen ist ein ohnmächtiger, toter Gegenstand, der kein Glück zu bringen vermag. Andere meiden die Zahl 13, weil sie angeblich Unglück bringt; oder sie weigern sich, am Freitag etwas Wichtiges zu unternehmen, weil der Freitag angeblich ein Unglückstag sei. Das ist Aberglaube, das ist Wahnbrauch, der weder vor der Vernunft noch vor dem Glauben zu bestehen vermag.

Nicht hierher gehört die Benutzung von geweihten Gegenständen. Wenn wir geweihte Gegenstände, wie Rosenkränze, Kreuze oder Kräuter benutzen, dann nicht, weil wir diesen Gegenständen eine Macht zutrauen, sondern weil wir überzeugt sind, daß Gott denen gnädig ist, die diese Gegenstände gläubig bei sich tragen und verwenden. Unser Vertrauen richtet sich also nicht auf den toten Gegenstand, unser Vertrauen richtet sich auf den lebendigen Gott. Weil wir auf Gott bauen, benutzen wir auch äußere Gegenstände, die unser gläubiges Vertrauen ausdrücken. So also sind diese Gegenstände zu gebrauchen.

Schließlich gibt es auch noch die leichtfertige Annahme von übernatürlichen Einflüssen und Wirkungen. Manche Menschen sind leicht geneigt, teuflische Einflüsse anzunehmen. Aber der Teufel ist gebunden. Der Teufel besitzt Macht, gewiß, aber es ist eine gebrochene Macht, und deswegen sollte man nur nach genauer Nachforschung durch Fachleute, die vom Bischof aufgestellt sind, dämonische Einflüsse bei einem Menschen annehmen. Ähnliches gilt auch für übernatürlich gute Wirkungen. Manche Leute wollen überall Wunder und Erscheinungen sehen. Hier ist Vorsicht geboten. Gott verschwendet seine Schätze nicht. Gott gewährt gewiß an bestimmten Stellen eine wunderbare Erscheinung, aber sie muß geprüft sein, sie muß von der Kirche untersucht sein und von der Kirche anerkannt sein, bevor wir mit Recht annehmen dürfen, daß sich der Himmel geöffnet hat.

Lange Zeit haben Menschen dämonische Einflüsse bei Hexen angenommen. Hexen waren Menschen, Männer und Frauen, vor allem Frauen, bei denen man vermutete, daß sie einen Teufelspakt geschlossen haben und daß sie durch diesen Teufelspakt imstande sind, bestimmte schädliche Wirkungen hervorzurufen. Der Hexenaberglaube hat zahlreiche Opfer gekostet. Er war lange Zeit auch in unserer Vaterlande im Schwange. Luther hat ihm mit besonderer Heftigkeit angehangen. Erst im 18. Jahrhundert wurde er völlig beseitigt. Freilich hat es immer gläubige Priester und Bischöfe gegeben, die diesen Aberglauben nicht geteilt haben. In unserer Diözese war es vor allem der Erzbischof Johann Philipp von Schönborn, der die Hexenprozesse beendet hat. In Trier war es der große Jesuitentheologe Spee, der gegen die Hexenprozesse geschrieben hat.

Es gibt keinen Gott außer dem einen. Es gibt keinen Götzen in der Welt, sondern nur den einen, wahren Gott. Wir wissen, daß, was die Heiden opfern, nicht dem wahren Gott geopfert wird, sondern den Dämonen. Wir sollen uns an die Offenbarung Gottes halten. Wir brauchen nicht unsere Zuflucht zu nehmen zu verbrecherischen oder jedenfalls schändlichen Praktiken. Wir brauchen nicht am Schlüsselloch der Ewigkeit zu lauschen und zu horchen, wie es die Spiritisten tun, die meinen, durch Verkehr mit den Geistern etwas erfahren zu können. Alle diese Dinge haben oft furchtbare Folgen. Vor einiger Zeit wurde einer Frau von einer Wahrsagerin mitgeteilt, ihr Mann werde sich erschießen. Daraufhin erlitt die Frau einen Schlaganfall und starb. Der Mann hat sich nicht erschossen, sondern seine Frau bis zu ihrem Tode gepflegt. In einem anderen Falle haben zwei Menschen sich an der Ostsee in ein Boot gesetzt und sind hinausgerudert. Später wurde das Boot leer, umgekippt gefunden. Im Hotelzimmer der beiden Personen lag ein Brief, in dem sie verkündeten, daß sie in den Tod gehen wollten, weil der Frau ein schweres Schicksal vorausgesagt war. An diesen Beispielen sehen wir, welche furchtbaren Folgen der abergläubische Mißbrauch der Wahrsagerei haben kann.

Wir wollen uns an Gott, unseren Herrn halten. Wir wollen unser Leben gläubig und vertrauensvoll in seine Hände legen. Wir wollen uns an das halten, was unser Herr und Heiland dem Versucher gesagt hat: „Es steht auch geschrieben: Du sollst den Herrn, deinen Gott, anbeten und ihm allein dienen!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen den Nächsten (1)

(Über die Pflicht zur Nächstenliebe)

23.08.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Viele Sonntage haben wir die Pflichten gegen Gott bedacht. Wir wollen jetzt dazu übergehen, die Aufgaben zu bedenken, die wir gegenüber dem Nächsten haben. Das ist ein weites Feld, die Pflichten gegenüber dem Nächsten. Wir sollen uns ja, wenn wir uns auf das Bußsakrament vorbereiten, erforschen. Es ist nützlich, zu erforschen die Verfehlungen gegen Gott, gegen den Nächsten und gegen sich selbst. Darum ist es angebracht, die Pflichten, die wir gegenüber dem Nächsten haben, uns ins Gedächtnis zu rufen.

An erster und oberster Stelle steht die Pflicht der Nächstenliebe. Die Nächstenliebe ist ein Gebot, sie ist das Gebot unseres Herrn und Heilandes. Schon im Alten Bunde, im Buche Leviticus, steht der Satz: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“ Mag das auch zunächst auf den Stammesgenossen gemünzt sein, so ist doch angesichts der Tatsache, daß ein jeder Mensch das Bild Gottes an sich trägt, die Verpflichtung nicht auf den Stammesgenossen zu beschränken. Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!

Auch die Heiden haben kraft ihrer Naturanlage, kraft ihres Gewissens um die Pflicht zur Nächstenliebe gewußt und haben es auch wiederholt ausgesprochen. Zur Höhe wurde freilich das Gebot der Nächstenliebe erst emporgeführt durch unseren Herrn Jesus Christus. Er hat das Gebot der Nächstenliebe mit dem der Gottesliebe verbunden und gesagt: „An diesen zwei Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.“ Er nennt es ein neues Gebot. Neu ist es nicht deswegen, weil es formal unbekannt gewesen wäre; neu ist es, weil dieses Gebot durch ihn ein neues Vorbild, eine neue Motivation und eine neue Weise der Erfüllung gefunden hat. Seitdem Christus über diese Erde gewandert ist, ist er das hehre Vorbild der Liebe, der Nächstenliebe. Wir sollen die Nächstenliebe üben, wie sie Christus geübt hat. Und wie hat er sie geübt? Er hat die geliebt, die seine Feinde waren; er ist für die gestorben, die ihn zu Tode gebracht haben. Wir sollen die Nächstenliebe üben, weil Christus sie uns gelehrt und geboten hat, und wir sollen sie so üben, wie er sie geübt hat, nämlich bis zum letzten Atemzug und bis zum letzten Blutstropfen. Deswegen ist die Nächstenliebe ein neues Gebot.

Die Nächstenliebe faßt verschiedene Haltungen in sich. Die erste ist die Achtung. Wer Nächstenliebe üben will, muß zunächst Achtung vor dem Nächsten haben. Achtung bedeutet Wertschätzung, Hochschätzung, Respekt. Niemand kann Nächstenliebe in sich tragen, der einen anderen verachtet. Ich bin immer etwas verwundert, wenn ich in der Wochenendausgabe der Frankfurter Allgemeinen Zeitung in dem regelmäßig zu findenden Fragebogen die Frage lese: „Welche geschichtliche Persönlichkeit verachten Sie am meisten?“ Ein Christ dürfte darauf nur die Antwort geben: „Keinen!“ Auch nicht Stalin, auch nicht Hitler. Verachten darf man keinen Menschen, weil ein jeder Mensch eine unantastbare Würde und einen unverletzlichen Wert besitzt.

Freilich ist es mit der Achtung nicht getan. Die Nächstenliebe schreitet fort zum Wohlwollen. Wohlwollen besteht darin, daß man dem Nächsten nichts Übles wünscht, sondern ihm alles Gute wünscht. Wohlwollen besagt Geneigtheit, Zugeneigtheit zum anderen. Man will, daß es dem anderen gut geht und daß er seinen Lebensweg in Frieden und in Gottergebenheit nehmen kann. Wohlwollen gehört unverzichtbar zur Nächstenliebe. Das Wohlwollen muß in einer Verbundenheit begründet sein. Alle Menschen sind durch die Menschennatur und die Berufung zur Seligkeit miteinander verbunden. Sie müssen diese Verbundenheit auch beweisen in der Nächstenliebe. Man muß sich in irgendeiner Weise mit allen Menschen solidarisch wissen. So schwer es fallen mag im einzelnen Falle: Es muß eine

grundlegende Solidarität, eine grundlegende Verbundenheit mit allen Menschen bestehen, wenn immer wir Anspruch erheben wollen, die Nächstenliebe zu üben. Schließlich muß die Nächstenliebe sich auch in der tätigen Liebe kundtun, wie wir gleich sehen werden. Das ist das Wesen der Nächstenliebe: Achtung, Wohlwollen, Verbundenheit, tätige Liebe.

Ihre Wirkungen sind davon abzuleiten. Die Nächstenliebe muß die wohlwollende Haltung auch zeigen und üben. Man muß den anderen Menschen das Wohlwollen zu erkennen geben. Die unterste Stufe der Nächstenliebe ist das Mitleid. Die Wirkung der Nächstenliebe, die am ehesten von uns gefordert ist, ist Mitleiden. Mitleiden besagt, daß man das Leid des anderen empfindet, daß man sich in ihn hineinversetzt, daß man am Leid des anderen Anteil nimmt. Meine lieben Freunde, das ist nicht schwer. Es mag einer verbrochen haben, was er will, es mag einer angerichtet haben, was er will, er hat sich damit ja selbst am meisten geschadet, und damit ist auch für uns die Basis für das Mitleid gegeben. Wir können mit einem Menschen Mitleid empfinden, der in dieser Weise sein eigenes, gottgestaltetes Wesen verunstaltet hat. Das Mitleid, wenn es als Tugend geübt wird, wird zur Barmherzigkeit. Barmherzigkeit ist die Liebe zum gefallenem Geschöpf. Barmherzigkeit, sagt man, ist die schönste Tugend Gottes selbst, sie ist auch die schönste Tugend des Menschen. Barmherzig sein, das heißt, Mitleid und Wohlwollen und Anteilnahme gegenüber dem gefallenem Geschöpf zeigen. Das macht den Menschen Gott ähnlich. „Seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist!“ „Selig die Barmherzigen, sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ Die Barmherzigkeit ist eine rührende und ergreifende Auswirkung der Nächstenliebe.

Die Nächstenliebe muß bestimmte Eigenschaften haben. Sie muß nämlich erstens allgemein sein. Sie schließt niemanden aus. Sie erstreckt sich auf alle Menschen, selbstverständlich nicht im selben Umfang und im selben Maße. Es gibt Abstufungen. Diese Abstufungen richten sich nach Stand und Vermögen und auch nach der Beziehung und der Not des anderen. Aber eine grundlegende, alle Menschen umfassende Nächstenliebe muß vorhanden sein. Und das Minimum dieser allgemeinen Nächstenliebe besteht darin, daß man bereit ist, dem Nächsten in der äußersten Not zu helfen.

Wenn die Nächstenliebe alle Menschen umfaßt, dann auch die Feinde. Feinde sind jene, die uns hassen und uns schaden wollen. Die Nächstenliebe macht vor dem Feind nicht halt. Das ist vielleicht das wirksamste Kennzeichen der Botschaft Jesu, daß er die Feindesliebe uns zur Pflicht gemacht hat. „Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist: Du sollst deinen Nächsten lieben und deinen Feind hassen. Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde! Tut Gutes denen, die euch hassen, und betet für die, welche auch verfolgen und verleumden, auf daß ihr Kinder eures Vaters im Himmel seid, der seine Sonne über Gute und Böse aufgehen und Regen über Gerechte und Ungerechte fallen läßt!“ Der Apostel Paulus hat diese Botschaft wohl verstanden und aufgenommen und schreibt deswegen im Römerbrief: „Niemandem vergeltet Böses mit Bösem! Seid auf das Gute bedacht, nicht nur vor Gott, sondern auch vor den Menschen! Habet womöglich, soviel an euch liegt, Frieden mit allen Menschen! Rächet euch nicht, sondern laßt dem Zorngerichte Gottes Raum, denn es steht geschrieben: Mein ist die Rache, ich will vergelten. Vielmehr, wenn dein Feind Hunger hat, so speise ihn, wenn ihn dürstet, so tränke ihn. Denn tust du dieses, wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. Laß dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse durch das Gute!“ Wahrhaftig, meine lieben Freunde, eine solche Botschaft kann nicht von Menschen stammen. Eine solche Lehre muß Gott zum Urheber haben. Wir sollen uns nicht rächen an unserem Feinde, wir sollen ihm Böses mit Gutem vergelten, wir sollen ihm verzeihen, und wir sollen für ihn beten. Wenn wir das tun, dann sind wir Kinder unseres himmlischen Vaters. Die Nächstenliebe muß allgemein sein. Sie muß weiter wirksam sein, das heißt: Kindlein, laßt uns lieben, nicht mit Worten und mit der Zunge, sondern in der Tat und in der Wahrheit. Die Liebe muß also tätig sein, sie muß sich durch Werke erweisen, und die Kirche hat in ihrer Weisheit seit vielen Jahrhunderten die Werke der Barmherzigkeit aufgezählt, der leiblichen und der geistlichen Barmherzigkeit. Hungrige speisen, Durstige tränken, Nackte bekleiden, Fremde beherbergen, Gefangene erlösen, Kranke besuchen, Tote bestatten, das sind die Werke der leiblichen Barmherzigkeit. Unwissenden Belehrung zuteil werden lassen, Zweifelnden recht raten, Sünder zurechtweisen, Unrecht geduldig tragen, Beleidigern gern verzeihen, Betrübte trösten, für Lebende und Verstorbene beten, das sind die Werke der geistlichen Barmherzigkeit. Wahrhaftig, wer diese Werke übt in der Weise, die ihm möglich ist, in der Weise, die heute angemessen ist, der hat wirksame Nächstenliebe.

Eine weitere Eigenschaft der Nächstenliebe ist, daß sie lauter sein muß. Lauter, das heißt, wir dürfen den Nächsten nur im Guten lieben, nicht zum Bösen. Wir dürfen also nicht Genossen seiner Sünde werden. Die Nächstenliebe muß aufrichtig sein, d.h. wir müssen den Nächsten lieben nicht um unseretwillen, sondern um seinetwillen. Wir dürfen nicht auf Nutzen und Vergeltung hoffen. Der heilige Paulus hat im 1. Korintherbrief weitere Eigenschaften der Nächstenliebe aufgezählt. „Die Liebe ist langmütig, gütig ist die Liebe. Die Liebe ist nicht eifersüchtig. Sie prahlt nicht und bläht sich nicht auf. Sie handelt nicht taktlos, sucht nicht das Ihre. Sie läßt sich nicht verbittern. Sie trägt das Böse nicht nach. Sie freut sich nicht über das Unrecht, sie freut sich vielmehr mit der Wahrheit. Sie erträgt alles, sie glaubt alles, sie hofft alles, sie hält alles aus. Die Liebe hört nie auf.“ Eine Eigenschaft ist vielleicht noch besonders erwähnenswert: Sie hält alles aus, d.h. sie erträgt alles. Sie alle wissen, meine lieben Freunde, wie schwer es ist, Menschen zu ertragen. Viele Menschen haben etwas Unerträgliches an sich. Welche heroische Nächstenliebe ist notwendig, um unerträgliche Menschen zu ertragen. Haben es nicht viele unserer Frauen und Mütter bewiesen, daß sie solcher Liebe fähig sind? Wissen wir nicht Beispiele, ergreifende Beispiele der Nächstenliebe von Kindern und Jugendlichen, die ihren Eltern, die sie geschändet und mißbraucht haben, verziehen haben und sie im Alter betreut haben?

Die Nächstenliebe muß auch wohlgeordnet sein. Das heißt, es gibt eine bestimmte Differenzierung, je nach der Nähe zum anderen und je nach dem eigenen Vermögen. Niemals ist es verboten, bestimmte Menschen mehr zu lieben als andere. Die, welche wir besonders lieben, nennen wir unsere Freunde. Es sind Menschen, mit denen wir verbunden sind durch Einmütigkeit in den irdischen und himmlischen Dingen, denen wir unsere wohlwollende Liebe zuwenden und denen wir die Treue halten in guten und in bösen Tagen. Der heilige Hieronymus sagt einmal: „Eine Freundesliebe, die ein Ende findet, war keine echte Freundesliebe.“ „Die Liebe hört nie auf“, so sagt der Apostel Paulus. Freundesliebe gehört zum Schönsten, was uns auf Erden widerfahren kann. „Ein treuer Freund liebt mehr als ein Bruder“, so steht in der Heiligen Schrift. Die Freundesliebe ist ein Abglanz der Liebe, die uns mit Gott verbindet.

Meine lieben Freunde, die Liebe, die wir den Menschen schulden, hat uns Christus in ergreifenden Beispielen nahegebracht. Heute, ganz zufällig, ist das Evangelium zur Verlesung gekommen vom barmherzigen Samaritan. Der unter die Räuber Gefallene fand Erbarmen bei dem reisenden Samariter, der nicht vorüberging wie der Priester und der Levit, sondern der sich zu ihm beugte, der für ihn sorgte und der ihn in die Herberge mitnahm. Dieses wunderbare Gleichnis soll uns stets vor Augen leuchten, wenn wir aufgefordert sind, Nächstenliebe zu üben. „Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe, als sie verdienen“, hat einmal die weise Marie von Ebner-Eschenbach geschrieben. Wahrhaftig, so ist es. Die meisten Menschen brauchen mehr Liebe, als sie verdienen. Verdienen tun es manche wenig aufgrund ihres Verhaltens, aber sie brauchen die Liebe. Sie können nur gut sein, wenn ihnen Liebe, auch unverdiente Liebe, begegnet.

Wenn wir die Liebe üben, dann sind wir Kinder unseres himmlischen Vaters und Brüder unseres Heilandes. Der Herr stellt sich gleichsam vor einen jeden Menschen, um ihn zu schützen. Man kann einen Menschen nicht verletzen, ohne zuvor Christus zu verletzen. „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Aber auch umgekehrt: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan.“ Er stellt sich vor einen jeden und deckt ihn gleichsam mit seinem Leib und mit seiner Seele. Wer die Nächstenliebe übt, der findet sicher den Weg zum Himmel. Wir haben soeben gehört: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!“ Also zuerst und zuoberst das Gebot der Nächstenliebe. Das Gericht findet nach den guten Werken statt. Es wird gefragt, ob du Hungrige gespeist, ob du Durstige getränkt, ob du Nackte bekleidet hast. Und wehe dir, wenn du hier säumig gewesen bist!

„Daran sollen alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe zueinander habt.“ Das ist also das Kennzeichen eines wahren Christen, daß er die Liebe übt. „Daran sollen alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe zueinander habt.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen den Nächsten (2)

(Über die Pflicht zur Gerechtigkeit gegen den Nächsten)

30.08.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Gott ist gerecht und liebt die Gerechtigkeit.“ So beten wir Priester immer im 10. Psalm. „Gott ist gerecht und liebt die Gerechtigkeit.“ Das ist ein geeigneter Anknüpfungspunkt für unsere Überlegungen über die Pflichten, die wir dem Nächsten schulden. Wir sprachen am vergangenen Sonntag von der Liebe, von der Liebe zum Nächsten. Wir wollen heute über die Gerechtigkeit sprechen, die wir dem Nächsten schuldig sind, und zwar wollen wir erstens das Wesen, zweitens die Arten, drittens die Eigenschaften und viertens die Gegensätze der Gerechtigkeit bedenken.

Das Wesen der Gerechtigkeit besteht darin, daß ein Mensch dauernd geneigt ist, das Recht des anderen zu achten oder einem jeden das Seine zu geben. Recht und Gerechtigkeit sind Korrelatbegriffe; die Gerechtigkeit richtet sich auf das Recht, und zwar auf das Recht des anderen. Wir sind schuldig, dem anderen sein Recht zu geben, sein Recht zu achten, sein Recht nicht zu schädigen. Es fragt sich, was man unter Recht versteht. Recht wird in einem dreifachen Sinne gebraucht, und alle drei Arten des Sinnes kommen hier in Frage. An erster Stelle bedeutet Recht das Rechtsgut, das Rechtsinteresse, also das, was einem anderen zu eigen gehört. Dann versteht man unter Recht auch die Rechtsvollmacht, also die sittliche Herrschaft über das, was einem zu eigen gehört. Und schließlich besagt Recht die Rechtsnorm, also die Gesamtheit der Regeln, die für das Zusammenleben der Menschen in der Gemeinschaft aufgestellt sind. Rechtsgut, Rechtsvollmacht und Rechtsnorm sind die Bezugspunkte der Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist eine sittliche Tugend. Sie hat es mit innerer Gesinnung und mit äußeren Handlungen zu tun. Beides ist verlangt, wenn man gerecht sein will, nämlich daß man die Gesinnung der Gerechtigkeit besitzt und daß man die Taten der Gerechtigkeit setzt.

Es gibt drei Arten der Gerechtigkeit, nämlich die austauschende, die ausgleichende und die legale Gerechtigkeit. Die austauschende Gerechtigkeit hat es mit dem Nächsten unmittelbar zu tun. Sie betrachtet das Verhältnis zwischen Einzelmenschen. Dem Einzelnen muß der Einzelne gerecht gegenüberstehen. Das ist ein weites Feld, meine lieben Freunde. Der Einzelne hat ein Recht beispielsweise auf den guten Namen. Er hat ein Recht auf Lebensmöglichkeiten. Er hat ein Recht auf gerechte Bezahlung. Er hat ein Recht, daß, wenn er eine Leistung vollbracht hat, ihm der gebührende Lohn entrichtet wird. Wer eine Sache kauft, muß den Kaufpreis entrichten. Das ist die sogenannte Tauschgerechtigkeit oder austauschende Gerechtigkeit, die es mit den einzelnen Rechtssubjekten zu tun hat und dafür sorgt, daß zwischen ihnen Rechtsgleichheit besteht.

Die austeilende Gerechtigkeit hat es mit dem Verhältnis der Gemeinschaft zu dem Einzelnen zu tun. Die Gemeinschaft besitzt ja auch Güter und Werte zu eigen, und die Vertreter der Gemeinschaft, also die Obrigkeit, müssen dafür sorgen, daß diese Güter und Werte den Einzelnen in einem rechten Maße zuteil werden. Nach Würdigkeit und nach Bedürftigkeit, auch nach der Leistung sind den Einzelnen Güter und Werte zuzuwenden. Das gilt aber natürlich auch für die Lasten; die Lasten müssen gleichmäßig verteilt sein. Es ist Sache der austeilenden Gerechtigkeit, daß beispielsweise Steuergerechtigkeit besteht. Und schließlich hat die austeilende Gerechtigkeit auch im Strafen das rechte Verhältnis zu beobachten. Es müssen Straftat und Strafe angemessen sein.

Die dritte Art der Gerechtigkeit ist die legale Gerechtigkeit. Sie besteht darin, daß wir die Pflichten, die wir gegen die Gemeinschaft haben, recht erfüllen. Die Gemeinschaft kann von uns Leistungen und Abgaben fordern, und wir haben die Pflicht, sie zu leisten. Es muß Gehorsam gegen die Gesetze von uns geleistet werden; denn die Obrigkeit hat ein Recht, solches von uns zu verlangen. Über die legale Gerechtigkeit hat der heilige Paulus im Römerbrief beachtenswerte Worte gefunden. „Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt, denn es gibt keine Gewalt, außer von Gott. Wer also sich der Gewalt widersetzt, der widersetzt sich der Anordnung Gottes. Die Obrigkeiten sind nicht ein Schrecken für die gute Tat, sondern für die böse. Willst du aber, daß die Obrigkeit für dich nicht zum Schrecken sei, so tue das Gute, und du wirst Lob haben von ihr. Aus diesem Grunde entrichtet ihr auch Abgaben; denn Gottes Diener sind jene, die gerade diesem Amte obliegen. Gebet also jedem, was ihr schuldig seid: Steuer, wem Steuer, Zoll, wem Zoll, Ehrfurcht, wem Ehrfurcht, Ehre, wem Ehre gebühret.“

Die Eigenschaften der Gerechtigkeit sind drei. An erster Stelle besteht eine strenge Pflicht, gerecht zu sein, eine strenge Pflicht, wie sie bei anderen Tugenden (etwa bei der Tapferkeit) in dieser Weise nicht ausgemacht werden kann. Denn die Gerechtigkeit hat es eben mit dem Recht zu tun, und auf das Recht hat der andere Anspruch. Deswegen besteht eine strenge Pflicht, ihm sein Recht zu geben, sein Recht nicht anzutasten. Eine zweite Eigenschaft ist die genaue Begrenzung der Pflicht. Die Pflicht reicht eben nur so weit, wie das Recht des anderen reicht. Sie ist bestimmt und begrenzt durch das Recht des anderen. Nur was der andere als Recht zu fordern hat, das ist uns als Pflicht auferlegt. Die dritte Eigenschaft ist die äußere Erzwingbarkeit. Natürlich kann man die innere Haltung, das Gerecht-sein-wollen nicht erzwingen. Aber die äußeren Handlungen, die gerecht sind, kann man erzwingen. Es gibt eine äußere Erzwingbarkeit des Rechtes. Die Staatsgewalt besitzt die Macht, das Gerechte notfalls unter Androhung von Strafen zu fordern. Auch die Kirche besitzt eine solche Gewalt. Sie kann fordern, daß die Rechtspflichten erfüllt werden, beispielsweise der Besuch des Sonntagsgottesdienstes; das ist eine Rechtspflicht, von der Kirche auferlegt als ein Rechtsgebot. Zwar hat die Kirche darauf keine Strafen gesetzt, aber es ist das eine Pflicht, die der Einzelne der Kirche und seinen Glaubensgenossen schuldet, nämlich den Sonntagsgottesdienst zu besuchen.

Die Gegensätze gegen die Gerechtigkeit sind mannigfaltig. Gegen die austauschende Gerechtigkeit kann man sich in vielfältiger Weise verfehlen. Gegen das Vermögen oder gegen die Gesundheit, gegen die Ehre oder gegen die Unversehrtheit des anderen kann man ungerecht handeln. Der Sozialwissenschaftler Adolf Damaschke berichtet einmal in seinem Buche „Aus meinem Leben“ von seinem Vater, der ein Schreinermeister war. Er bemerkt, daß er oft am Wochenende in Verlegenheit gekommen sei, wie er seinen Gesellen den Lohn zahlen sollte, weil die Personen, die Arbeiten bei ihm in Auftrag gegeben hatten, ihre Schuld nicht bezahlten, nicht rechtzeitig bezahlten, die Bezahlung aufschoben. Und er sagt: „Das ist eine himmelschreiende Sünde, wenn jemand dem, der Lohn verdient hat, diesen Lohn nicht rechtzeitig bezahlt.“

Die austauschende Gerechtigkeit hat auch viele andere Seiten, etwa, was uns allen besonders nahe liegt, die Gerechtigkeit in der Beurteilung. Gewiß, es ist nicht immer leicht, ein gerechtes Urteil über andere zu fällen, aber man muß sich darum bemühen. Man bemüht sich darum, wenn man sich in den anderen hineinversetzt, wenn man seine Geschichte bedenkt, wenn man erforscht, woher er kommt, wie es ihm in seiner Jugend ergangen ist, wie er erzogen oder nicht erzogen worden ist. Dann kann man den anderen besser verstehen und ihn auch gerechter beurteilen. Gegen die gerechte Beurteilung verfehlen wir uns oft durch Ehrabschneidung, üble Nachrede oder gar Verleumdung. Das sind schlimme Verstöße gegen die Gerechtigkeit, die wir dem anderen schulden. Der französische Philosoph Jean Jaques Rousseau erzählt in seinen Lebenserinnerungen, wie er einmal in Turin im Hause einer Frau wohnte und dort eine schreckliche Tat begangen habe. Eines Tages entwendete er der Frau des Hauses einen wertvollen Gegenstand. Er schob die Schuld auf das Dienstmädchen. Das Dienstmädchen wurde mit Schimpf und Schande davongejagt, und er wurde als Täter nicht erkannt. „Vierzig Jahre“, schreibt Rousseau in seinen Erinnerungen, „vierzig Jahre ist es her, seitdem ich dieses Verbrechen begangen habe, aber es hat mir keine Ruhe gelassen, und ich muß es diesen meinen Bekenntnissen anvertrauen.“

Auch die austeilende Gerechtigkeit kann verletzt werden. Verwaltung und Gerichtsbarkeit müssen objektiv sein, müssen dem Einzelnen gerecht gegenüberstehen. Sie dürfen das Recht nicht beugen, sie müssen die Menschen in verhältnismäßiger Gleichheit behandeln. Sie dürfen nicht ohne Grund dem einen mehr Lasten auflegen als dem anderen. Sie müssen die Lebensmittel unter die Menschen in gerechter Weise ausgeben. Sie müssen für das Gesundheitswesen sorgen, so daß ein jeder daran beteiligt werden kann. Es ist nicht gerecht, meine lieben Freunde, wenn der Staat Israel jedem Araber täglich 32 Liter Wasser zubilligt und jedem Juden 162 Liter. Das ist nicht gerecht, das ist ein Verstoß gegen die austeilende Gerechtigkeit.

Die austeilende Gerechtigkeit wird vor allem bemüht in der Gerichtsbarkeit. Der Richter darf sich nicht von Trends und von Presseveröffentlichungen lenken lassen. Er hat Gerechtigkeit walten zu lassen gleichsam mit verbundenen Augen. Deswegen wird oft im Buch der Heiligen Schrift verboten, daß die Richter Geschenke annehmen; denn Geschenke machen ihn geneigt, das Recht zu beugen. Als Thomas More Kanzler war, hatte er eines Tages einen Prozeß zu führen gegen einen Lord. Dieser Lord, dessen Verurteilung zu erwarten war, schickte ihm zwei silberne Krüge in durchsichtiger Absicht. Thomas More nahm die Krüge dankend an, füllte sie mit Wein, schickte sie zurück und ließ dabei bemerken, er bedanke sich und freue sich, daß er dem Lord seine Achtung bezeugen könne, indem er ihm einen guten Wein schenke. Falls er ihm nicht zusage, könne er noch einen besseren bei späterer Gelegenheit zusenden.

Die austeilende Gerechtigkeit wird auch von Lehrern, Vorgesetzten, Behördenleitern verlangt. Es tut Kindern wenigstens so weh, wie wenn sie erleben, daß der Lehrer ungerecht ist, daß er die einen vorzieht und die anderen benachteiligt. Viele Kinder tragen Wunden ihr ganzes Leben davon, daß sie in dieser Weise schlecht behandelt worden sind. Ich persönlich, meine lieben Freunde, muß das Gegenteil bezeugen und mich schamvoll dazu bekennen, daß ich oft zu gut beurteilt worden bin. Auch das gibt es. Gegen die legale Gerechtigkeit verfehlt sich, wer den Gesetzen den Gehorsam verweigert, wer Steuern hinterzieht, wer Schwarzarbeit leistet und sich öffentlichen Aufgaben verweigert. Dazu gehört auch die Pflicht, das Vaterland, die Gemeinschaft, die Familie notfalls mit der Waffe zu verteidigen.

Die heilige Schrift mahnt alle drei Arten der Gerechtigkeit ein. An vielen Stellen des Alten und des Neuen Testaments wird die Gerechtigkeit gefordert. „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler“, sagt der Herr. „Ihr gebt den Zehnten von Pfefferminze, Dill und Kümmel. Was aber das Wichtigere ist vom Gesetz, die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit und die Treue, die vernachlässigt ihr.“ Ein andermal spricht der Herr von einem gottlosen Richter. In einer Stadt lebte ein Richter, der Gott nicht fürchtete und auch keinen Menschen etwas fragte. Dieser gottlose Richter hat sich dann doch durch das Bitten einer Witwe dazu bewegen lassen, einmal ein gerechtes Urteil zu fällen. Im 1. Korintherbrief findet der Apostel Paulus besonders strenge Worte gegen die Ungerechtigkeit. „Es ist überhaupt schon ein Fehler an euch, daß ihr Streitigkeiten miteinander habt. Warum erleidet ihr nicht lieber Unrecht? Warum laßt ihr euch nicht lieber übervorteilen? Statt dessen verübt ihr selber Unrecht und übervorteilt andere, sogar Brüder. Wisset ihr nicht, daß Ungerechte das Reich Gottes nicht erben werden?“ Auch im 1. Thessalonicherbrief brandmarkt er noch einmal die Ungerechtigkeit: „Keiner soll sich Übergriffe erlauben oder seinen Bruder im Geschäft übervorteilen! Der Herr ist ein Rächer von all diesem. Wir haben es euch ja schon früher gesagt und bezeugt: Gott hat uns ja nicht zu einem Sündenleben, sondern zur Heiligkeit berufen.“

Wir sollten aus diesem Sonntag, meine lieben Freunde, den Vorsatz mitnehmen, gerecht zu sein, gerecht gegenüber den Einzelnen, gerecht gegenüber der Gemeinschaft, gerecht gegenüber denen, die uns vielleicht anvertraut sind und über die wir in irgendeiner Weise Macht ausüben können. Gerechtigkeit ist das Bollwerk des Friedens in der Gemeinschaft. *Justitia* ist die wichtigste Tugend innerhalb einer Gemeinschaft. „Wolle nicht immer großmütig sein, gerecht aber sei immer!“ schrieb einmal Matthias Claudius an seinen Sohne Johannes. „Wolle nicht immer großmütig sein, gerecht aber sei immer!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen den Nächsten (3)

(Über die Pflicht, Sünder zurechtzuweisen)

06.09.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir waren dabei, die Pflichten zu bedenken, die wir gegen den Nächsten haben. Wir sprachen von der Nächstenliebe und von der Gerechtigkeit. Heute will ich von einer Pflicht reden, die unter den Werken der geistlichen Barmherzigkeit aufgezählt wird. Die Werke der geistlichen Barmherzigkeit lauten: Unwissende belehren, Zweifelnden recht raten, Sünder zurechtweisen, Unrecht geduldig leiden, Beleidigern gern verzeihen, Betrübte trösten, für Lebende und Verstorbene beten. Eine der wichtigsten von diesen Taten der geistlichen Barmherzigkeit lautet: Sünder zurechtweisen.

Wir haben die Pflicht, für das Seelenheil des Nächsten zu sorgen. Diese Pflicht umfaßt viele einzelne Aufgaben in unserem engeren Kreise, aber auch darüber hinaus. Wir müssen für die Verbreitung des Glaubens und für den sittlichen Hochstand unseres Volkes besorgt sein; wir müssen alle Unternehmungen unterstützen, welche die Welt Christus unterwerfen wollen. Das alles ist fraglos. Aber eine Aufgabe ist uns ganz nahe, und die lautet: Sünder zurechtweisen. Wir wollen vier Fragen stellen und sie zu beantworten suchen, nämlich

1. Wen sollen wir zurechtweisen?
2. Wann sollen wir zurechtweisen?
3. Wer soll zurechtweisen?
4. Wie sollen wir zurechtweisen?

Die erste Frage lautet: Wen sollen wir zurechtweisen? Nun, darauf ist die Antwort nicht so schwer: die Sünder. Wir sollen zurechtweisen die Sünder; natürlich an erster Stelle die Sünder, die schwere Sünden begehen. Die schweren Sünden sind bekannt. Wir haben soeben im Galaterbrief eine Aufzählung der Sünden, die vom Reiche Gottes ausschließen, gehört. Die brüderliche oder schwesterliche oder väterliche Zurechtweisung hält dann eben dem Sünder die Sünde vor, und zwar nicht nur dem Sünder, der schon gesündigt hat, sondern auch dem, der in Gefahr ist zu sündigen und der sündigen würde, wenn er nicht gewarnt würde. Brüderliche und schwesterliche oder väterliche und mütterliche Zurechtweisung ist also die Warnung und die Abmahnung eines Menschen, der schwer gesündigt hat oder in Gefahr steht, eine schwere Sünde zu begehen.

Nicht immer sind es nur bewußte Sünden, die wir rügen sollen. Es gibt auch Sünden, die infolge von schuldhafter Unwissenheit begangen werden. Viele Menschen sind religiös und sittlich wenig gebildet, haben sich nicht bemüht, Gottes Willen zu erkennen und zu erforschen, und so tun sie Dinge, die nach Gottes Gesetz unerlaubt sind. Da ist die Zurechtweisung besonders gefordert; da müssen wir die Menschen aufklären über den Willen Gottes, denn die Menschen sollen, damit sie selbst und die Erde einen heilvollen Verlauf nehmen, Gottes Willen kennen und sich nach ihm richten. Auch bei unentschuldbarer Unwissenheit kann es Pflicht sein, den anderen über seine Sünde zu belehren. Sünder zurechtweisen betrifft zunächst also die schwere Sünde. Aber wir alle wissen, daß leichte Sünden zu schweren werden können. Es ist uns bekannt, daß, wenn man nicht aufpaßt, das Gewissen immer schlaffer wird. Heute läßt man einen Grund zum Versäumnis der Sonntagsmesse gelten, der morgen schon weit übertroffen wird durch einen noch viel geringeren Grund. Deswegen ist es notwendig, kann es notwendig sein, auch bei läßlichen Sünden eine Zurechtweisung zu üben. Das ist ja das Prin-

zip, das die Polizei von New York beachtet. Sie sagt, man muß die kleinen Vergehen ahnden, damit nicht größere geschehen. Wenn irgendwo eine Fensterscheibe zerbrochen ist, muß man dafür sorgen, daß sie sobald wie möglich wieder ersetzt wird, denn eine zerbrochene Fensterscheibe reizt dazu, die nächste zu zerstören. O wie weise sind die New Yorker Polizisten! Sie haben etwas gelernt, was wir an uns selbst beobachten können: Wir gelangen von läßlichen zu schweren Sünden, wenn wir uns nicht selbst mahnen oder von anderen warnen lassen.

Die zweite Frage lautet: Wann sollen wir Zurechtweisung üben? Nun, an erster Stelle ist erfordert, daß das Vergehen des anderen gewiß ist oder daß die Gefahr, in der er schwebt, uns wohlvertraut ist. Wir brauchen nicht eigens nachzuforschen, aber wenn wir Kenntnis erlangen, dann ist eine der Voraussetzungen gegeben, daß wir die Zurechtweisung üben. Wir müssen die Zurechtweisung üben, wenn ein anderer nicht vorhanden ist, der sie an unserer Stelle vornehmen will. Sie wissen ja, meine lieben Freunde, wer nimmt schon dieses unangenehme Geschäft gern auf sich, einen anderen zurechtzuweisen? Die meisten Menschen wollen sich keine Unannehmlichkeiten schaffen; sie wollen sich nicht in Konflikte bringen; sie wollen keine Auseinandersetzungen haben, und so schweigen sie, wo sie reden müßten, und machen sich dadurch mitschuldig an fremden Sünden. Wer zu fremden Sünden schweigt, obwohl er reden müßte, der wird mitschuldig an der Sünde, die der andere begeht. Also: Wenn kein anderer Geeigneter vorhanden ist, dann müssen wir reden, dann ist es an uns, die Zurechtweisung zu üben. Wir dürfen gewiß fragen, ob die Zurechtweisung Erfolg haben wird, bevor wir damit beginnen, aber man sollte sich nicht zu schnell von der Pflicht zur Zurechtweisung dadurch entlastet fühlen, daß man sagt: Es hat ja keinen Zweck. Wir wissen nicht, wie wir die Gewissen ritzen. Wir wissen nicht, wie der andere in einer ruhigen Stunde über die Zurechtweisung denkt, die wir ihm haben zuteil werden lassen.

Man macht heute manchen Bischöfen aus der Zeit des Dritten Reiches Vorwürfe, weil sie versucht haben, dem Hitler ins Gewissen zu reden. Der Kardinal Faulhaber fuhr im Jahre 1936 auf den Obersalzberg und hatte ein mehrstündiges Gespräch mit Hitler. Der Weihbischof Eberle von Augsburg versuchte ebenfalls, im persönlichen Gespräch auf ihn einzuwirken. Man sagt: Es war alles vergeblich. Ich bin anderer Ansicht. Das nationalsozialistische System hätte der Kirche noch weit mehr Schaden zufügen können, als es getan hat, wenn es gewollt hätte. Es ist sicher manches atmosphärisch durch diese Gespräche verhütet worden, was wir nicht ermessen können, was nur Gott weiß. Deswegen soll man sich nicht zu schnell durch die angebliche Aussichtslosigkeit von der brüderlichen, schwesterlichen, väterlichen oder mütterlichen Zurechtweisung dispensiert halten.

Wer - ist die dritte Frage - muß die Zurechtweisung üben? Nun, an erster Stelle selbstverständlich jeder, der als Vorgesetzter über andere gestellt ist. Ein Dienstherr, ein Bischof, ein Gruppenleiter in einem Büro, die müssen die Zurechtweisung üben. Eine besondere Pflicht obliegt selbstverständlich den Priestern, den Predigern, den Beichtvätern. Sie müssen reden, auch wenn ihre Worte wenig Anklang finden oder wenn sie fürchten, daß diese Worte eine gereizte Reaktion hervorrufen können. Sie haben die Pflicht der Zurechtweisung, und sie verfehlen sich gegen diese Pflicht, wenn sie die Zurechtweisung nicht üben. Auch Lehrer, Erzieher, Eltern sind verpflichtet, die Zurechtweisung zu üben. Die ihnen Anvertrauten warten darauf und bedürfen ihrer Weisung, bedürfen auch ihrer Zurechtweisung.

Daß Vorgesetzte andere zurechtweisen müssen, leuchtet uns ein. Aber die Zurechtweisungspflicht trifft alle, auch die Untergebenen. Auch Untergebene müssen, wenn sie ihre Vorgesetzten sündigen oder in der Gefahr, zu sündigen, sehen oder wenn sie bemerken, daß sie dem Gemeinwohl großen Schaden zufügen, vor diese Vorgesetzten hintreten und ihnen ihre Fehler vorhalten. So hat es der Prophet Nathan vor David getan. Als David den Ehebruch begangen hatte mit der Frau des Urias und deren Mann hatte umbringen lassen, indem er ihn an der Front an eine gefährdete Stelle sandte und ihn dann ohne Schutz ließ, da trat der Prophet Nathan vor ihn hin und erzählte das wunderbare Beispiel von dem reichen Manne, der viele Schafe hatte. Aber als ein Gast kam, da nahm er dem, der nur ein Schaf hatte, das einzige Schaf weg. Der König war erzürnt. „Wer ist der Mann? Er soll bestraft werden!“ Da entgegnete Nathan: „Der Mann bist du!“ Im Neuen Testament erfahren wir von der Zurechtweisung des Königs Herodes durch Johannes den Täufer. „Es ist dir nicht erlaubt, die Frau deines Bruders zu haben!“ Diese Zurechtweisung hat ihm den Tod eingebracht, denn die Rache der

Frau ereilte ihn bei einem Geburtstagsfest. Wir haben also die Pflicht, auch als Untergebene Zurechtweisung zu üben. Es macht uns keine Freude, meine lieben Freunde, Bischöfe wegen ihres Versagens und ihrer Versäumnisse anzuklagen. Es macht uns keine Freude! Aber wir haben die heilige Pflicht, das, was uns von der Kirche an Kenntnissen und an Wissen anvertraut ist, in dieser Weise einzusetzen, wenn wir sehen, daß dem Gemeinwohl der Kirche durch Tun oder Unterlassen von Bischöfen schwerer Schaden zugefügt wird. Im privaten Verkehr haben wir die Pflicht der Zurechtweisung gegenüber jedem, der uns irgendwie anvertraut ist, Verwandten, Bekannten, Arbeitskollegen, Nachbarn, sie alle können Personen sein, gegenüber denen wir die Pflicht der Zurechtweisung üben müssen.

Freilich, und das ist jetzt die vierte Frage: Wie sollen wir es denn machen, wenn wir Zurechtweisung üben? Meine lieben Freunde: Immer in Liebe, in Milde, in Klugheit und mit Takt. „Der herbste Tadel läßt sich ertragen“, schreibt einmal Marie von Ebner-Eschenbach, „wenn man fühlt, daß derjenige, der tadelt, lieber loben möchte.“ Ein wunderbares Wort. Der herbste Tadel läßt sich ertragen, wenn man fühlt, daß derjenige, der tadelt, lieber loben möchte. Also: Man darf die Zurechtweisung nicht von oben herab auf den anderen kommen lassen, nicht im Gefühl der Überlegenheit. Sie muß aus einer gewissen Solidarität kommen. Man muß spüren, daß der, der die Zurechtweisung übt, eigentlich darunter leidet, daß er sie üben muß, daß es ihn etwas kostet, die Zurechtweisung zu üben, daß er sich deswegen nicht über den anderen erhebt, sondern sich mit ihm solidarisch weiß, weil er selbst ein Sünder ist. Wenn wir in dieser Weise zu den Menschen kommen, dann kann man ihnen schon die Wahrheit sagen. Man muß sie ihnen sagen gewissermaßen als ein Verbündeter, als einer, der mit ihnen vertraut und verbunden ist und der deswegen die Zurechtweisung zu ihrem eigenen Nutzen ihnen unterbreitet. Wer die Zurechtweisung übt, will ja den anderen nicht treffen, er will sich nicht an ihm rächen, sondern er will ihm helfen; er will ihn aus seiner Sünde herausreißen oder vor einer Sünde bewahren. Er muß ja einmal im Gerichte für seinen Bruder, für seine Schwester, für seinen Angehörigen, für seine Anvertrauten Rechenschaft legen, und da soll er sagen können wie der Heiland: „Keinen von denen, die du mir gegeben hast, habe ich verloren.“

Jetzt wissen wir also, meine lieben Freunde, was wir zu tun haben, wenn wir brüderliche, schwesterliche, väterliche oder mütterliche Zurechtweisung üben. Wir sollen sie üben, wenn es erforderlich ist, wenn kein besser Geeigneter vorhanden ist. Wir sollen sie üben im Geiste der Solidarität und der Verbundenheit. „Wer einen Sünder von seinem Irrweg abbringt, rettet seine Seele vom Tode und deckt eine Menge Sünden zu.“ So schreibt der Apostel Jakobus in seinem Briefe. Wer einen Sünder von seinem Irrweg abbringt, der rettet seine Seele vom Tode und deckt selbst eine Menge Sünden zu.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen den Nächsten (4)

(Über Verführung und Ärgernis)

04.10.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Vor einigen Wochen haben wir die Pflichten bedacht, welche die Sorge für das Heil des Nächsten uns auferlegt. Wir sprachen vor allem von der Pflicht zur brüderlichen Zurechtweisung. Heute wollen wir die Sünden bedenken, die wir gegen das Seelenheil des Nächsten begehen können. Diese Sünden können sich gegen die Gerechtigkeit oder gegen die Liebe richten. Gegen die Gerechtigkeit verfehlen wir uns im Hinblick auf das Seelenheil des Nächsten, wenn wir beispielsweise durch List und Betrug ihn schädigen, wenn Lehrer und Priester ihre Pflicht nicht erfüllen gegenüber den Menschen, die ihnen anvertraut sind. Gegen die Liebe verfehlen wir uns, wenn wir die pflichtmäßige brüderliche oder schwesterliche Zurechtweisung unterlassen, vor allem aber, wenn wir dem Nächsten schaden durch Verführung oder Ärgernis. Verführung und Ärgernis sind also das Thema unserer heutigen Überlegungen.

Die Verführung ist das Bemühen, jemanden auf schlaue Weise zur Sünde zu bewegen. Die Verführung kann geschehen durch Befehl, Aufforderung, Rat. Die Verführung wird im Alten Bunde an vielen Stellen bezeugt; die erste Sünde kam zustande durch Verführung. Es war Satan selbst, der diese Verführung leitete. Er verführte zunächst die Frau, und die Frau verführte den Mann. Viele weitere Beispiele bringt uns das Alte Testament von Verführungen. Die Frauen, die Salomon sich im Alter zulegte, verführten ihn zum Götzendienst; Dalila verführte den Samson; Jezabel verführte den Ahab. Und so werden uns zahllose Beispiele der Verführung berichtet.

Auch unter dem Neuen Bunde sind Verführungen außerordentlich häufig. Sie geschehen gewöhnlich durch zwei Mittel, durch Versprechung und durch Drohung. Wer einen anderen verführen will, der verheißt ihm etwas und hofft, daß er damit seinen Widerstand, in die Sünde einzuwilligen, brechen kann. Wenn das nicht zum Ziele führt, dann droht er ihm mit Strafe, mit Übel und will auf diese Weise ihn zur Sünde bewegen. Der 86jährige Polykarp von Smyrna wurde vom Prokonsul zum Abfall versucht. Er sollte seinen Glauben an Christus aufgeben, aber er zog den Feuertod vor. Zunächst versprach der Prokonsul ihm etwas, nämlich die Freilassung, dann drohte er ihm mit dem Tode; die Drohung wurde erfüllt.

Die Verführung ist auch heute nicht ausgestorben. Verführung spielt an erster Stelle eine Rolle, wenn es um den Glauben geht. Wie viele Menschen haben durch Verführung ihren Glauben verloren! Verführung durch schlechte Bücher, Verführung durch Zeitungen, Verführung durch üble Fernsehsendungen. Verführung geschieht auch bei Eigentumsdelikten. Mir ist es mehr als einmal geschehen, daß Handwerker versuchten, mir eine Rechnung auszustellen, bei der die Mehrwertsteuer fehlte. Das wäre Betrug gewesen; das war Verführung zum Betrug. Ich habe das von mir gewiesen. Verführung geschieht auch zum Diebstahl. Ich kann mich erinnern, daß in meiner Jugendzeit, im Alter etwa von 12 Jahren, sich mehrere Kameraden meiner Klasse durch Verführung zum Diebstahl auszeichneten. Sie gingen auf die Jahrmärkte, nahmen andere mit und lehrten sie, wie man unbemerkt Dinge, die einen Jungen interessieren, von den Ständen wegnehmen konnte.

Außerordentlich häufig ist Verführung auf dem Gebiete der Ehe und des geschlechtlichen Lebens. Wie viele Frauen, wie viele Männer haben in Mischehen durch Verführung ihren Glauben verloren!

Wie viele sind bewogen worden, die religiöse Praxis aufzugeben, ja zu einer anderen Religionsgemeinschaft überzutreten! Viele haben ihre Unschuld verloren, weil sie durch den Verführer zu bösem Tun verleitet wurden. Die geschlechtliche Verführung ist sicher die häufigste von allen, und deswegen ist sie so gefährlich und so bedauerlich. Die Verführung ist ein schweres Vergehen gegen die Pflicht, die wir für das Seelenheil des Nächsten haben. Wir machen uns schuldig am Ruin des anderen, wenn wir jemanden verführen. Die eigene Sünde hat man gewissermaßen im Griff; ich kann mich bekehren. Aber ob der andere fähig ist, sich zu bekehren, das weiß ich nicht. Deswegen ist es so schlimm, wenn wir jemanden durch Verführung zur Sünde gebracht haben. Es bleibt uns nur übrig, daß wir durch eifriges Gebet und durch Sühne die Huld Gottes zu bewegen versuchen, in die Seele des anderen einzugreifen, damit auch ihm die Gnade der Bekehrung geschenkt werde.

Die zweite Form, in der dem Seelenheil des Nächsten Schaden zugefügt wird, ist das Ärgernis. Das Ärgernis ist eine Handlung, die böse ist oder als böse erscheint und die anderen zum Anlaß seelischen Schadens wird. Wir unterscheiden das aktive und das passive Ärgernis. Aktives Ärgernis ist jenes, das gegeben wird, passives Ärgernis ist dieses, das genommen wird. Das aktive Ärgernis tritt in drei Formen auf. Die erste Form ist das teuflische Ärgernis. Hier begeht jemand etwas Böses oder etwas, was als böse angesehen wird, aus Haß gegen Gott und den Nächsten, um ihm an der Seele zu schaden: teuflisches Ärgernis. Die zweite Form ist das direkt gewollte Ärgernis. Hier setzt jemand eine böse Tat oder eine als böse angesehene Tat, damit der andere die Sünde tut, damit er ihm in seiner Sünde folgt. Die dritte Form des Ärgernisses ist das indirekt veranlaßte Ärgernis. Es besteht darin, daß man eine Tat setzt, die geeignet ist, bei einem anderen eine Sünde hervorzurufen.

Solche Ärgernisse sind, Gott sei es geklagt, außerordentlich häufig. Wenn die Tennisspielerin Steffi Graf ihren bürgerlichen Kirchenaustritt erklärt, wie sie es getan hat, dann gibt sie damit Ärgernis, denn sie ist für viele ein Vorbild, und andere denken, was Steffi Graf tut, das können sie auch tun. Wenn der designierte Bundeskanzler Gerhard Schröder viermal eine bürgerliche Ehe schließt, dann gibt er Ärgernis, dann erweckt er den Anschein, die Ehe sei ein Spielball der Laune und der Leidenschaft. Wenn der amerikanische Präsident Bill Clinton in seinen Diensträumen Unzucht treibt, dann gibt er damit Ärgernis. Ein ganzes Volk schaut auf ihn und meint, wenn er so etwas tue, dann sei das nicht weiter schlimm.

Ärgernis geben nicht nur Laien, Ärgernis geben auch Priester. Wenn in Regensburg ein kroatischer Priester zu Gefängnis verurteilt wird, weil er seine Haushälterin vergewaltigt hat, dann gibt er damit Ärgernis, schweres Ärgernis, wirft auf die Kirche einen Schatten und bringt den Klerus in schlechtes Licht. Wenn Bischöfe dem Heiligen Vater ungehorsam sind, dann geben sie damit Ärgernis, denn die Menschen meinen, wenn Bischöfe dem Heiligen Vater in Rom nicht gehorsam sind, dann brauchen sie es auch nicht zu sein.

Das passive Ärgernis besteht darin, daß man sich durch die Sünde oder das sündenähnliche Tun eines anderen zur Sünde veranlassen läßt. Das schlechte Beispiel des anderen zwingt einen nicht zur Sünde; es ist keine Aufforderung, aber es ist ein Anlaß. Das veranlaßte Ärgernis tritt in zwei Formen auf, nämlich im Ärgernis der Kleinen und im Ärgernis der Pharisäer. Das Ärgernis der Kleinen besteht darin, daß jemand aus Schwäche oder Unwissenheit die Sünde eines anderen zum Anlaß nimmt, um selbst zu sündigen. Das ist in der Regel der Fall. Man sieht einen anderen Böses tun und meint, damit in gewisser Weise entlastet zu sein, es auch tun zu können. Die Sünde des anderen zeitigt zur Nachahmung. Das ist das Ärgernis der Kleinen, das aus Schwäche oder Unwissenheit hervorgeht. Das Ärgernis der Pharisäer hat seinen Grund in böser Gesinnung. Hier wird eine Handlung, die einwandfrei ist, zum Anlaß genommen, um jemanden zu verdächtigen und eventuell selbst entsprechend zu handeln. Das pharisäische Ärgernis entsteht aus böser Gesinnung. Wer arg ist, der denkt arg; er ist geneigt, anderen Arges zuzuschreiben. Ich habe einmal erlebt, wie eine sogenannte fromme Frau einen Priester in seinem Glauben verdächtigte, weil er bei der Erhebung des Kelches - aus Schwäche oder aus mangelnder Sicht - den Kelch etwas schief hielt. Das ist das Ärgernis der Pharisäer, und dieses Ärgernis ist auch nicht selten, denn Menschen wollen sich, indem sie anderen Böses zuschreiben, über andere erheben. Sie meinen, sie wachsen, wenn der andere sinkt.

Wir müssen, soweit es in unseren Kräften liegt, das Ärgernis meiden. Wir wollen ja dem Nächsten zu seinem Seelenheil verhelfen und nicht ihm schaden. Wir müssen also alles unterlassen, was böse ist

oder was den Schein des Bösen an sich trägt. Ja, wir müssen unter Umständen sogar gute Handlungen, einwandfreie Handlungen unterlassen, wenn sie geeignet sind, einem größeren Kreise Anstoß zu bieten. Freilich kann man hier das sogenannte Kompensationsprinzip anwenden. Das heißt: Auch wenn aus einer einwandfreien Handlung Ärgernis entstehen kann, darf sie gesetzt werden, muß sie unter Umständen gesetzt werden, wenn höhere Werte ihre Setzung erlauben oder gebieten. Man darf also zum Beispiel von Gott gebotene Handlungen nicht unterlassen, weil sie anderen Ärgernis geben. Es gibt Menschen, die nehmen Ärgernis daran, daß Katholiken jeden Sonntag die Messe besuchen. Ein solches pharisäisches Ärgernis brauchen wir nicht zu berücksichtigen. Wir brauchen uns nur um das Ärgernis der Kleinen zu kümmern, und hier gilt, wie gesagt, das Prinzip: Wenn entschuldigende Gründe vorhanden sind, dürfen wir selbst dann eine einwandfreie Handlung setzen, wenn daraus Anstoß entstehen kann.

Wenn man Ärgernis gegeben hat, muß man es wieder gutzumachen suchen. Das geschieht einmal durch Belehrung, durch Aufklärung, indem man eben die Verhältnisse den anderen darlegt; es geschieht sodann durch das gute Beispiel. Wenn jemand die Osterkommunion versäumt hat, dann macht er diesen Fehler gut, wenn er sie später nachholt. Es kann aber auch notwendig sein, gegebenes Ärgernis in einem größeren Rahmen wiedergutzumachen. Die Tübinger Theologische Fakultät fordert die Rehabilitierung eines Mannes namens Hans Küng. Rehabilitieren heißt, jemanden wieder in seine früheren Rechte einsetzen. Das kann geschehen, wenn der Entsprechende seine Ärgernisse wiedergutmacht. Also, wenn Küng seine Irrlehren widerruft, wenn er den unermesslichen Schaden, den er über Kirche und Volk gebracht hat, wiedergutzumachen bestrebt ist, dann kann er rehabilitiert werden, aber nur dann!

„Ärgernisse müssen kommen“, sagt der Herr, „aber wehe dem, durch den Ärgernis geschieht! Es wäre ihm besser, es würde ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er in die Tiefe des Meeres versenkt.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen den Nächsten (5)

(Über die Mitwirkung an fremden Sünden)

11.10.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, von den Pflichten zu sprechen, die der Einzelne gegenüber dem Nächsten hat. Am vergangenen Sonntag sprachen wir von den Pflichten, die er gegenüber der Seele des anderen hat, und wir erwähnten, daß man sich versündigt, wenn man den Nächsten verführt oder ihm Ärger gibt. Eine andere Weise, wie man sich gegen die Seele des Nächsten verfehlt, ist die fremde Sünde, ist das gemeinsame Sündigen.

Viele Sünden geschehen allein, aber vielleicht ebenso viele oder noch mehr geschehen im Zusammenwirken. Wir unterscheiden beim Sündigen Täterschaft und Teilnahme. Täterschaft besteht darin, daß man die Sünde selbst setzt. Bei der Täterschaft ist zu unterscheiden die unmittelbare und die mittelbare Täterschaft. Unmittelbarer Täter ist derjenige, der ohne Mittelsmann, ohne Mittelsperson die Tat, die sündhafte Tat vollendet. Mittelbarer Täter ist jemand, der sich eines Mittels bedient, nämlich einer Mittelsperson, um die Tat zu vollbringen. Denken Sie an einen Arzt, der eine Schwester beauftragt, einem Patienten Gift zu geben. Die Schwester reicht dem Patienten das Gift, ohne zu ahnen, daß sie hier einen Menschen in den Tod befördert, denn sie ist der Meinung, es sei eine Arznei. Mittelbare Täterschaft.

Sodann unterscheiden wir Allein- und Mittäterschaft. Wie gesagt, viele Sünden werden von einem einzelnen allein verrichtet. Aber ebenso viele oder vielleicht noch mehr werden durch mehrere Täter vollbracht. Hier unterscheiden wir wieder die freiwillige und die notwendige Mittäterschaft. Es gibt Sünden, die können überhaupt nur vollbracht werden, indem ein Mittäter vorhanden ist; denken Sie an einen Ehebruch oder denken Sie an eine unerlaubte Eheschließung. Die freiwillige Mittäterschaft besteht darin, daß sich jemand mit einem anderen zusammentut, um eine Tat zu vollbringen. Nehmen wir an, zwei Männer wollen einen Tabernakel berauben. Der eine bringt das Schweißwerkzeug mit, der andere erbricht die Tür und hält Wache, während der Raub geschieht.

Die zweite Form, wie man eine Sünde vollbringen kann neben der Täterschaft, ist die Teilnahme. Die Teilnahme zerfällt wiederum in die Anstiftung und in die Beihilfe. Anstifter zu einer Straftat oder zu einer Sünde ist derjenige, der in dem anderen den Willen erzeugt, diese Sünde zu vollbringen. Die Anstiftung kann auf mannigfache Weise geschehen, durch Bitte, Rat, Beschluß, durch Befehl, durch Geschenke, durch Bestechung. Ich kann mich erinnern: Als ich ein Knabe war, reizten manche Jungen andere zur Sünde, indem sie sagten: Du traust dich ja nicht. Auf diese Weise wurde ein anderer aufgereizt, eine Sünde zu tun. Du traust dich ja nicht. Er wollte dann zeigen, daß er sich traut. Die zweite Form der Teilnahme ist die Beihilfe. Beihilfe zu einer Sünde leistet jener, der nicht mit dem Täterwillen die Tat vollbringt, sondern in irgendeiner Weise zu der Tat beiträgt. Die Beihilfe kann eine positive oder eine negative sein. Positiv betreibt Beihilfe zur Sünde, wer eine Handlung setzt, durch die die Sünde gefördert wird, und zwar in direkter Weise. Negative Beihilfe betreibt, wer eine Pflicht unterläßt, so daß die Sünde geschehen kann. Jetzt haben wir ein Beispiel positiver Beihilfe, das durch alle Zeitungen ging, erlebt. Der Rainer Körper hat den jüdischen Geschäftsmann Jakob Fiszman mit einem Spaten erschlagen. Sein Sohn, der Sven Körper, steuerte das Auto, mit dem diese beiden zum

Wald gebracht wurden, und er nahm den Vater wieder auf, nachdem er seine grausige Tat vollbracht hatte. Er hat Beihilfe geleistet zu dieser schändlichen Tat.

Eine ganz wichtige Unterscheidung bei der Mitwirkung zu fremden Sünden ist die zwischen formeller Mitwirkung und materieller Mitwirkung. Formell wirkt zu einer Sünde mit, wer den Willen hat, die Sünde auch zu begehen. Formelle Mitwirkung ist Begehung der Sünde mit Absicht und mit Willen. Materielle Mitwirkung besteht darin, daß man nicht in die böse Absicht einstimmt, daß man sich aber an der Handlung irgendwie beteiligt, wobei die eigene Mitwirkung einwandfrei ist, doch vom anderen, der sündigt, mißbraucht wird. Materielle Mitwirkung ist also nicht in sich böse, sondern kann nur durch die Umstände böse werden. Sie kann aber auch durch die Umstände erlaubt sein. Materielle Mitwirkung ist immer erlaubt, wenn vier Punkte zusammentreffen, einmal, daß die Handlung, die der Mitwirkende setzt, selbst einwandfrei ist, sodann, daß man in den bösen Willen nicht einstimmt, weiter, daß man einen triftigen Grund hat, die Mitwirkung zu setzen, und schließlich, daß man die Sünde zu hindern nicht imstande ist. Der triftige Grund muß um so gewichtiger sein, je näher die Mitwirkung an die Tat heranführt, je gewisser der sündhafte Wille des anderen ist, je wahrscheinlicher es ist, daß die Sünde nicht zustande käme, wenn man nicht materiell mitwirkte, und je größer das Ärgernis ist, das von der Mitwirkung zu befürchten ist. Ich will Ihnen einige Beispiele bieten für die materielle Mitwirkung, denn das ist ein Gegenstand, meine lieben Freunde, der uns tagtäglich begegnet. Ein Taxifahrer in Frankfurt, der einen Mann zum Bordell fährt, stimmt in dessen schlechte Absicht nicht ein, aber er hat Beförderungspflicht. Ein Taxifahrer muß die Gäste, die sich ein Taxi mieten wollen, annehmen. Schlimmer ist eine andere Mitwirkung, die vor einigen Jahrzehnten in Persien geschah. Der Schah von Persien hatte die Angewohnheit, Bedienstete nach Europa zu schicken, die ihm jeweils für ein Wochenende eine Frau besorgten, mit der er Unzucht trieb. Eine solche Mitwirkung ist so nahe an die Verführung herangerückt, daß man sie nicht als erlaubt ansehen kann. In der Gefahr materieller Mitwirkung sind Gastwirte. Wenn sie einem Mann, von dem sie wissen, daß er sich betrinken wird, berauschende Getränke verabreichen, dann machen sie sich mitschuldig an seiner Trunkenheit. Es müssen außerordentlich schwerwiegende Gründe vorhanden sein, daß sie zu diesem Tun mitwirken können. Eine uns häufig unmittelbar angehende Mitwirkung ist die Vermietung von Wohnungen oder Zimmern. Man darf die Vermietung von Wohnungen und Zimmern nicht zum Anlaß werden lassen, damit der Unzucht Vorschub geleistet wird. Der Mann in Alzey, von dem in der gestrigen Zeitung die Rede war, der sein Haus in Armsheim vermietet hat, wußte nicht, daß der Mieter ein Zuhälter ist, der dort Prostituierte beschäftigt. Kann unsereins einem Paar ein Zimmer vermieten, von dem er weiß, daß es nicht verheiratet ist? Es wäre dies zulässig, wenn zwei Bedingungen erfüllt sind, nämlich erstens, andere Mieter sind nicht zu finden, und zweitens, man ist auf die Mieteinnahmen zum Lebensunterhalt angewiesen.

Nicht nur im Bereich des privaten Lebens ist materielle Mitwirkung möglich, sondern auch im Bereich des öffentlichen Lebens. Denken Sie etwa an die Drogerien, die Kondomapparate aufstellen. Das ist eine materielle Mitwirkung, die zweifellos nicht erlaubt ist. Ein Drogist muß seinen Lebensunterhalt auch ohne Kondomautomaten verdienen können. Beamte müssen manchmal Gesetze anwenden, die nicht einwandfrei sind. Denken Sie etwa an das Gesetz, das die Zivilehe für jede Eheschließung vorschreibt, die vom Staat anerkannt werden soll; oder denken Sie an das Gesetz der Ehescheidung, wo zwei Menschen, die ehelich verbunden waren, getrennt werden. Eine solche Mitwirkung ist für Beamte nur gestattet, wenn nicht in sich Schlechtes geschieht und wenn das, was da vor sich geht, lediglich Vollzug eines Gesetzes ist, wobei der Beamte nur ausspricht, was der Gesetzgeber beschlossen und zu verantworten hat. Und da sind wir gleich wieder bei der Frage: Wie muß ich mich gegenüber dem Gesetzgeber verhalten als Wahlberechtigter? Antwort: Es ist materielle Mitwirkung zu schlechten Gesetzen, wenn ich Abgeordnete wähle, von denen ich weiß, daß sie Gesetze beschließen werden, die das Gemeinwohl eklatant schädigen; wenn ich weiß, daß Abgeordnete, die gewählt werden, glaubensfeindliche, religionsschädliche, sittengefährdende Gesetze beschließen werden. Das ist eine verbotene materielle Mitwirkung, denn jeder hat die Möglichkeit, auch andere Abgeordnete zu wählen.

Besondere Gefahren lauern auf Schauspieler. Wir wissen, daß es viele Schauspiele gibt, die den Glauben und die Sitten untergraben. Die Urheber solcher Schauspiele begehen eine formelle Sünde.

Aber die an der Aufführung Beteiligten, wie ist deren Handeln zu beurteilen? Nun, wenn sie in sich Anstößiges tun sollen, dann müssen sie von diesem Schauspiel zurücktreten. Ich habe es erlebt, daß ein Geiger im Grazer Sinfonieorchester sich weigerte, bei einer Oper mitzuspielen, in der irreligiöse Texte und Lieder gesungen werden. Er hat sich auf seine Gewissensfreiheit berufen und ist damit durchgekommen. In Heidelberg wird zur Zeit „Die Macht des Schicksals“ von Verdi aufgeführt. In dieser merkwürdigen Inszenierung geschieht folgendes. Soldaten verrichten ihre Notdurft auf einem Kreuze. Es ist offensichtlich, daß Schauspieler, die sich einen Rest von katholischem, christlichem Empfinden bewahrt haben, dazu nicht mitwirken dürfen. In Dortmund wird das Stück „Gesualdo“ von Thomas Strittmatter aufgeführt. In diesem Stück wird ein Hof geschildert, der von Sittenlosigkeit überbietet. Aber von Zeit zu Zeit erscheint ein Priester mit zwei Meßdienern und gibt allen Generalnachlaß, und dieser Nachlaß dient zum Stimulans, also zur Aufreizung von neuen Ausschweifungen. Ohne Zweifel ist eine Mitwirkung an diesem Machwerk, an diesem erbärmlichen Machwerk nicht zulässig.

Es wird gern über die Generation hergefallen, die von 1933 bis 1945 in Deutschland gelebt hat. Da weiß man heute angeblich besser, wie man es hätte machen sollen. Meine lieben Freunde, wir sind mit tausend Fäden mit unserer Umgebung verknüpft, und es ist schlechthin unmöglich, sich jeder materiellen Mitwirkung zu enthalten. Wir finanzieren mit unseren Steuern die Theater, die schlechte Stücke aufführen. Wir finanzieren mit unseren Beiträgen die Abreibungen, welche die Krankenkassen bezahlen. Die Männer und Frauen, die im Dritten Reich Uniformen für die SS genäht haben, haben materiell mitgewirkt zu deren Verbrechen, aber in einer ganz entfernten Weise. Es war ihr Lebensunterhalt, an der Nähmaschine zu sitzen und solche Uniformen herzustellen. Die Eisenbahner, welche Personen in die Lager in Polen beförderten, wo ihnen Hunger und Tod drohten, haben ihre Pflicht erfüllt. Sie waren Beamte im Transportdienst. Man wird ihnen nicht vorwerfen können, daß sie nicht von der Lokomotive herabgesprungen sind und den Zug haben stehen lassen. Die Firma Degussa, die Giftgas hergestellt hat, hat an den Morden, die damit begangen wurden, keinen Anteil. Das Giftgas konnte auch zu anderen Zwecken verwendet werden und wurde auch zu anderen Zwecken verwendet. Schuldig waren diejenigen, die es zu teuflischen Zwecken verwendeten. Aber man wird die Firma Degussa deswegen nicht einer unerlaubten Mitwirkung zeihen können. Oder denken Sie, um ein letztes Beispiel zu erwähnen, an die vielen Männer und Frauen in England und Amerika, die Fliegerbomben herstellten. Mit diesen Fliegerbomben wurden in Deutschland Hunderttausende von Zivilisten getötet, wurden Wohnviertel ausgelöscht, wurden Feuerstürme entfacht. Diese Männer und Frauen waren daran nicht schuld, schuld war der Premierminister Churchill, der diese Vernichtung von Wohnvierteln angeordnet hat.

Wir sehen, meine lieben Freunde, es ist nicht einfach, die Prinzipien der katholischen Moraltheologie auf die einzelnen Fälle anzuwenden. Man braucht dazu ein feines Gewissen, und es kann durchaus sein, daß jemand eine Mitwirkung als unerlaubt ansieht, von der ein anderer annimmt, sie sei noch erlaubt. In jedem Falle gilt das Wort aus dem 1. Brief des Apostels Paulus an Timotheus: „Mache dich nicht fremder Sünden mitschuldig!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen den Nächsten (6)

(Über die Pflicht der Wahrhaftigkeit)

18.10.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir waren dabei, die Pflichten zu bedenken, die der Einzelne gegenüber dem Nächsten hat. Heute wollen wir uns mit der Pflicht der Wahrhaftigkeit beschäftigen. Die Wahrhaftigkeit ist im weitesten Sinne Liebe zur Wahrheit. Im engeren Sinne ist es jene Tugend, kraft der wir das, was in unserem Inneren lebt, in geeigneter Weise durch Wort und Tat nach außen bekunden. Wahrhaftigkeit ist die Übereinstimmung des Inneren mit dem Äußeren. Die Wahrhaftigkeit ist eine Tugend, weil sie das sittliche Handeln ordnet. Sie ist eine besondere Tugend, weil sie die Ordnung des Inneren und des Äußeren zur harmonischen Zusammenfügung zum Gegenstand hat. Sie ist eine sittliche Tugend, weil sie die Ordnung der Zunge durch den Willen in sich schließt.

Die Wahrhaftigkeit ist eine strenge Pflicht; sie ergibt sich aus mehreren Gründen. Einmal ist der Mensch ein einheitliches Wesen. Er zerfällt nicht in zwei Wesen, eines, das er im Inneren trägt, und eines, das er nach außen zeigt. Er ist ein einheitliches Wesen. Gott hat sodann dem Menschen die Sprache gegeben, damit er sich verständige, nicht damit er den anderen täusche. Die Sprache ist das Medium des Verstehens, und es ist ein Mißbrauch der Sprache, wenn man sie zum Mißverstehen absichtlich und ohne Grund verwendet. Die Gesellschaft ist weiter auf die Wahrhaftigkeit angewiesen. Handel und Wandel, Leben und Geschehen können nur einen heilvollen Lauf nehmen, wenn die Menschen sich aufeinander verlassen können, wenn sie wahrhaftig miteinander umgehen. Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, daß Gott ein Gott der Wahrheit ist. Er ist die Wahrheit selbst, und wir sind nach seinem Bilde geschaffen und müssen also danach streben, wahrhaftig zu sein.

Nun verkennt freilich die Kirche und näher die katholische Moraltheologie nicht, daß es Situationen geben kann, in denen man die Wahrheit verschweigen darf. Man darf nie lügen. Die Lüge ist immer verboten, ohne Ausnahme, wie wir am nächsten Sonntag erkennen werden. Aber es gibt Lagen, in denen es nicht verlangt ist, alles, was man weiß, kundzugeben. Es kann durchaus sein, daß es erlaubt, ja pflichtmäßig ist, in bestimmten Fällen die Wahrheit in sich zu verschließen. Ich sage noch einmal: nicht, indem man Unwahres sagt, aber indem man sich so verhält, daß der andere möglicherweise in einen Irrtum geführt wird. Es gibt die Möglichkeit der zweideutigen Redeweise, die man Amphibolie oder Mentalrestriktion nennt. Ich will Ihnen erklären, worum es sich hier handelt. Zunächst einmal ist nicht jede wörtliche Redeweise buchstäblich wahr. Ich habe einen Freund, der liebt es, seinen Wagen auf hohe Geschwindigkeiten zu treiben. Einmal fuhr er mit einem anderen nach Berlin, und als die Geschwindigkeit unter 100 Kilometer sank, sagte er: „Wir stehen ja.“ Nun, der Wagen hat gewiß nicht gestanden, wenn er mit 90 Kilometer Geschwindigkeit fährt, aber er wollte eben ausdrücken: Das ist zu wenig. Solche übertriebene Redeweise gibt es, sie ist erlaubt und anerkannt. Sodann ist auch die zweideutige Redeweise möglich. Es gibt Äußerungen, die können in doppelter Weise verstanden werden. Nehmen wir den Satz: Ich sah den Mann mit dem Fernrohr. Das kann zweierlei bedeuten, nämlich: Ich sah den Mann, indem ich ein Fernrohr benutzte. Es kann aber auch besagen: Ich sah den Mann, der ein Fernrohr trug. Zweideutige Redeweise ist denkbar, manchmal ungewollt, manchmal gewollt. Und wenn sie gewollt ist, dann spricht man von Mentalrestriktion. Man sagt einen Satz, der in sich nicht falsch und auch nicht unwahr ist; aber der Satz wird von einem selbst anders verstanden als von dem, der ihn hört, oder er kann zumindest anders verstanden werden. Das ist die zweideutige Redeweise.

Der Herr selber hat sie benutzt. „Reißt diesen Tempel nieder, und in drei Tagen werde ich ihn aufbauen.“ Die Juden meinten, er habe von dem steinernen Tempel in Jerusalem gesprochen, in Wirklichkeit meinte er den Tempel seines Leibes. Oder ein anderes Beispiel: Als er in das Haus des Jairus trat, wo das Töchterlein soeben gestorben war, sagt er: „Das Kind ist nicht tot, es schläft nur.“ Da verlachten sie ihn, denn sie wußten genau, das Kind war gestorben. Der Herr wußte das selbstverständlich auch, aber für ihn und seine Allmacht war eben der Tod nur ein Schlaf, und er war gekommen, das Kind aus diesem Schlaf herauszurufen. Wir haben also von höchster Autorität Falle, in denen die zweideutige Redeweise gestattet wird. Wir dürfen sie aus guten Gründen, vor allem in Notfällen, benutzen. Wir dürfen nicht lügen, ich sage es noch einmal, aber es ist in bestimmten Lagen zulässig, eine zweideutige Rede zu gebrauchen, um dadurch höhere Werte zu schützen.

Man muß nicht alles sagen, was man weiß. Es gibt die Möglichkeit, unter Umständen sogar die Verpflichtung, etwas zu verschweigen. Das ist vor allem dann der Fall, wenn es sich um Geheimnisse handelt. Geheimnisse sollen bewahrt werden. Wir unterscheiden vier Arten von Geheimnissen, nämlich das natürliche, das versprochene, das anvertraute und das sakramentale Geheimnis. Das natürliche Geheimnis entsteht, wenn man etwas hört, das dem anderen, wenn man es verbreiten würde, schaden würde, was ihm lästig wäre und was ihn betrüben würde - das natürliche Geheimnis. Das versprochene Geheimnis hat seinen Grund im Versprechen, das man jemandem abgelegt hat: Ich will das bei mir bewahren, ich will es nicht weitergeben. Das anvertraute Geheimnis beruht auf einem ausdrücklichen oder stillschweigenden Vertrag. Man hat sich gleichsam verabredet, daß das, was hier gesprochen wird, geheim bleiben muß. Solche anvertraute Geheimnisse sind vor allem bei bestimmten Berufen geläufig; Priester, Rechtsanwälte, Ärzte müssen anvertraute Geheimnisse bewahren.

Das versprochene und das anvertraute Geheimnis lassen zu, daß man einem verschwiegenen Dritten davon Kenntnis gibt. Man kann durchaus einem vertrauten Menschen, natürlich wiederum unter dem Siegel der Verschwiegenheit, um sich selbst Klarheit zu verschaffen oder Erleichterung zu gewinnen, ein solches Geheimnis weitergeben. Aber ich sage noch einmal: nur unter der Voraussetzung, daß er andere genauso verschwiegen ist, wie man selbst.

Die Geheimnisse können zessieren; die Pflicht zur Geheimhaltung kann aufhören. Es gibt Umstände, bei denen höhere Werte es zulässig machen, daß man das Geheimnis weitergibt. Wenn Gefahren für den Betreffenden, dem man das Geheimnis zu halten versprochen hat, entstehen, dann kann es pflichtmäßig werden, das Geheimnis zu lüften. Man ist nicht unter allen Umständen gebunden, das Geheimnis zu bewahren. Nur eine Ausnahme gibt es, nämlich das Beichtgeheimnis. Das Beichtgeheimnis verpflichtet immer und gegenüber jedem. Es ist verpflichtend in jeder Gefahr und unter allen Umständen. Es verpflichtet auch gegenüber dem Pönitenten. Der Beichtvater darf nicht, wenn er einen Pönitenten auf der Straße trifft, beginnen, mit ihm über sein Bekenntnis zu sprechen. Auch das wäre ein Verstoß gegen das Beichtgeheimnis. Das Beichtgeheimnis verpflichtet auch alle anderen, die zufällig vom Gegenstand der Beicht hören. Wenn jemand den Beichtzettel findet, auf dem die Sünden aufgeschrieben sind, ist er verpflichtet, das Geheimnis zu bewahren. Wenn jemand etwas hört von dem, was im Beichtstuhl bekannt wird, muß er darüber schweigen. Gegenstand des Beichtgeheimnisses ist alles das, was mit Rücksicht auf die Erlangung der Lossprechung dem Beichtvater anvertraut wird.

Es werden im Beichtstuhl auch manchmal andere Dinge mitgeteilt. Mir sagte einmal in Mainz in St. Bonifaz jemand: „Beeilen Sie sich, ich muß schnell zum Zuge!“ Nun, das ist kein Beichtgeheimnis, nicht wahr? Oder gestern erzählte mir jemand im Beichtstuhl, daß er im Winter nach Spanien fährt. Das ist kein Gegenstand des Beichtgeheimnisses; das ist eine Mitteilung, die ganz interessant ist. Aber alles, was mit Rücksicht auf die Erlangung der Lossprechung mitgeteilt wird, ist Inhalt, unverbrüchlicher Inhalt des Beichtgeheimnisses.

Es besteht eine große Verantwortung für das, was wir sagen, und für das, was wir verschweigen. Die Zunge ist ein kleines Organ, aber sie will beherrscht sein. Nicht umsonst sagt der Apostel Jakobus: „Wer mit der Zunge nicht strauchelt, ist ein vollkommener Mensch.“ Er nimmt nämlich an, daß, wer die Zunge beherrscht, auch alle anderen Lebensäußerungen beherrschen kann. „Ein jeder von euch rede mit seinem Nächsten die Wahrheit“, schreibt der Apostel. Und der Herr sagt: „Eure Rede sei ein Ja für ein Ja und ein Nein für ein Nein. Was darüber ist, das ist vom Teufel.“ Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen den Nächsten (7)

(Über die Verfehlungen gegen die Wahrhaftigkeit)

25.10.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Bei einer Unterhaltung sagte eine Frau: „Ich habe in meinem Leben dreimal gelogen.“ Ein Herr, der ihr gegenüber saß, bemerkte trocken: „Macht also zusammen viermal.“

Die Lüge ist weit verbreitet. Die meisten Menschen haben in ihrem Leben einmal oder vielmal gelogen. Es wird wenige Menschen geben, die sagen können: Ich habe nie gelogen. Von George Washington, dem ersten Präsidenten der USA, wurde allerdings gesagt: „He never told a lie“; er hat niemals gelogen. „He never told a lie.“ Die Häufigkeit der Lüge erklärt sich aus der Leichtigkeit, mit der sie über die Lippen kommt. Außerdem gibt es Theorien, welche die Lüge zu rechtfertigen suchen. Aristoteles, der edle Heide, hat die Verwerflichkeit jeder Lüge ausgesprochen; aber schon Plato erklärte, daß man um des Gemeinwesens willen, um des Staates willen lügen dürfe; im Privatleben nicht, aber im öffentlichen Leben. Verhängnisvoll war dann vor allem die Stellungnahme Luthers und seiner Anhänger. Die sogenannten Reformatoren haben die Notlüge und die Nutzlüge gerechtfertigt. Luther war der Meinung, daß man um des Evangeliums willen lügen dürfe - Nutzlüge. Diese Theorie wurde dann ausgebaut von Hugo Grotius, diesem einflußreichen Philosophen; er unterschied zwischen Falschrede und Lüge. Lüge ist nach ihm nur dann vorhanden, wenn man etwas Falsches sagt und dabei das Recht eines anderen verletzt. Wenn das letztere nicht in Frage kommt, Verletzung eines fremden Rechtes, sei es nur eine Falschrede, und diese sei gestattet. Wiederum ist die katholische Kirche die einzige, die unverbrüchlich an dem Verbot einer jeden Lüge festhält. Eine jede Lüge ist verwerflich; es gibt keine Ausnahme.

Lüge ist der Zwiespalt zwischen dem Denken und dem Reden. Eine Lüge liegt dann vor, wenn sich die Rede auf etwas Ungehöriges richtet, nämlich auf die Unwahrheit. Die Lüge hat es meistens mit der Absicht zu tun, zu täuschen. Aber auch ohne diese ausdrückliche Absicht ist die Lüge vorhanden. Der Widerstreit zwischen dem Inneren und dem Äußeren macht das Wesen der Lüge aus. Wo dieser Widerstreit nicht vorhanden ist, liegt auch keine Lüge vor. Ich erzähle eine Reihe von Fällen, bei denen wir von Lüge nicht sprechen können. Das liegt einmal vor bei der Übertreibung. Wenn ich sage: Ich bin oft nach Mainz gefahren, und ein anderer sagt: Ich bin tausendmal nach Mainz gefahren, dann ist offensichtlich, daß der andere lediglich meint, er sei oft nach Mainz gefahren. „Tausendmal“ ist eine übertreibende Redeweise, die aber als solche erkennbar ist. Ebenfalls keine Lüge ist eine erdichtete Erzählung. Der Herr hat oft solche erdichtete Erzählungen vorgetragen, etwa von dem Pharisäer und dem Zöllner, die in den Tempel gingen, um zu beten, oder von dem Mann, der unter die Räuber fiel und der von dem Samaritaner versorgt wurde. Das sind keine Lügen, sondern erkennbar erfundene Geschichten, die eine bestimmte Lehre verdeutlichen wollen.

Keine Lüge ist auch die Ironie. Ironie liegt dann vor, wenn der Wortlaut etwas anderes besagt, als in Wirklichkeit gemeint ist. Ein Musterbeispiel von Ironie finden wir in dem Drama „Julius Cäsar“ von Shakespeare. Da hält bekanntlich Marc Antonius eine Rede an der Leiche Julius Cäsars, und diese Rede ist ganz gegen seine Mörder gerichtet. Aber immer wieder sagt er über die Mörder: „They are honorable men“ - sie sind ehrenhafte Männer. „They are all honorable men“ - sie sind alle ehrenhafte Männer. Jedermann weiß, daß das Spott ist, aber diese ironische Redeweise ist zulässig und als solche erkennbar, und deswegen kann sie nicht als Lüge bezeichnet werden. Auch Höflichkeitsfloskeln kann

man nicht unter die Lüge einreihen. Wir schreiben auch an Menschen, die wir gar nicht ehren: „Sehr geehrter Herr...“, und wir unterschreiben unsere Briefe mit „Hochachtungsvoll“, auch wenn wir wenig Achtung vor dem Betreffenden haben. Das sind übliche Höflichkeitsformeln, die eingebürgert sind und deren man sich aus Konvention bedienen muß.

Auch die zweideutige Rede ist keine Lüge. Wir haben von Heiligen Beispiele solcher zweideutiger Rede, etwa vom heiligen Athanasius. Er war auf der Flucht vor seinen Häschern und fuhr den Nil hinauf. Dann ließ er plötzlich das Schifflin wenden und fuhr wieder zurück. Da begegneten ihm die Organe, die ihn festnehmen wollten. Aber er war in Verkleidung, so daß er nicht erkannt wurde. Der Anführer fragte ihn: „Hast du den Athanasius gesehen?“ „Ja“, sagte Athanasius, „er ist gar nicht weit von hier. Vor einer Stunde ist er nilaufwärts gefahren. Beeile dich, dann kannst du ihn einholen!“ Man wird diese Redeweise nicht als Lüge bezeichnen können. Sie bedeutete im Sinn des Athanasius etwas anderes als das, was der andere möglicherweise daraus heraushörte. Auch ein großer Mainzer Bischof hat sich solcher Redeweise bedient, nämlich Josef Ludwig Colmar, dieser bedeutende Mann, der die Kirche in Mainz nach den Wirren der Revolution und der Säkularisation wieder aufgebaut hat. Es war mitten in der Revolution, als er gesucht wurde. Es war ein Preis von 1000 Talern auf ihn gesetzt. Er lebte in einem Hause und war als Diener verkleidet. Da pochte es, die Polizei drang ein, erkannte ihn aber in seiner Verkleidung nicht. „Ist Colmar in diesem Hause?“ „Sucht selber! Ich werde euch führen. Ich glaube nicht, daß ihr ihn finden werdet.“ Sie durchsuchten das ganze Haus von oben bis unten - ergebnislos. Und Colmar entließ sie mit dem Satz: „Ich habe es euch ja gesagt, daß ihr ihn nicht finden werdet.“ Solche listige Bemerkungen können nicht als Lüge bezeichnet werden. Die Lüge aber, dieser gewollte Zwiespalt zwischen Denken und Reden, ist immer Sünde, und zwar ist sie aus einem vierfachen Grunde verwerflich.

Erstens: Die Lüge mißbraucht die Sprache. Die Sprache ist uns gegeben zur Verständigung, zur Mitteilung; wenn ich lüge, dann will ich mich nicht verständigen und nichts mitteilen, sondern ich will den anderen in den Irrtum führen. Das ist ein Mißbrauch der Sprache; deswegen ist die Lüge in sich verwerflich. Zweitens: Der Mensch ist ein soziales Wesen, ein Gemeinschaftswesen. Die Gemeinschaft kann nicht bestehen ohne Glauben und Vertrauen. Man muß sich auf den anderen, auf seine Äußerungen verlassen können. Wenn aber einer lügt, dann zerstört er das Vertrauen, und man kann sich nicht mehr auf ihn verlassen. Das Wuchern der Lüge muß die Zuverlässigkeit eines Gemeinwesens zerstören. Drittens sind Lügen häufig mit Schaden verbunden. Lügen bringen nicht selten anderen Verluste ein, Nachteile. Die Lüge schädigt, und auch deswegen ist sie verboten. Viertens: Jeder, der einmal gelogen hat, spürt bei sich ein Gefühl der Beschämung. Er merkt, daß er gegen sein eigenes besseres Wesen sich verfehlt hat. Er soll dem Gott der Wahrheit ähnlich sein, er soll ihm in der Wahrhaftigkeit nachfolgen, nun hat er sich gegen diese Pflicht verfehlt; er hat das Ebenbild Gottes in sich selbst geschändet. Deswegen ist die Lüge verwerflich.

Nun gibt es verschiedene Lügen, und der Grad der Verwerflichkeit ist je nachdem verschieden. Es gibt die Notlüge. Mit der Notlüge will man sich aus einer unangenehmen Situation, aus einer Verlegenheit befreien. Eine Notlüge beging Petrus im Vorhof des Hohenpriesters, als er sagte: „Ich kenne diesen Menschen nicht!“ Aber selbst Notlügen haben echte Christen vermieden. Peter Mayr war ein Freiheitsheld im Tiroler Kampfe gegen die französischen Eindringlinge im Jahre 1809. Er wurde gefaßt und zum Tode verurteilt. Aber der französische Offizier wollte ihn retten und sagte: „Sag doch, du habest nichts gewußt von dem Befehl, daß jeder, der mit der Waffe in der Hand getroffen wird, zu erschießen ist!“ Da antwortete Peter Mayr, der eine Frau und viele Kinder besaß: „Ich erkaufe mein Leben nicht durch eine Lüge.“

Daneben kommt die Nutzlüge häufig vor. Mit der Nutzlüge will man etwas erreichen, will sich einen Vorteil verschaffen. Nehmen wir an, ein Mann ist total betrunken und kann nicht zur Arbeit gehen. Die Frau meldet der Arbeitsstelle, er sei krank. Das ist eine Nutzlüge, um den Mann zu entlasten. Sodann gibt es die Scherzlüge. Auch die Scherzlüge ist ernstzunehmen; sie will unterhalten. Wenn man bei großer Kälte sagt: „Heute ist es aber schön warm“, dann ist das eine Scherzlüge, freilich eine relativ sehr harmlose Scherzlüge, die ja auch sofort erkennbar ist. Aber es gibt auch ernstere. Es wird erzählt, daß ein Hirt seinen Nachbarn immer wieder zurief: „Der Wolf kommt! Der Wolf kommt!“ Aber

der Wolf kam nicht. Es war nur ein Scherz. Als er aber einmal wirklich kam, da haben seine Nachbarn diese Alarmmeldung nicht mehr ernstgenommen. Und der Wolf kam und riß die Schafe.

Die Schadenslüge ist vielleicht die gefährlichste, weil sie dem anderen Schaden zufügt. Eine solche Schadenslüge wird uns beispielsweise in der Geschichte von Jakob und Esau berichtet. Jakob gab sich für seinen Bruder Esau aus und erwarb sich damit den Segen des Vaters, der dem Esau zugedacht war. Es war ein Betrug. Durch seine Lüge hat er seinen Bruder schwer geschädigt. Im Verkehr kommt die Geschäftslüge häufig vor. Es werden Waren angeboten, die den Versprechungen, die über sie gemacht werden, nicht entsprechen. Etwa bei Verkauf von Gebrauchtwagen werden häufig Vorteile des gebrauchten Wagens vorgespiegelt, die nicht vorhanden sind.

Und schließlich gibt es noch eine letzte Art der Lüge, das ist die Geschichtslüge. Es hat sich bei vielen Gegenständen in den Kreisen der Historiker ein gewisser Standard ausgebildet, der aber der Wahrheit nicht entspricht. Man stellt etwa bestimmte Leute als Bösewichte hin, die sie gar nicht waren. Das gilt zum Beispiel für den Herzog Alba und den König Philipp II. von Spanien. Sie werden in den Geschichtsbüchern als Tyrannen und hartherzige Menschen dargestellt; sie waren es nicht.

Lüge ist dem Herrn ein Greuel. Die Lüge wird in der Heiligen Schrift ausnahmslos verurteilt. Neben der Lüge aber auch ein Verhalten, das der Lüge gleichkommt. Man kann nämlich lügen nicht nur mit Worten, man kann auch lügen mit der Tat. Man kann ein Verhalten an den Tag legen, das unwahr ist, indem man sich verstellt, indem man heuchelt. Ein Heuchler war der König Herodes. Als die Weisen ihm meldeten, sie suchten den neugeborenen König der Juden, da erklärte er: „Sagt mir, wo er geboren ist, dann will auch ich hingehen und ihn anbeten!“ Verwandt mit der Heuchelei ist die Scheinheiligkeit. Mancher gibt sich nach außen als ein Frommer, ist aber in Wirklichkeit ein reißender Wolf. Scheinheiligkeit ist eine besondere Form der Heuchelei. In Rom lebte einmal in einem Kloster eine angeblich Begnadete. Die Oberin war sich aber nicht sicher, ob diese Begnadung echt sei oder nicht. Sie bat den heiligen Philipp Neri, er möge diese Nonne einmal prüfen. Philipp Neri kam, und die Nonne wurde zu ihm ins Sprechzimmer geführt; es war ein regnerischer Tag. Der heilige Philipp Neri bat die Nonne, seine beschmutzten Stiefel zu reinigen. Da fuhr sie auf und war gereizt, dazu sei sie nicht hergekommen. Sogleich erhob sich Philipp Neri und sagte lachend: „Das ist keine Begnadete“, denn er meinte, auf diese Weise habe sie sich selbst verraten, weil es ihr an Demut fehlte. Auch die Schmeichelei reicht an die Lüge heran. Wenn man anderen Vorzüge zuschreibt, die sie nicht haben, dann ist das unwahrhaftig. Schmeichelei betrieben die Bewohner von Tyrus und Sidon. Sie wohnen einer Rede von Herodes Agrippa bei, und als er geendet hatte, sagten sie: „Das ist die Stimme nicht eines Menschen, sondern eines Gottes!“ Das war eine plumpe und grobe Schmeichelei.

Wir wollen uns, meine lieben Christen, in der Wahrheit und in der Wahrhaftigkeit üben. Wir wollen unserem Herrn ähnlich sein, der die Wahrheit selber war, und der die Lüge auf den Teufel zurückgeführt hat. Er ist der Lügner von Anbeginn, und wer lügt, begibt sich in seine Gefolgschaft. Wer wahrhaftig ist, ist Gott wohlgefällig, wer lügt, der ist Gott ein Greuel. Lügnerische Lippen sind dem Herrn ein Greuel. Für uns muß gelten: Selig der Mann, selig die Frau, die mit der Zunge nicht straucheln; denn das sind vollkommene Menschen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen den Nächsten (8)

(Über die Pflicht zur Treue)

01.11.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Der Wahrhaftige vermeidet jeden Widerspruch zwischen seinem Inneren und dem Äußeren. Man kann sich auf sein Wort verlassen. Eng mit der Wahrhaftigkeit verwandt ist die Treue. Der Treue erfüllt, was er verheißen hat. Die Treue ist die Festigkeit in der Bindung, die man eingegangen ist, und auf die ein anderer vertrauen kann. Der Treue hält das, was er zugesagt hat. Die Treue ist also eine Tugend, die der Wahrhaftigkeit verwandt ist.

Die Treue ist von großer Bedeutung für den Einzelnen und für das menschlichen Zusammenleben. Wer treu ist, der erfüllt das, was die Wahrhaftigkeit von ihm fordert. Er ehrt sich selbst durch seine Treue. Untreue ist immer schäbig und entehrt den Menschen. Im Verkehr untereinander sind wir auf die Treue angewiesen. Denken Sie etwa im Geschäftsverkehr an das Verhältnis von Leistung und Gegenleistung. Der Handwerker erbringt zunächst seine Leistung, aber er verläßt sich darauf, daß der Preis, den er dafür verlangt, ihm gezahlt wird. Aber nicht nur im Geschäftsverkehr, sondern überall ist Treue vonnöten. Die Treue ist das Band zwischen den Menschen, und wir fühlen uns kaum jemals schwerer verletzt, als wenn jemand treulos handelt, wenn jemand untreu geworden ist.

Die Treue ist auf den verschiedensten Gebieten und unter den mannigfaltigsten Verhältnissen gefordert. Wir alle wissen, was es um die eheliche Treue ist. Ehegatten werden miteinander verbunden, auf daß sie immer in dieser Weltzeit zueinander gehören. Gott knüpft um sie ein unauflösliches Band, und dieses Band erzeugt die Verpflichtung zur Treue. Ehegatten müssen in guten und in bösen Tagen einander die Treue halten. Es ist das vielleicht etwas vom Schönsten, was in einer Ehe beiden widerfahren kann, wenn sie in schlimmen Tagen sich die Treue wahren. Finnland gehörte einmal zu Schweden. Ein finnischer Fürst machte einen Aufstand gegen den schwedischen König. Er wurde gefangengenommen und zum Kerker geführt. Da meldete sich seine Frau und bat den König, er möge zulassen, daß sie den Kerker mit ihrem Manne teile. Der König erwiderte: „Es ist eine lebenslängliche Gefangenschaft!“ Da zog die Frau den Ring von ihrem Finger und gab dem König zu lesen, was auf dem Ring stand: „Mors sola“ - Nur der Tod kann uns trennen.

Treue geloben Männer und Frauen, die in einem Ordensverband Gott und den Menschen dienen wollen. Sie verbinden sich durch die Gelübde, durch die Profeß, zur Treue. Sie wollen ihrem Gott, sie wollen ihrem Orden, sie wollen aber auch den Menschen, die auf sie angewiesen sind, die Treue halten. Es ist also etwas Ergreifendes um die Treue, die man in einem Ordensverband gelobt hat. Der Priester wird durch ein unauslöschliches Siegel geprägt bei der Weihe. Er empfängt ein Prägemaß, und dieses Prägemaß ist unverlierbar. Dieses Prägemaß verpflichtet ihn zur Treue. Er ist gehalten, sein ganzes Leben in diesem Stand zu vollbringen, zu dem er durch die Weihe bestimmt worden ist.

Die Treue wird auch zwischen Vorgesetzten und Untergebenen gefordert. Der Beamte steht in einem besonderen Treueverhältnis zum Staat. Er gibt dem Staat seine Arbeitskraft, seine Zuverlässigkeit, seine Uneigennützigkeit, und der Staat sorgt für ihn, er hat die Fürsorge für ihn im Alter, bei Krankheit, bei Invalidität. Die Wurzel und der Grund des Beamtenverhältnisses ist die Treueverpflichtung von beiden Seiten. Ähnlich ist es bei Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Der Arbeitnehmer

macht die Interessen des Arbeitgebers zu seinen eigenen. Er ist am Wohl und Wehe seines Betriebes lebhaft interessiert. Umgekehrt muß der Arbeitgeber für den Arbeitnehmer sorgen; er hat die Pflicht der Fürsorge. Sie sind durch ein Treueband aneinander gebunden. Das Arbeitsverhältnis ist ein personenrechtliches Treueverhältnis.

Treue geloben auch die Bischöfe dem Heiligen Vater. Wenn sie ihr Amt übernehmen, dann versprechen sie dem Heiligen Vater Treue. Hoffentlich halten sie diese Treue! Auch sie sind untergeben und haben die Pflicht, dem Heiligen Vater die Treue zu halten, nicht bloß in Worten, sondern auch mit der Tat.

Treue ist verlangt in der Familie. Familienangehörige sind aufeinander angewiesen. Sie sind desselben Blutes, derselben Abstammung, und das verpflichtet sie, zueinander zu halten. Man kann sich nicht von einem Glied der Familie trennen, das irriige Wege geht; man bleibt mit ihm verbunden. Die Treue hört nicht auf, auch wenn ein Angehöriger aus der Art schlägt. Als der große byzantinische Feldherr Belisar beim Kaiser in Konstantinopel in Ungnade fiel, da mußte er den Palast verlassen und wurde davongejagt. Mit ihm ging sein Sohn, der auch im kaiserlichen Palaste angestellt war. Der Vater bat ihn, er möge doch bleiben und sich nicht an ihn klammern. Da gab der Sohn zur Antwort: „Vater, alles hat dir der Kaiser geraubt, aber die Treue und Liebe deines Kindes kann er dir nicht rauben!“ Und er ging mit dem Vater in die Verbannung.

Treue ist auch das Mark des Freundesverhältnisses. Freunde müssen einander die Treue halten; einer muß sich auf den anderen verlassen können, auch, ähnlich wie in der Ehe, in schlimmen und bösen Tagen. Niemand, meine lieben Freunde, hat das Treueverhältnis zwischen Freunden ergreifender geschildert als Schiller in seine Ballade „Die Bürgschaft“. Da wird erzählt von einem Manne, der sich mit einem Dolch zum König von Syrakus schlich, um ihn zu ermorden. Er wurde gefaßt und zum Kreuzestode verurteilt. Der Mann sagte zum König: Ich bin bereit zu sterben, aber ich will zuvor noch meine Schwester verheiraten. Gib mir drei Tage Zeit, dann kannst du mich hinrichten. „Ich lasse dir den Freund als Bürgen. Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen!“ Der König gab ihm die drei Tage und sagte: „Doch wisse, wenn verstrichen die Frist, eh du zurück mir gegeben bist, so muß er statt deiner erblassen, doch dir ist die Strafe erlassen.“ Der Mann begab sich nun zu seinem Freunde und bat ihn, als Bürge zur Verfügung zu stehen. Der Freund umarmte ihn und lieferte sich dem Tyrannen aus. Jetzt eilte er dahin, um seine Schwester zu verheiraten. Es gelang, aber auf dem Rückwege stellte sich ein Hindernis nach dem anderen ein. Er kam an einen Strom; die Brücke war von den Wassern weggeschwemmt. Er kam nicht hinüber, kein Nachen trug ihn über die Fluten. In seiner Verzweiflung warf er sich in das Wasser und durchquerte mit gewaltigen Schlägen den Strom und gelang ans andere Ufer. Wenig später überfielen ihn Räuber. Sie drohten ihn aufzuhalten oder gar umzubringen. „Was wollt ihr?, ruft er vor Schrecken bleich. Ich habe nichts als mein Leben, das muß ich dem Könige geben.“ Und in seiner Verzweiflung wachsen ihm gewaltige Kräfte zu. Er wirft drei von den Räufern nieder, und die anderen entweichen. Jetzt droht er zu verschmachten; die Sonne glutet vom Himmel. Aber ein Bächlein am Rande erquickt ihn, und so kann er weiterwandern. Er kommt schon in die Nähe von Syrakus, da begegnet er zwei Wandlern. „Da hört er die Worte sie sagen: ‚Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen!‘“ Die Angst beflügelt seine Schritte. Ihn jagen der Sorge Qualen. Als er näher kommt, begegnet ihm sein Hausverwalter. „Zurück! Du rettetest den Freund nicht mehr, so rette das eigene Leben! Den Tod erleidet er eben. Von Stunde zu Stunde gewartet er mit hoffender Seele der Wiederkehr. Ihm konnte den mutigen Glauben der Hohn des Tyrannen nicht rauben.“ Aber der Damon entgegnet: „Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht ein Retter willkommen erscheinen, so soll mich der Tod ihm vereinen. Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht, daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht. Er schlachte der Opfer zweie und glaube an Liebe und Treue!“ Die Sonne geht unter, da steht er am Tor von Syrakus und sieht das Kreuz, an dem eben sein Freund hochgezogen wird an einem Seile. „„Mich, Henker“, ruft er, ‚erwürgt! Da bin ich, für den er gebürget!‘“ Das Volk ergreift Erstaunen. Die beiden liegen sich in den Armen und weinen vor Schmerz und Freude. „Da sieht man kein Auge tränenleer, und zum Könige bringt man die Wundermär. Der fühlt ein menschliches Rühren, läßt schnell vor den Thron sie führen und blicket sie lange verwundert an. Drauf spricht er: ‚Es ist euch gelungen: Ihr habt das Herz mir bezwungen. Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn. So

nehmet auch mich zum Genossen an. Ich sei, gewährt mir die Bitte, in eurem Bunde der Dritte!“ Diese ergreifende Ballade von Schiller zeigt uns, was es um die Freundestreue sein kann, wenn Freunde ihre Freundschaft ernstnehmen.

Treue muß man auch seinem Volke halten. Man kann sich nicht vom Volke verabschieden, weil von Gliedern dieses Volkes Untaten geschehen sind. Man hat nach dem Kriege manchen bedeutenden Deutschen den Vorwurf gemacht, daß sie nicht während des Dritten Reiches in die Emigration gegangen seien, z.B. dem berühmten Dirigenten Wilhelm Furtwängler. Warum ist er denn in Berlin geblieben? Er hätte ins Ausland gehen sollen. Nein! Er hat nicht Hitler die Treue gehalten, sondern seinem Volke. Er hat seiner Gemeinde, seiner Kultgemeinde, seiner Kulturgemeinde die Treue gehalten. Seinem Volke hat er gedient, nicht einem Regime, das auch er innerlich verabscheut hat.

Treue muß man bewähren im Geschäftsverkehr. Es muß in allem der Grundsatz von Treu und Glauben beachtet werden. Sogar im Bürgerlichen Gesetzbuch steht im Paragraphen 242, daß der Schuldner seine Leistung zu bewirken hat nach Treu und Glauben, unter Beachtung der Verkehrssitte.

Schließlich muß man auch treu sein seiner Überzeugung. Was man einmal als wahr erkannt hat, zu dem muß man stehen. Und wenn noch so viele rechts und links sich abwenden, man muß seiner Überzeugung folgen, bei seiner Überzeugung bleiben. „Die über Nacht sich umgestellt, die sich zu jedem Trend bekennen, das sind die Praktiker der Welt, man könnte sie auch Lumpen nennen.“ Gesinnungslumpen, die sich durch irgendwelche Vorzüge und Vorteile von ihrer Überzeugung abbringen lassen. Das haben die christlichen Martyrer nicht getan. Hermenegild, der westgotische König, hat Thron, Ehre, Familie, Freiheit und Leben geopfert, weil er nicht zum Arianismus übergehen wollte. Und Polykarp hat, als ihm der Prokonsul anbot, sein Leben zu retten, gesagt: „86 Jahre habe ich Christus gedient, und er hat mir nie ein Leides getan. Wie sollte ich ihm untreu werden?“

Die Treue, meine lieben Freunde, ist eine hohe Tugend. Sie verlangt viel, und sie fordert unseren ganzen Einsatz. Wer untreu ist, der begeht eine Sünde, und je nach der Gewichtigkeit des Gegenstandes, bei dem die Untreue begangen wird, kann es auch eine schwere Sünde sein. Wir wissen, wieviel Untreue in dieser Welt ist. Man rechnet in Deutschland täglich mit einer Million Ehebrüchen. Untreue in der Ehe; Untreue unter Gatten, die sich die Treue geschworen haben. Treulosigkeit in Vermögensverhältnissen. Wie viele Kassierer vergreifen sich an der Kasse! Wie viele Vermögensverwalter bedienen sich aus dem, was sie hätten in Treue verwalten sollen! Wie viele Priester sind ihrer heiligen Berufung untreu geworden! Wie viele haben sich, wie man so sagt, laisieren lassen! Ja, was ist denn das, meine lieben Freunde? Wenn der Priester Markus Warsberg mit 44 Jahren sagt, er könne nicht alleine bleiben, da kann ich nur lachen. Millionen Menschen müssen alleine bleiben, Kranke, Behinderte, Geschiedene, Verwitwete. Sie müssen alleine bleiben. Du kannst, wenn du willst! Du kannst, weil du mußt! Die Treue ist verlangt von Gatten; die Treue muß auch verlangt werden vom Priester.

Immer wieder lesen wir von Untreue in Pflichtverhältnissen wie dem Soldatentum. In Österreich gab es einmal einen Oberst Redl, der vor dem Ersten Weltkrieg die österreichischen Aufmarschpläne an die Russen verkauft hat. Viele Soldaten haben im letzten Kriege Fahnenflucht begangen. Heute will man ihnen ein Denkmal setzen. Einer der engsten Berater von Brandt war solch ein Fahnenflüchtiger. Er war 1944 in Polen zu den Partisanen übergelaufen und kämpfte auf der Seite der Partisanen gegen seine früheren Kameraden. Das ist Untreue, das ist Treulosigkeit. Natürlich braucht man einem Tyrannen nicht die Treue zu halten, der sie vorher gebrochen hat. Nur dann, wenn die Treue unsittlich wäre, wenn sie unnütz und schädlich wäre, dann braucht man sie nicht zu halten. Aber diese Fälle sind selten.

Wir wollen uns, meine lieben Freunde, zu der Tugend der Treue bekennen. Wir wollen in den Verhältnissen, in denen wir stehen, anderen die Treue halten. Diese Treue soll auch für uns kein leerer Wahn sein, sondern sie soll uns ehren und mit dem Gott der Treue verbinden. „Sei getreu bis in den Tod, dann will ich dir die Krone des Lebens geben!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen den Nächsten (9)

(Über die dem Nächsten geschuldete Ehre)

08.11.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, die Pflichten zu bedenken, die der Einzelne gegenüber dem Nächsten hat. Am vergangenen Sonntag sprachen wir von der Treue, die der eine dem anderen schuldet. Wir wollen heute uns Gedanken machen über die Ehre, die ebenfalls dem Nächsten geschuldet wird. Die Ehre oder der gute Name besteht in dem Ansehen, das jemand in der Gesellschaft besitzt. Man hat einen guten Namen, wenn die Menschen gut von einem sprechen.

Der gute Name oder die Ehre ist ein hohes Gut, mehr wert als Geld und Reichtum, denn es sind drei Gründe, welche den Wert des guten Namens ausmachen. Erstens: Wer Ehre besitzt, wer in der Gesellschaft angesehen ist, der besitzt auch Einfluß. Wenn man einen guten Namen hat, hören die Menschen auf einen; sonst sagen sie: Arzt, heile dich selbst! Zweitens: Man kann nicht innerlich glücklich sein, wenn man in der Schande lebt. Ein Mensch, der von allen verachtet wird, der kann nur betrübt und trostlos sein. Der innere Friede hängt zu einem Stück davon ab, daß man unbescholten ist und als solcher gilt. Drittens: Der gute Name ist ein Vehikel der Tugend, d.h. wenn jemand Ehre besitzt, wird er sich auch bemühen, ehrenhaft zu handeln, denn er will ja der Ehre nicht verlustig gehen, er will seine Ehre behaupten. Das ist aber nur möglich, wenn er sich von allem fernhält, was die Ehre mindert oder zerstört.

Die Ehre ist also ein hohes Gut, und wir haben die Pflicht, dem Nächsten in dreifacher Weise seine Ehre erhalten zu helfen. Erstens, indem wir ihm die Ehre erweisen, die er verdient. Jeder Mensch kann von den anderen erwarten, daß sie ihm ein Minimum an Ehre beweisen, und das müssen wir dem anderen zubilligen. Zweitens: Wir sollen die Ehre des Nächsten verteidigen, wenn sie angegriffen wird. Wir sollen sie schützen, vor allen Dingen, wenn es sich um nahestehende Menschen handelt, um unsere Angehörigen. Dann sollen wir ihre Ehre gegen Anwürfe verteidigen. Drittens: Wir dürfen die Ehre des Nächsten nicht schmälern; wir dürfen sie nicht verletzen. Das soll der Hauptgegenstand unserer heutigen Überlegungen sein: Wie verletzen wir die Ehre des Nächsten? Wir verletzen sie erstens durch innere Sünden und zweitens durch äußere Sünden.

Wir verletzen die Ehre des Nächsten durch innere Sünden. Die erste innere Sünde besteht in dem unberechtigten Zweifel an der Ehrenhaftigkeit des anderen. Man darf manchmal zweifeln, ob jemand ehrenhaft ist oder nicht, aber dann müssen Gründe vorliegen. Wenn wir unbegründet zweifeln, verfehlen wir uns schon gegen die Ehre des Nächsten; denn auch hier gilt der Satz: *Melior est conditio possidentis* - Die Lage dessen, der etwas besitzt, ist besser als die eines anderen, der nichts besitzt. Und wenn einer die Ehre nach außen hat, dann darf man sie ihm auch nicht in unberechtigter Weise kränken. Einen Schritt weiter geht man, wenn man Argwohn gegen den Nächsten hegt. Argwohn kommt von Arges wännen. Wenn man also dem Nächsten zutraut, daß er Böses tut, daß er sittlich fehlerhaft ist, und dies wiederum auf ungenügende Gründe hin, dann ist man argwöhnisch; der leichtfertige Argwohn ist eine Sünde. Wenn sich jemand schuldig gemacht hat, und wenn wir Beweise dafür haben, dann wird man bei späterem Verhalten des anderen mißtrauisch sein, mit Recht. Aber wo das nicht der Fall ist, wo keine genügenden Gründe vorliegen und man nimmt als wahrscheinlich an, daß er Böses getan hat, dann ist das der leichtfertige Argwohn.

Die Heilige Schrift gibt uns manche Beispiele solchen leichtfertigen Argwohns. Der Pharisäer im Tempel meinte, der Zöllner sei ein großer Sünder; in Wirklichkeit war er ein aufrichtiger Büsser. Und Simon, der Pharisäer, meinte, die Frau, die sich dem Herrn näherte und seine Füße mit ihren Tränen benetzte, sei eine böse Sünderin; aber sie war eine große Büsserin. Das war unberechtigter Argwohn. Ein Schutzmann herrschte einmal eine Frau, die auf der Straße etwas aufgehoben hatte, an: „Was haben Sie sich da unberechtigt angeeignet?“ Die Frau öffnete ihre Schürze und zeigte ein Glasscherbe. „Ich habe die Glasscherbe aufgehoben, damit nicht die Kinder, die barfuß laufen, sich verletzen.“ Unberechtigter Argwohn ist eine Sünde, kann unter Umständen, wenn wir dem anderen schwerste Vergehen zutrauen, zu einer schweren Sünde werden. Noch weiter geht man, wenn man ein freventliches Urteil über den anderen fällt. Das geschieht dann, wenn man seine sittliche Fehlerhaftigkeit als sicher hinstellt, obwohl keine genügenden Gründe dafür vorliegen. Wer dem anderen sittliche Schwäche zuschreibt ohne hinreichende Gründe, der fällt ein freventliches Urteil. Und leider ist dieses freventliche Urteil nicht selten. Menschen sind leicht geneigt, auch ohne genügende Gründe dem anderen etwas Böses zuzutrauen.

Die inneren Sünden werden leicht zu äußeren Sünden gegen die Ehre und den guten Namen des anderen. Die erste äußere Sünde ist die Beschimpfung. Die Beschimpfung besteht darin, daß man ehrenkränkende, ehrverletzende, Geringschätzung oder Verachtung ausdrückende Bemerkungen über einen anderen in dessen wirklicher oder gedachter Gegenwart macht. Die Beschimpfung ist ein weites Feld, und es kommt leider Gottes auch in vielen Familien vor, daß der eine den anderen beschimpft. Ein junges Mädchen berichtete ihrer Mutter, daß sie einen Verehrer habe und daß er sie sehr liebe. „Ja“, sagte die Mutter, „woran merkst du das?“ „Ja, er sagt zu mir: Mein Mäuschen, mein Häschen.“ „O“, sagte die Mutter, „das kenne ich; später werden die Tiere immer größer!“ Es ist merkwürdig, daß gerade Tiernamen dazu herhalten müssen, um einen anderen zu beschimpfen, um die verächtliche Gesinnung, die man über ihn hegt, auszudrücken. Beschimpfungen werden uns im Neuen Testament an mehreren Stellen berichtet; vor allem trafen sie unseren Herrn und Heiland. Man nannte ihn einen „Fresser“ und „Weinsäufer“, weil er nicht so asketisch lebte wie Johannes der Täufer. Man nannte ihn einen „Samariter“, und das war auch eine Beschimpfung, denn die Juden hatten ja Feindschaft mit den Samaritern. Auch im Alten Bunde wird von solchen Beschimpfungen berichtet. Semei verfluchte den David und nannte ihn einen Bluthund und einen Sohn des Teufels. David allerdings lehnte es ab, ihn zu bestrafen oder sich an ihm zu rächen, denn er sagte: „Der Herr hat es ihm eingegeben.“ Semei war offenbar ein Werkzeug in der Hand Gottes, der dem David seine Vergehen und Verfehlungen vorhalten wollte.

Neben die Beschimpfung tritt die Ehrabschneidung. Die Ehrabschneidung besteht darin, daß man geheime Fehler des anderen aufdeckt und auf diese Weise ihm seine Ehre verkürzt. Das ist ein Fehler, der außerordentlich häufig ist; denn über wenigens sprechen die Menschen so gern wie über geheime Fehler des anderen. Sie meinen, wenn der andere sinkt, steigen sie selbst empor. Aber das ist nicht der Fall. Die Ehrabschneidung fällt auf den zurück, der sie begeht. Es ist oft schon im Leben so gewesen, daß derjenige, der einem anderen durch Aufdeckung von dessen Fehlern die Ehre verkürzt, ebenfalls wieder an Ehrabschneidung zu leiden hat.

Nicht jedes Aufdecken fremder Fehler ist unberechtigt. Es kann zulässig, es kann sogar pflichtmäßig sein, geheime Fehler des anderen aufzudecken. Wenn etwa jemand unter einem anderen leidet, und er besitzt einen vertrauten Freund, dann ist es ohne Schuld, wenn er diesem Freund seine Leiden unterbreitet, denn Gott hat uns einen Mund gegeben, mit dem wir auch klagen können, was uns bedrückt. Es wäre auch nicht unzulässig, geheime Fehler aufzudecken, wenn man einen anderen oder die Allgemeinheit vor einem Menschen bewahren will. Denken Sie etwa an einen Mann oder an eine Frau, die sich um öffentliche Ämter bewerben. Wenn wir mit Gewißheit Kenntnis haben von schwerwiegenden Mängeln und Fehlern dieser Menschen, dann kann eine Pflicht bestehen, sie der Öffentlichkeit zu unterbreiten, um das Volk, um die Gemeinde, um den Bundestag vor ihnen zu bewahren. Denn ich sage noch einmal mit den Worten von Robespierre: „Ich glaube nicht, daß ein schlechter Mensch ein guter Politiker sein kann!“

Die schlimmste Verfehlung gegen den anderen in offener Weise ist die Verleumdung. Sie besteht darin, daß man dem Nächsten Fehler zuschreibt, die er nicht hat. Verleumdung ist deswegen so

schwerwiegend, weil hier eine doppelte Sünde begangen wird, nämlich: Man schadet dem anderen an der Ehre und man lügt zudem. Verleumdung ist eine doppelte Sünde; sie vergeht sich gegen zwei Gebote. Aber auch diese Sünde ist leider Gottes nicht selten. Im Alten Bunde wird uns berichtet, wie die Frau des Putiphar den Josef verleumdete, als ob er sich ihr in böser Absicht genähert hätte. Im Babylonischen Exil haben zwei Richter, also zwei führende Männer des jüdischen Volkes, die Susanna, die keusche Susanne verleumdet, als ob sie mit ihnen hätte Unzucht treiben wollen. Verleumdung ist eine furchtbare Waffe, ist wie ein Dolch, der einen anderen verletzt.

Meine lieben Freunde, wir haben die Pflicht, die Ehre des anderen zu schützen, ihm die gebührende Ehre zu erweisen und uns vor Ehrverletzung zu hüten. Wir können, indem wir dem anderen ehrenhaft und ehrenvoll begegnen, ihn selbst heben. Jemand, der ehrenhaft behandelt wird, fühlt sich, wenn er einen Funken Edelmut in sich hat, angetrieben, so zu handeln, wie die Menschen von ihm denken. Und umgekehrt: Wenn wir jemandem die Ehre vernichten, dann kann es sein, daß er in die Gosse absinkt, daß er das Böse, das ihm zu Recht oder zu Unrecht zugeschrieben wird, zum Anlaß nimmt, um so mehr in die Schuld hineinzufallen. Die Heilige Schrift mahnt uns oft, die Ehre des anderen zu schützen und zu verteidigen. „Vergeltet nicht Böses mit Bösem, nicht Scheltwort mit Scheltwort, vielmehr kommet einander zuvor und segnet einander, damit ihr Segen erbet!“ In einem Hause habe ich einmal den schönen Spruch gelesen: „Was machst du mir das Leben schwer! Wir zanken hin, wir zanken her. Und hast du mich genug gekränkt, wirst du und ich ins Grab gesenkt!“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen den Nächsten (10)

(Über das Recht und die Pflicht zur Notwehr)

15.11.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

An den vergangenen Sonntagen hatten wir betrachtet, welche Pflichten der Einzelne gegenüber den geistigen Werten des anderen hat. Heute wollen wir beginnen zu überlegen, welche Pflichten wir gegenüber den leiblichen Gütern des anderen haben. Die leiblichen Güter sind Gesundheit, das Leben als solches, Freiheit, Schutz vor Verstümmelung, vor Mißhandlung. Alle Rechte des Menschen gehen ja zurück auf Pflichten vor Gott. Weil wir die Pflicht haben, unser Leben nach Gottes Geboten zu vollziehen und dadurch den Himmel zu gewinnen, erstreckt sich diese Pflicht auch auf den Leib. Denn die Seele bedarf, um ihre Aufgabe auf Erden zu erfüllen, des Leibes, und so sind wir verpflichtet, das Leibesleben zu schützen und zu bewahren. Ja, wir haben ein Recht, daß unser Leibesleben geschützt und erhalten wird. Wir haben die Pflicht der Gerechtigkeit und manchmal auch der Liebe, das Leibesleben des anderen zu schützen und zu bewahren. Er hat ein Recht, sein Leben zu erhalten, er hat ein Recht, sein Leben gegen Beeinträchtigung zu schützen. Wir sind verpflichtet, diese Rechte zu achten.

Freilich ist das Recht auf Leben und auf Schutz vor Beeinträchtigung des Lebens nicht unbegrenzt. Es gibt Fälle, in denen Eingriffe in das Leben zulässig sind, ja manchmal geboten sind. Der Staat hat das Recht, aus schwerwiegenden Gründen des Gemeinwohls Übeltäter zu bestrafen, auch am Leibe, ja auch - und das ist die Verkündigung der Kirche von Anbeginn bis heute - mit der Todesstrafe. Es gibt weiter das Recht, sich gegen ungerechte Angriffe zu wehren durch Notwehr. Und schließlich wird man, auch wenn es dem Zeitgeist widerspricht, den Eltern ein maßvolles Recht auf Züchtigung der Kinder zubilligen müssen.

Eingriffe in das Leben des anderen sind auch möglich, zulässig, unter Umständen pflichtmäßig bei Krankheiten. Ein Arzt kann es verantworten, daß er ein Glied vom Leibe abtrennt, um den ganzen Leib zu retten. Auch die Verwendung narkotischer Mittel ist nicht verboten, wenn sie zur Erhaltung der Gesundheit oder zur Bewahrung vor großen Schmerzen notwendig ist.

Wir wollen heute, an diesem Sonntag, von einem Eingriff in das Leben des anderen sprechen, den wir Notwehr nennen. Notwehr ist die notgedrungene Selbsthilfe zur Abwehr eines ungerechten gegenwärtigen Angriffs von sich selbst oder von einem anderen. Dieser Begriff der Notwehr ist sogar in unser Bürgerliches Gesetzbuch eingeflossen. Im § 227 heißt es: „Die Notwehr ist nicht widerrechtlich. Notwehr ist diejenige Verteidigung, die erforderlich ist, um einen gegenwärtigen widerrechtlichen Angriff von sich oder anderen abzuwenden.“ Das Bürgerliche Gesetzbuch spricht hier gleichsam die Sprache der katholischen Theologie. Genauso ist es gemeint, und genauso muß es verstanden werden.

Wir müssen die einzelnen Momente der Notwehr bedenken. Es muß sich um eine notgedrungene Selbsthilfe handeln; denn nur, wenn wirkliche Not vorhanden ist, darf man zur Notwehr greifen. Wenn andere Mittel genügen, muß man andere Mittel anwenden. Es muß die Notwehr das einzige zur Verfügung stehende Mittel sein, um einer Gefahr zu begegnen, um das Leben oder die Gesundheit oder das Eigentum zu erhalten. Die Notwehr kann sich auf die genannten Güter richten: Leben, Gesundheit, Eigentum, aber auch auf die sittliche Unversehrtheit des Leibes; man darf sich zur Bewahrung der Keuschheit der Notwehr bedienen. Es muß sich sodann um einen gegen-

wärtigen Angriff handeln. Der Angriff darf also normalerweise nicht in der Zukunft liegen, er darf auch nicht der Vergangenheit angehören. Wenn ein Dieb mit seiner Beute verschwunden ist und ich treffe ihn später, dann habe ich kein Recht der Notwehr, denn bei Notwehr muß es sich um einen gegenwärtigen Angriff handeln. Es muß schließlich ein widerrechtlicher Angriff sein. Wenn ein Polizeibeamter jemanden verhaftet, dann ist das nicht widerrechtlich. Das ist in seinen Befugnissen als Organ der staatlichen Macht begriffen, daß er auch verhaften darf. Also nur, wenn die genannten Momente zusammenkommen, dürfen wir von Notwehr sprechen.

Ist denn die Notwehr berechtigt? Gibt es nicht Stellen der Heiligen Schrift (die wir noch nennen werden), die dem Recht der Notwehr zu widersprechen scheinen? Worauf gründet sich das Recht der Notwehr? Es sind vor allem drei Begründungen vorzutragen. Erstens: Es gibt Handlungen mit doppelter Wirkung. Die eine Wirkung ist beabsichtigt, die andere wird zugelassen. Sie wissen alle, meine lieben Freunde, daß es solche Handlungen gibt, etwa, wenn wir Medikamente einnehmen. Medikamente haben eine Hauptwirkung, die wir beabsichtigen, und sie haben Nebenwirkungen, die wir nicht hindern können. Aber beabsichtigt, intendiert, ist nur die Hauptwirkung. Und so gibt es auch viele andere Handlungen, die doppelte Wirkungen haben. Bei der Notwehr ist die Rettung des eigenen Lebens, des Eigentums oder der Keuschheit intendiert; die Verletzung oder die Tötung des Angreifers wird nur in Kauf genommen. Der zweite Grund liegt in dem Trieb zur Selbsterhaltung. Jeder Mensch spürt einen solchen Trieb in sich, das Leben, die Gesundheit, die Kraft zu erhalten. Dieser Trieb ist von Gott in den Menschen hineingelegt. Es ist die Sprache der Natur, nein, es ist die Sprache des Schöpfers der Natur, die wir in diesem Trieb zur Selbsterhaltung vernehmen. Der Mensch hat ein Recht, sein Leben zu verteidigen; der Trieb zur Selbsterhaltung spricht dieses Recht aus. Drittens: Das Gemeinwohl verlangt, daß ein ungerechter Angreifer nicht ohne Gegenwehr davonkommt. Die Sicherheit und die Wohlfahrt der Gesellschaft fordern, daß einem ungerechten Angreifer widerstanden wird, man würde sonst das Unrecht ermutigen. Man würde dem rohen Gewalttäter Tür und Tor öffnen, wenn man nicht dem Einzelnen das Recht gäbe, sich gegen einen ungerechten Angreifer zur Wehr zu setzen.

Freilich muß man bei der Notwehr das rechte Maß beobachten. Man darf dem anderen nicht stärkere Verletzungen zufügen, wenn es mit geringeren Verletzungen getan ist. Man darf nicht jemanden töten, wenn man ihn mit der Verwundung abwehren kann. Man muß also den Zweck bedenken, und man muß die Mittel bedenken und das rechte Maß bei der Selbstverteidigung einhalten. Die Rechtsgelehrten sprechen von Notwehrexzeß, von Übertreibung in der Notwehr. Wenn die Übertreibung beabsichtigt war, dann ist sie schuldhaft. Aber es gibt auch eine unbeabsichtigte; denn wer kann schon in der Erregung, in der Angst in wenigen Augenblicken überlegen, welches jetzt das rechte Maß ist, um einen ungerechten Angreifer abzuwehren! Deswegen wird man bei Notwehrexzeß häufig auf Schuldlosigkeit plädieren müssen.

Die Notwehr kann angewendet werden, um einen ungerechten Angriff von sich selbst, aber auch von anderen abzuwehren. Wir dürfen einem Bedrohten zu Hilfe eilen; manchmal müssen wir es. Es gibt sogar eine Pflicht, dem anderen zu Hilfe zu kommen, etwa, wenn es nahe Anverwandte sind, wenn es Angehörige sind, denen ein ungerechter Angreifer sich naht. Eine Pflicht besteht auch, wenn das Gemeinwohl es fordert, daß wir dem anderen Hilfe leisten. Und schließlich kann das Amt einen verpflichten, Notwehr zu üben zugunsten eines anderen. Polizeibeamte, die hochgestellten Persönlichkeiten als Leibwächter an die Seite gestellt sind, haben die Pflicht, ihr eigenes Leben einzusetzen, um Gefahren, um Verletzungen, um Schäden von den ihnen anvertrauten Personen abzuwenden. Es ist das keine leichte Pflicht, und es ist nicht bequem, Notwehr für andere zu leisten. Wir lesen manchmal in der Tagespresse, wie Menschen, junge Menschen, Mädchen in der S-Bahn nach Frankfurt bedroht werden, wie sie sexuell belästigt werden, wie ihnen Handtaschen entrisen werden, und - Gott sei es geklagt! - häufig steht dabei: „Keiner der Fahrgäste eilte den bedrängten Personen zu Hilfe.“ Die Angst hat sie gelähmt. Sie mochten sich nicht in die Gefahr begeben, die eben entsteht, wenn man einem anderen gegen ungerechte Angreifer zu Hilfe eilt. Anders haben sich verhalten viele katholische Priester in Schlesien. Als die Rote Armee 1945 einbrach, haben sie sich vor die Frauen und Mädchen gestellt, um sie vor der Vergewaltigung durch die roten Horden zu bewahren. 60 Priester der Erzdiözese Breslau haben dabei den Tod gefunden. Heute macht man

der Generation, die vor 60 Jahren gelebt hat, den Vorwurf, sie sei den Juden nicht zu Hilfe geeilt, als am 9. November 1938 Synagogen angezündet wurden, Juden verprügelt und verhaftet wurden. Meine lieben Freunde, diese Ereignisse kamen völlig überraschend; ich habe sie ja miterlebt. Niemand wußte, daß so etwas geschehen würde. Wir waren alle davon betroffen. Was hätte der Einzelne tun können gegenüber den bewaffneten Männern, die Juden ein Leid antaten? Sie wären wahrscheinlich in dieselbe Lage versetzt worden, d.h. verprügelt zu werden oder eingesperrt zu werden. Man darf bei der Notwehr bedenken, ob der Einsatz einen Erfolg haben wird. Bei der damaligen Situation hätte der Einsatz mit Sicherheit keinen Erfolg gehabt. Infolgedessen kann man auch niemandem einen Vorwurf machen, daß er bei dieser aussichtslosen Lage nicht eingegriffen hat. Es ist leicht, über vergangene Ereignisse herzufallen und frühere Generationen der Schuld zu bezichtigen, wenn man selbst niemals in diese Situation gekommen ist.

Nun gibt es freilich auch Einwände gegen das Recht der Notwehr. Man verweist auf die Heilige Schrift, auf die Bergpredigt, wo es heißt: „Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist: ‚Aug’ um Aug’, Zahn um Zahn.‘ Ich aber sage euch: Ihr sollt dem Bösen nicht widerstehen, sondern wenn dich jemand auf deine rechte Wange schlägt, so halte ihm auch die andere hin! Und will jemand mit dir vor Gericht streiten und dir deinen Rock nehmen, so lasse ihm auch den Mantel! Und wer dich nötigt, eine Meile mitzugehen, mit dem mache einen Weg von zwei!“ Ist hier nicht die Notwehr ausgeschlossen, oder wie ist diese Stelle zu verstehen? Es gibt zwei Erklärungen dieses Textes. Erstens: Man sagt, das ist Gesinnungsethik. Jawohl, man soll die Gesinnung haben, daß man sich an niemandem rächt, daß man niemandem Böses mit Bösem vergilt. Aber dadurch wird die Notwehr nicht zur Sünde gestempelt. Man muß sich nicht wehren, aber man darf sich wehren. Also der Herr gibt zwar keinen Befehl, Notwehr zu üben, aber er verbietet sie auch nicht. Eine zweite Erklärung geht davon aus, daß in diesem Text immer schon von ungerechten Maßnahmen die Rede ist, die in der Vergangenheit liegen, während bei der Notwehr der Angriff in der Gegenwart liegt. Wenn der Angriff in der Vergangenheit erfolgt ist, darf ich mich nicht rächen. Rache heißt eben, etwas vergelten, was der andere mir bereits angetan hat. Bei der Notwehr geht es aber darum, etwas zu verhindern, was mir angetan werden soll. Die Notwehr richtet sich auf etwas Gegenwärtiges. Das Verbot der Wiedervergeltung schaut in die Vergangenheit. Ich glaube, so kann man diese Stelle erklären, und diese Erklärungen passen auch zu dem ganzen Verhalten Jesu und des Apostels Paulus. Der Herr hat ja bekanntlich in seinem Prozeß Mißhandlungen erlitten. Er erhielt einen Backenstreich und bekam gesagt: „Antwortest du so dem Hohenpriester?“ Jesus entgegnete dem, der ihn geschlagen hatte: „Habe ich Unrecht geredet, so beweise es, daß es Unrecht war! Habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?“ Er hat also nicht die linke Wange hingehalten, er hat sich verteidigt. Ähnlich der Apostel Paulus. Paulus war vor Gericht, vor dem Hohen Rate. Der Hohepriester Ananias befahl den neben ihm Stehenden, ihn auf den Mund zu schlagen. Paulus sprach zu ihm: „Dich wird Gott schlagen, du übertünchte Wand! Du sitztest da, um mich zu richten nach dem Gesetz, und wider das Gesetz läßt du mich schlagen.“ Also auch Paulus hat sich gegen Unrecht gewehrt. Er hat den Schlag nicht einfach hingenommen und geschwiegen, sondern er hat auf das Gesetz und die Gerechtigkeit verwiesen.

So, meine ich, ist unsere katholische Kirche im Recht, wenn sie beides verkündet, die hohe Forderung, auf Rache und Wiedervergeltung zu verzichten, nicht Böses mit Bösem zu vergelten, sondern dem Zorngerichte Gottes Raum zu lassen. Und auf der anderen Seite, wenn sie sagt: Es ist gestattet, Gewalt mit Gewalt zurückzuweisen. *Vim vi repellere licitum est* - Es ist erlaubt, die Gewalt mit Gewalt zurückzuschlagen.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen den Nächsten (11)

(Über unzulässige Eingriffe in das leibliche Leben des Nächsten)

29.11.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir hatten uns vorgenommen, die Pflichten gegenüber dem Nächsten zu bedenken und dabei gleichzeitig die Sünden zu erkennen, die man gegen den Nächsten, gegen sein leibliches Leben in diesem Falle, begehen kann. Der Mensch hat ein Recht auf Leben, auf Unversehrtheit seiner Glieder; denn der Leib ist ja das Organ der Seele. Im Leib bewirkt der Mensch sein Heil oder auch sein Unheil. Es ist deswegen ein Eingriff in das menschliche Leben nur bei Notwendigkeit berechtigt. Ungerechte Antastung des menschlichen Lebens ist Sünde, ja, wie wir sehen werden, unter Umständen schwere Sünde.

Der erste unzulässige Eingriff in menschliches Leben heißt Mord. Mord ist die überlegte, vorsätzliche, direkt beabsichtigte, ungerechte Tötung eines Menschen. Es ist der schwerste Eingriff in ein menschliches Leben. Die Heilige Schrift brandmarkt den Mord, indem sie sagt: Wer das Leben, wer das Blut des anderen vergießt, dessen Blut soll vergossen werden. Und zu dem Kain sagt der Herr: „Das Blut deines Bruders Abel schreit um Rache zu mir.“ Der Mord ist ein Vergehen gegen die Gerechtigkeit und gegen die Nächstenliebe. Er ist auch eine Verfehlung gegen die Familie, der der Betreffende angehört, und gegen die Gesellschaft, die eben auf ihre Glieder angewiesen ist. Der Mord ist schließlich ein Eingriff in Gottes Herrschaftsrecht, denn das Leben liegt in Gottes Hand. Der Mensch ist Gottes Eigentum.

Der Mord ist nicht selten. Das deutsche Strafgesetzbuch bezeichnet als Mord jene Tötung, die grausam oder heimtückisch geschieht. Der Mord kann besondere Qualität annehmen, wenn er auf Pflichten der Pietät oder der Ehrfurcht trifft. Schrecklich ist der Kindesmord; schrecklich ist der Gattenmord; schrecklich ist auch der Mord an hochgestellten Persönlichkeiten des Staates. Schon mehrfach hat die Monika Weimar vor Gericht gestanden, weil ihr der Mord an ihren zwei Kindern zur Last gelegt wird. In der vergangenen Woche wurde Ronny Rieken zu lebenslanger Haft verurteilt, weil er zwei Mädchen ermordet hat. Ebenfalls in der vergangenen Woche ist der Elektro-Otto gestorben. Der Elektro-Otto hatte seine vierte Frau durch einen Stromstoß getötet. Aber auch seine früheren drei Frauen sind auf geheimnisvolle Weise, die nie aufgedeckt wurde, ums Leben gekommen. Wir zittern vor Morden an Staatsmännern wie dem Ministerpräsidenten Rabin von Israel oder dem amerikanischen Präsidenten Kennedy. Der Mord ist also keineswegs selten. Der Haß führt zum Morde. Die Furcht vor Entdeckung anderer Verbrechen hat Ronny Rieken, der die beiden Mädchen mißbraucht hatte, zur Ermordung dieser beiden Kinder veranlaßt.

Mord ist auch die Tötung unheilbar Kranker. Sie läuft unter dem Namen Euthanasie, d.h. schöner Tod, angenehmer Tod. Diese Methode, andere Menschen umzubringen, wird weitgehend, in vielen Kreisen, in immer weiteren Kreisen als zulässig vertreten. In Holland ist sie gang und gäbe, wird auch nicht bestraft. In die Nähe der Euthanasie kommt auch die Mithilfe zum Selbstmord. Soeben steht in den USA ein Arzt vor Gericht, der 130 Menschen umgebracht hat, indem er ihnen Mittel gab, um sich selbst das Leben zu nehmen. In Deutschland ist die Beihilfe zum Selbstmord straflos, aber nicht in Amerika, und so wartet auf diesen Arzt ein strenges Urteil. Wir sehen, der Mord ist ein weites Feld, und der Mörder findet keine Ruhe mehr. Hin und her gejagt von den Furien der Rache hat Kain den Rest seines Lebens gefristet.

Die zweite Verfehlung gegen die leiblichen Güter des Nächsten ist Schädigung des Lebens oder der Gesundheit und Verstümmelung. Auch diese Verfehlung ist überaus häufig. Man kann einen anderen mißhandeln und ihm dadurch bleibende Schäden zufügen. Ich weiß von einem Vater, der in der Trunkenheit seinen kleinen Sohn mißhandelte, so daß er dauernde gesundheitliche Schäden für sein ganzes kurzes Leben davontrug. Die Schädigung des Lebens und der Gesundheit anderer kann sich auch auf andere Weise vollziehen, etwa durch Erregung, durch Erschrecken, durch Erzürnen. Immer, wenn Streit zwischen den Menschen ist, schaden sie auch der Gesundheit des anderen. Streit schadet der eigenen Gesundheit, aber Streit schadet auch der Gesundheit des anderen. Man kann sich auch verfehlen durch Verfälschung von Lebensmitteln, und davon ist ja häufig die Rede. Wir wissen von Milchpanschern, wir wissen von Weinpanschern. Vor Jahren machte der große Glykolskandal Schlagzeilen in der Presse. Hunderttausende von Litern waren mit einer Flüssigkeit versetzt worden, die gesundheitsschädlich ist. Die Nestlé-Erpresser vergiften Lebensmittel, um den Konzern zu veranlassen, ihnen hohe Summen auszuzahlen. Man kann die Gesundheit des anderen auch schädigen durch Ansteckung. Wenn ein Aidskranker Geschlechtsverkehr ausübt, dann besteht die hohe Gefahr, daß er seinen Partner mit seiner Krankheit infiziert. Das ist auch bei anderen Krankheiten möglich. Alle diese Verfehlungen sind unzulässige Eingriffe in die Gesundheit des anderen. Sie schädigen sein Leben womöglich für die ganze Dauer des irdischen Daseins. Es ist eine schwere Sünde, solche Schädigungen zu begehen.

Eine dritte Weise, wie man sich am Leben und an der Gesundheit des anderen verfehlen kann, ist der Eingriff in das keimende Leben. Das beginnt mit relativ harmlosen Handlungen wie Rauchen oder Trinken der Mutter, die ein Kindchen unter dem Herzen trägt. Solche Verfehlungen können bleibende Schäden bei dem Kind hervorrufen. Die Ärzte raten dringend jeder Mutter, Alkohol und Nikotin beiseitezulassen. Auch in anderer Weise kann eine Mutter ihrem Kind schaden, etwa durch Aufregung, durch Überbürdung mit Arbeit, durch Mißhandlung, die ihr geschieht, auch durch unbeherrschten Geschlechtsverkehr der Eltern.

Diese Verfehlungen werden noch überboten von der Tötung des Kindes im Mutterleib. Die Tötung des Kindes im Mutterleib bezeichnet man als Abtreibung. Die Abtreibung ist die freiwillig vorgenommene Vernichtung eines Fötus im Mutterleibe entweder durch Zerstörung im Mutterleib oder durch Einleitung der Ausstoßung der nicht lebensfähigen Leibesfrucht. Der Fötus, das Kindchen im Mutterleib, ist ein vollwertiger Mensch. Er ist nicht bloß ein Annex der Mutter, wie man sagt. Auch wenn er noch nicht allein lebensfähig ist, ist der Fötus ein Mensch, ein Mensch in einem frühen Stadium. Es besteht auch keine Notwehr gegen das Kind; man sagt zu Unrecht, die Mutter müsse geschützt werden gegen das Kind. Das Kind ist kein ungerechter Angreifer. Die Praxis unterscheidet zwischen der sozialen, der ethischen, der eugenischen und der medizinischen Indikation. Das heißt, es werden vier mögliche, angeblich zulässige Gründe angegeben, um das keimende Leben zu zerstören. Die soziale Indikation beruft sich darauf, daß es an Wohnraum oder an Ernährungsmöglichkeit für das Kind fehlt, und so müsse man es eben umbringen. O, meine lieben Freunde, es ist Sache des Staates, für Wohnung, Nahrung und Kleidung zu sorgen. Er hat die Aufgabe, für die Menschen, die in seinem Gebiete wohnen, die entsprechenden Lebensmöglichkeiten zu schaffen. Das ist nicht Sache der Kirche. Die Kirche sorgt für das übernatürliche, der Staat ist verantwortlich für das natürliche Leben. Und selbstverständlich muß man an dieser Stelle auch sagen: Wer ein Kind, eine Familie nicht ernähren kann, der soll nicht heiraten. Ebenso ist es falsch, wenn man darauf hinweist, daß Enthaltensamkeit in der Ehe nicht möglich sei. Sie ist möglich! Wer will, der kann Enthaltensamkeit leisten, und wir werden nicht aufhören, solange wir eine Stimme haben, den Menschen zu sagen: Du mußt fähig sein, deine Sexualität zu beherrschen. Du mußt imstande sein, über deine Triebhaftigkeit zu siegen.

Die zweite Indikation ist die ethische. Vergewaltigung von Frauen und Mädchen ist nicht selten. Als die Rote Armee in Deutschland einbrach, geschah sie unzählige Male. Aber auch heute liest man oft von Erzwingung des Geschlechtsverkehrs durch Gewalt und Zwang, außerhalb der Ehe und innerhalb der Ehe, und dieses Vergehen kommt noch viel häufiger vor, als es bekannt und bestraft wird. Bei erzwungenem Geschlechtsverkehr kann es zur Befruchtung der Frau kommen. Dann sei es ihr, so sagt man, nicht zuzumuten, ein Kind, das auf diese Weise in ihrem Leib heran-

wächst, auszutragen. Das ist falsch. Es ist ihr zuzumuten. Einem Unrecht wird nicht dadurch abgeholfen, daß man neues Unrecht begeht. Die sogenannte ethische Indikation ist ein Irrweg, den eine Frau nicht beschreiten darf.

Die dritte Indikation ist die eugenische. Sie besteht darin, daß man voraussieht, ein Kind werde mit Behinderung geboren werden. Man kann ja heute durch die pränatale Diagnostik feststellen, ob ein Kind gesund oder ob es mit Fehlern behaftet zur Welt kommen werde. Aber deswegen verliert ein Kind nicht sein Lebensrecht, weil es behindert ist. Es gibt kein lebensunwertes Leben, wie der Jurist Karl Binding und der Psychiater Hoche bereits im Jahre 1920 schrieben. Längst bevor die Nationalsozialisten kamen, haben diese beiden Männer ein Buch geschrieben über die Vernichtung unwerten Lebens. Auf diese Gelehrten konnten die Nationalsozialisten zurückgreifen, als sie die Euthanasieaktion ins Leben riefen.

Die vierte Indikation ist die medizinische; sie leuchtet den Menschen gewöhnlich am leichtesten ein. Man sagt: Nun ja, wenn das Leben der Mutter gefährdet ist, dann ist es besser, das Kind zu töten, als daß zwei sterben. Ja, meine lieben Freunde, hier geht es nicht um Sterben, sondern hier geht es darum, daß man tötet! Wenn zwei sterben, ist das ein natürlicher Vorgang, aber wenn man die Mutter rettet und das Kind tötet, sind das zwei sehr verschiedene Dinge. Hier wird ein unschuldiges Leben vernichtet, und die katholische Kirche hat immer den Satz vertreten: Das in sich Böse ist ausnahmslos verboten. Anders der Protestantismus. Das höchste Gremium der evangelischen Kirche in Deutschland, die evangelische Synode der EKD, hat den Satz geprägt: „Man kann sich auch schuldig machen, wenn man eine Abtreibung verweigert.“ Aha, jetzt wissen wir, daß es einen unauflösbaren Gegensatz zwischen katholischer Lehre und protestantischer Anschauung gibt. „Man kann sich auch schuldig machen, wenn man eine Abtreibung verweigert.“ Das soll man überall bekannt machen denen, die von Ökumenismus überborden. Nein, meine lieben Freunde, es gibt keine medizinisch zulässige Indikation. Der Professor Kilian, der lange die Breslauer gynäkologische Klinik geleitet hat, berichtet in einem seiner Bücher von einer Frau, die als Krebskranke ein Kind empfangt. Er selber habe der Frau geraten, das Kind abzutreiben, damit ihre Lebens- und Heilungschance verbessert werde. Die Frau sagte: „Ich bringe dieses Kind zur Welt! Lieber will ich sterben, als daß mein Kind getötet wird.“ Das Lebensrecht des Kindes darf nicht zerstört werden. Abtreibung ist und bleibt ein schweres Verbrechen. Die Kirche wird sich niemals damit abfinden, und wenn sie noch so viele Gegner findet, die ihre Haltung brandmarken.

Eine letzte Verfehlung gegen das Leben, die wir allerdings wohl nur kurz zu erwähnen brauchen, weil sie eigentlich ausgestorben ist, ist das Duell. Duell ist der Zweikampf mit gefährlichen Waffen, angeblich zur Verteidigung der Ehre. In früheren Jahrhunderten hat das Duell eine große Rolle gespielt. Noch im vorigen Jahrhundert ist ein so bekannter Mann wie Ferdinand Lassalle, einer der Väter des Sozialismus, im Duell gefallen. Ich habe den Eindruck, daß das Duell heute kein Problem mehr ist, daß auch die sogenannten Studentenmensuren oder Bestimmungsmensuren nicht mehr üblich sind, jedenfalls nicht mehr zu gefährlichen Verletzungen oder gar zum Tode führen, so daß wir uns mit diesem Gegenstand nicht zu beschäftigen brauchen. In jedem Falle ist das Duell ein schwerer Mißbrauch, ist völlig ungeeignet, die Ehre von jemandem herzustellen. Das Duell gibt nicht Auskunft darüber, wer mehr Ehre hat, sondern wer im Kampfe geschickter ist.

Eingriffe in das menschliche Leben sind uns verboten. Sie beginnen aber im Herzen. Wir müssen die Herzen ändern, damit wir uns nicht schuldig machen unzulässiger Eingriffe in anderes Leben. Wir müssen den Haß überwinden, wir müssen den Zorn bändigen. Dann werden wir uns auch hüten, fremdes Leben, fremdes leibliches Leben zu schädigen oder gar zu töten.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Pflichten gegen den Nächsten (12)

(Über berechnigte Eingriffe in das leibliche Leben des Nächsten)

20.12.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir haben die Pflichten bedacht, welche wir gegen das Leibesleben des anderen haben. Es ist unzulässig, aus nichtigen Gründen in das Leibesleben des anderen einzugreifen. Aber es ist zulässig, aus gewichtigen Gründen das Leibesleben des anderen anzutasten. Die schwerwiegendsten Eingriffe in das Leben des anderen nennen wir Todesstrafe und Krieg. Wir haben also diese beiden Gegenstände heute zu bedenken im Lichte des Glaubens und der kirchlichen Lehre. Wie steht die Kirche zur Todesstrafe? Wie steht sie zum Krieg?

Die Strafe ist ein Leiden, das dem Schuldigen auferlegt wird zum Ausgleich für das Unrecht, das er getan hat. Das Leiden wird dem Täter zugefügt, damit dem sittlichen Unrecht begegnet wird, das von ihm ausgegangen ist. Die Leiden, die ihm zur Strafe zugefügt werden, sind gewöhnlich körperlicher Art; sie betreffen seinen Leib. Man beraubt ihn der Freiheit. er wird eingesperrt. Man fügt ihm Schmerzen zu; früher zumindest war die Prügelstrafe weithin in Gebrauch. Ja, man tastet seine leibliche Unversehrtheit an. In Saudi-Arabien wird noch heute dem Dieb die rechte Hand abgeschlagen. In manchen Ländern ist es üblich, daß Sexualverbrecher entmannt werden.

Aber alle diese Strafen werden übertroffen von der Todesstrafe. Der Mensch hat viele Weisen ausgedacht, wie man einen anderen vom Leben zum Tod befördern kann. Es gibt zahlreiche Arten der Todesstrafe. Man hat zum Tode Verurteilte verbrannt, ertränkt, man hat sie gevierteilt, man hat sie aufgehängt und enthauptet. In jüngerer Zeit tötet man sie mit dem Fallbeil oder bringt sie mit einer Spritze oder mit Gas oder auf dem elektrischen Stuhle um. Die Todesarten haben sich gewandelt, die Todesstrafe ist aber in vielen Ländern geblieben.

Der Zweck der Strafe ist ein vierfacher. Der erste Zweck ist die Vergeltung. Es soll durch Zufügung eines Leides dem Übeltäter zum Bewußtsein gebracht werden, was er angerichtet hat. Die Vergeltung ist der oberste Strafzweck. Es soll dadurch gesühnt werden, was er verbrochen hat. Dazu treten aber weitere Zwecke, so die Sicherung. Man sucht die Volksgemeinschaft vor dem Übeltäter zu schützen. Das ist der Sicherungszweck der Strafe. Dazu kommt die Abschreckung. Wenn andere sehen, wie man für Verbrechen hart bestraft wird, dann, so hofft man, werden sie es bleiben lassen, ähnliche Verbrechen zu begehen. Und schließlich dient die Strafe auch der Besserung. Man hofft, daß sich der Übeltäter durch die Strafe bewegen läßt, in sich zu gehen, Reue zu zeigen und sich in Zukunft den Gesetzen zu fügen.

Die Kirche gedenkt bei der Bestrafung des alttestamentlichen Gesetzes. Das Alte Testament kennt viele Strafen, auch die Todesstrafe. Die Todesstrafe war vorgesehen für Mord, für Abgötterei, für schwere Sexualvergehen. Ganz allgemein wird ausgesprochen: „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Leben um Leben.“ Für das Alte Testament ist die Todesstrafe kein Problem. Das Neue Testament hat an der Möglichkeit, die Todesstrafe zu verhängen, und an der Erlaubtheit der Todesstrafe nicht gerüttelt. Es gibt keinen einzigen Text im Neuen Testament, der verbietet, Verbrecher mit dem Tode zu bestrafen. Der heilige Paulus sagt: „Die Obrigkeit führt das Schwert.“ Das Schwert ist das Symbol für die Strafgewalt, aber das Schwert ist auch das Werkzeug zur Hinrichtung. Wir wissen, daß Paulus als römischer Bürger durch das Schwert hingerichtet wurde. Aus dem Neuen Testament ist deswegen ein Argument gegen die Todesstrafe nicht zu entnehmen.

Die Kirche hat in ihren besten Vertretern, also den Kirchenvätern und Kirchenlehrern, immer an der Erlaubtheit der Todesstrafe festgehalten. Die Todesstrafe wird vor allem begründet aus dem Organismuscharakter des Volkes. Das Volk ist ein Leib, und wenn an einem Leibe ein Glied brandig wird, dann kann man es entfernen. Das ist die Argumentation des heiligen Thomas für die Todesstrafe. Wenn ein Mensch das Gemeinwohl gefährdet und andere Abhilfe nicht möglich ist als dadurch, daß er getötet wird, dann besitzt die Gemeinschaft das Recht, die Todesstrafe über ihn zu verhängen und zu vollstrecken. Sie ist eine Art Notwehr der Gemeinschaft.

Freilich ist die Todesstrafe nur dann anzuwenden, wenn die Verbrechen mit Sicherheit bewiesen sind. Also dürfen Verurteilte in Indizienprozessen regelmäßig nicht zum Tode verurteilt werden; denn die Todesstrafe fügt dem anderen etwas zu, was nie mehr gutzumachen ist. Dazu muß völlige Gewißheit über das todeswürdige Vergehen vorliegen. Die Besserung ist freilich mit der Todesstrafe nicht zu erreichen; denn der Tote läßt sich nicht mehr bekehren. Man hofft und wünscht aber, daß der zum Tode Verurteilte sich vor der Hinrichtung bekehrt und bessert.

In unserem Lande ist die Todesstrafe abgeschafft. Aber es gibt Fälle, wo man sagen muß: Hier ist die Todesstrafe die einzige gerechte Sühne. Am Anfang unseres Jahrhunderts lebte in Münsterberg in Schlesien ein Metzgermeister namens Denke. Dieser Metzgermeister lud wandernde Gesellen in sein Haus ein, gab ihnen zu essen, und wenn sie bei einem fröhlichen Schmaus waren, erschlug er sie mit einem Beil. Dann verarbeitete er ihren Körper in seiner Metzgerei. Der Mann wurde, nachdem er viele Morde dieser Art begangen hatte, durch einen Gesellen entdeckt. Der blickte sich nämlich um und sah, wie das Beil gegen ihn geschwungen war, und konnte sich im letzten Augenblick noch erheben und fliehen und diesen Verbrecher der Obrigkeit überliefern. Es gab kaum jemanden, der kein Verständnis dafür gehabt hätte, daß der vielfache Mörder Denke zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. Die Todesstrafe ist also grundsätzlich erlaubt, freilich nur als äußerstes Mittel, und man muß versuchen, möglichst andere Strafen zu finden, die den Verbrecher unschädlich machen und die Gemeinschaft schützen. Aber wenn es eben durch das Gemeinwohl gefordert ist, dann besitzt die Obrigkeit das Schwert, d.h. die Möglichkeit, die Todesstrafe zu verhängen und zu vollstrecken.

Der Krieg ist der blutige Machtkampf zwischen zwei Staaten. Man unterscheidet den Angriffskrieg und den Verteidigungskrieg. Der Verteidigungskrieg ist eine Art Notwehr. Man schützt sich gegen den bereits begonnenen oder unmittelbar bevorstehenden Angriff, indem man zu den Waffen greift. Der Angriffskrieg dient zwei Zwecken, einmal, um vorenthaltene Rechte zu erzwingen oder um erlittene Rechtsverletzungen zu bestrafen. Auch der Angriffskrieg kann ein gerechter Krieg sein. Besonders zu erwähnen ist der sogenannte Präventivkrieg. Der Präventivkrieg besteht darin, daß man einem sicheren, unmittelbar bevorstehenden Angriff zuvorkommt und dadurch verhindert, daß man von dem feindlichen Angriff zermalmt wird. Der Präventivkrieg ist unter den gegebenen Umständen, nämlich daß der Angriff sicher bevorstehend und in nächster Zeit beginnend ist, gerechtfertigt.

Im Alten Testament ist oft von heiligen Kriegen die Rede. Das Volk Israel hat auf Weisung Gottes kriegerisch das Land Palästina erobert. Josue, die Richter, Saul, David haben Kriege geführt, und zwar im Auftrage Gottes, um das Land zu erwerben oder zu behaupten. Die Makkabäer sind ins Feld gezogen für ihren Glauben, und sie wußten sich dabei vom Willen Gottes getragen. Das Alte Testament kennt also den erlaubten, ja den gerechten Krieg. Im Neuen Testament ist gegen den gerechten Krieg ein Einwand nicht zu finden. Der Herr weiß, daß am Ende furchtbare Kriege ausbrechen werden. Er kündigt sie an in seinen eschatologischen Reden. Freilich predigt er den Frieden, lobt er die Friedfertigen, lehrt er die Gottes- und Nächstenliebe unter den Menschen zur Verhütung von Streit und Kampf. Die messianische Zeit ist eine Zeit ewigen Friedens. Aber weder Jesus noch Johannes der Täufer haben die Soldaten ihrer Zeit aufgefordert, ihre Waffen niederzulegen. Sie haben sie nur angewiesen, nicht ungerecht und mit dem Sold zufrieden zu sein. Auch die Kirche hat den Kampf, den gerechten Kampf niemals a limine verworfen. Es kann gerechte Kriege geben. Um einen gerechten Krieg zu führen, sind vier Merkmale notwendig.

1. Es muß eine legitima auctoritas Krieg führen, also eine rechtmäßige Autorität. Nicht der Privatmann führt Kriege, auch nicht die Rote Armee-Fraktion führt Kriege, sondern nur die oberste, souveräne Gewalt, also der Staat.

2. Es muß eine *justa et gravis causa* vorliegen, eine gerechte und schwerwiegende Ursache. Gerechte und schwerwiegende Ursachen sind also zum Beispiel ein bevorstehender Angriff (Präventivkrieg) oder ein begonnener Angriff (Verteidigungskrieg) oder die Vorenthaltung wesentlicher Rechte, die ein Volk um seiner Existenz willen nicht preisgeben kann und die es sich mit Gewalt zurückholen muß. Solche gerechte Ursachen haben oft bestanden, meine lieben Freunde. Die spanische Bevölkerung hat sechs Jahrhunderte lang gerechten Krieg gegen die Mauren geführt, die das Land besetzt hielten und die Bevölkerung vom christlichen Glauben abzubringen versuchten. Unsere Vorfahren haben sich gegen die Hunnen gewehrt, die plündernd, brandschatzend und vergewaltigend durch das Land zogen. Im 15. Jahrhundert sind die christlichen Heere gegen die Hussiten losgezogen, die Schlesien, Sachsen und Bayern zu überschwemmen drohten. Das waren gerechte und schwerwiegende Gründe, weswegen unsere Vorfahren zu den Waffen gegriffen haben.

3. Es muß eine *recta intentio* vorhanden sein, eine rechte Absicht, und die Absicht kann nur darin liegen, als letzte Waffe den Kampf einzusetzen, also nicht aus geringfügigen Gründen, sondern nur als letztes Mittel. Zunächst muß versucht werden, mit anderen Mitteln dem Unrecht zu wehren, etwa mit Repressalien, mit Blockaden. Aber wenn diese Mittel nicht ausreichen, dann ist eben auch das Ergreifen der Waffen zulässig.

4. Man muß schließlich den *debitus modus* beachten, man muß auch im Kriege Maß halten. Es ist nicht alles erlaubt im Kriege. Man muß etwa die Zivilbevölkerung schonen; man darf nicht hilflose Gefangene umbringen oder so schlecht behandeln, daß sie sterben müssen. Es gibt auch im Kriege Gesetze, sittliche Gesetze, die beachtet werden müssen. Aber, noch einmal, wenn diese vier Momente zusammenkommen, dann spricht man von einem gerechten Krieg. Es ist nicht auszuschließen, daß es auch heute solche gerechte Kriege geben kann. Wenn ein Volk friedlos ist und andere Völker unterdrückt und überfällt, dann ist die Völkergemeinschaft, dann sind die Nachbarn aufgerufen, dieses Volk in seine Schranken zu verweisen. Das ist die Lehre der Kirche vom gerechten Krieg.

Wir müssen, wenn wir die Todesstrafe und den Krieg unter sittlichen Gesichtspunkten betrachten, zwei Grundsätze vereinen, nämlich erstens den Grundsatz, den der Herr ausspricht, wenn er sagt: „Selig die Friedfertigen, sie werden Kinder Gottes heißen.“ Und als zweites den Grundsatz: „Nicht umsonst führt die Obrigkeit das Schwert. Sie ist Gottes Dienerin zur Rächerin für den, der Böses tut.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Ein Kind ist uns geboren

25.12.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte, in heiliger Weihnachtsfreude Versammelte!

„Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf seinen Schultern ruht Weltherrschaft. Sein Name wird sein Wunderrat, Gottheld, Vater der Zukunft, Friedensfürst.“ So hat Gott durch den Propheten Isaias den Heiland Jesus Christus vorausverkündet. „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt, auf seinen Schultern ruht Weltherrschaft. Sein Name wird seine Wunderrat, Gottheld, Vater der Zukunft, Friedensfürst.“ In diesem wunderbaren Text sind drei Punkte zu beachten, einmal die Eigenschaften des erschienenen Herrn, zweitens seine Geburt und drittens der Nutzen, den wir daraus ziehen.

Der erste und wichtigste von diesen drei Punkten sind die Eigenschaften dieses Herrn und Heilandes. Er ist wunderbar. Als wunderbar haben ihn die Himmel, die Engel, die Hirten und die Weisen bekundet. Die Himmel, indem sie einen Stern sandten, die Engel, indem sie sein Lob sangen, die Hirten, indem sie von ihm sprachen, und die Weisen, indem sie zu ihm eilten. Er ist wunderbar, weil der Schöpfer zum Geschöpf wurde. Er bleibt, was er war, aber er nahm an, was er noch nicht hatte. Seit dieser Menschwerdung Gottes gibt es nur eine verbindliche und eine wahre Religion auf dieser Erde. Es ist jene Religion, die von Gott gestiftet ist. Alle anderen Religionen sind von Menschen gemacht, kommen von unten, nur eine Religion kommt von oben: es ist jene, die der Gottessohn als Menschgewordener auf die Erde gebracht hat. Daraus ergibt sich die Überlegenheit, ach, was sage ich, ergibt sich die Alleinberechtigung des Christentums. Mögen andere Religionen vor der Ankunft des Erlösers im Advent gestanden haben, nach seiner Ankunft stehen sie gegen ihn. Seitdem stehen sie in Konkurrenz zu ihm. Wenn wir also von der christlichen Religion als der absoluten sprechen, dann wissen wir: Sie ist absolut, weil Gott selbst sie gegründet hat. Christus ist wunderbar, weil Gott ein Geschöpf wird.

Er ist wunderbar, weil er von der Jungfrau geboren wurde. Bei allen anderen Menschen beendet die Mutterschaft die Jungfrauschaft, bei ihm krönte die Mutterschaft die Jungfrauschaft. Maria ist die einzige, die Mutter und Jungfrau zugleich ist, und dieses Wunder über alle Wunder sollte ein Hinweis sein auf den, der da geboren wird. „Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären.“ Er ist wunderbar, weil er von der Jungfrau geboren wurde.

Er ist wunderbar, weil er von den Menschen geglaubt wird. Daß Weihnachten Wahrheit und Wirklichkeit, daß Weihnachten Geschichte und Geschehen ist, daß wir an Weihnachten glauben als an eine gottgewirkte Wirklichkeit, das ist das Wunder; daß wir nicht sagen: Sage, Erfindung, Märchen, Erzählung. Nein, daß wir sagen: Wirklichkeit, von Gott gewirkte Wirklichkeit, das ist ein Wunder, daß es noch Menschen gibt, die sich nicht von ungläubigen Theologen verführen lassen und sagen: Das ist ein Geschehen wie jedes andere auch. Nein, es ist ein Geschehen wie kein anderes! Es ist ein Geschehen über allen Geschehnissen dieser Erde, daß einmal sich der Himmel geöffnet hat und Gott hervortrat aus der Unsichtbarkeit in die Sichtbarkeit des menschlichen Leibes. Das ist Weihnachten! Er ist wunderbar.

Er ist zweitens liebenswürdig. Liebenswürdig ist er, weil er sich selbst geschenkt hat. „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ Das ist ein so ungeheurer Schenkungsakt, daß wir auf die Knie fallen, wenn wir es aussprechen. „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ Er hat sich selbst geschenkt, nicht etwas von ihm, sondern sich selbst. Er hat die menschliche Natur angenommen, um das menschliche Elend aufzuarbeiten. Er mußte in derselben Natur dem entgegnetreten, der die menschliche Natur im

ersten Menschen besiegt hat. Er hat sich selbst geschenkt. Er ist auch - und das ist ein Erweis seiner Güte - Wohltaten spendend durch die Lande gezogen. Deswegen haben wir in der Epistel gehört: „Erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes.“ Er hat die Wahrheit verkündet, er hat das Evangelium gepredigt, er hat die Kranken geheilt, er hat die Aussätzigen gereinigt, er hat die Toten zum Leben erweckt. Wohltaten spendend ging er durch die Lande, und das ist ein Erweis seiner Liebe. Er ist liebenswürdig, weil er seine Liebe nicht mit Worten, sondern in der Tat und Wahrheit erweist. Er ist liebenswürdig, weil er uns seine Wahrheit, seine Gnade und seine Herrlichkeit schenkt. In dem Evangelium, das heute im Mittelpunkt dieser heiligen Messe steht, wird es gesagt: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit.“ Andere mögen Splitter der Wahrheit uns bringen, er bringt die Fülle. Andere mögen von der Gnade sprechen, er schenkt sie. Andere mögen auf die Herrlichkeit verweisen, er ist sie. „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater, voll der Gnade und Wahrheit“, die Wahrheit in Fülle und die Gnade im Übermaß. Er ist liebenswürdig.

Er ist auch unaussprechlich, denn er ist von Ewigkeit. „Am Anfang war das Wort!“ Das ist der Anfang vor jedem Anfang. Das ist ein Anfang vor jedem irdischen Anfang. Im Anfang, das heißt von Ewigkeit her, war das Wort. Er ist von Ewigkeit her, weil er gleichen Wesens mit dem Vater ist. Die Gleichheit mit dem Vater, auch sie macht ihn unaussprechlich. „Und das Wort war bei Gott.“ Das heißt eben, er ist gleicher Gott wie der Vater. „Und das Wort war Gott.“ Er ist unaussprechlich, weil er Gott ist. Seine Gottheit ist ihm eingeboren. Das ist es eben, daß wir heute nicht einen Propheten feiern, daß wir heute nicht einen Revolutionär bekennen, sondern daß wir unseren Herrn und Heiland als Gott bekennen. Er ist der menschgewordene Gott und Heiland, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Es ist unerträglich, meine lieben Freunde, wenn vor Weihnachten das Buch eines amerikanischen Juden erscheint, Norman Mailer, der das fünfte Evangelium zu verkünden vorgibt, indem er Jesus als einen neurotischen Jüngling schildert. Er, der selber sechsmal geschieden ist, stellt Jesus als einen von Sex und Leidenschaft zerrütteten Mann dar. Das ist unerträglich! So kann man nicht von unserem Herrn und Heiland sprechen! Sondern: „Gott von Gott, wahrer Gott vom wahren Gott, Licht vom Lichte, gezeugt, nicht geschaffen.“ Er ist unaussprechlich, weil er gleichen Wesens mit dem Vater ist und weil ihm die Gottheit eigen ist.

Er ist auch verehrungswürdig, erstens weil er alles geschaffen hat. „Durch ihn ist alles geschaffen.“ Der Evangelist nimmt nichts aus. Es gibt nichts Geschaffenes, was nicht durch ihn geschaffen wäre. Er ist der Schöpfer von allem. Er ist verehrungswürdig, weil er alles erhält; er trägt alles durch das Wort seines Mundes, wie es in der Epistel aus dem Hebräerbrief heißt: „Er trägt das Weltall durch das Wort seiner Allmacht.“ Er ist nicht nur der Schöpfer, er ist auch der Erhalter der Welt. Die Welt würde ins Nichts zurücksinken, wenn er sie fallen ließe. Und er ist verehrungswürdig, weil er alles wieder herstellt als derjenige, der uns von unseren Sünden reinigt, wie es wiederum im Hebräerbrief heißt: „Er hat sich zur Rechten Gottes gesetzt, nachdem er uns von unseren Sünden gereinigt hat.“ Er ist der Schöpfer, er ist der Erhalter, er ist der Wiederhersteller, und deswegen ist er verehrungswürdig.

Er ist auch begehrenswert, weil er so schön ist. Das Schöne zieht uns an. Das Zusammenpassen der Teile, wie wir es im menschlichen und irdischen Bereich sagen, wegen der consonantia, des Zusammentreffens des einzelnen mit seinem Gesamtbilde, das ist Schönheit. Er ist die Schönheit selbst, weil er die Schönheit Gottes an sich trägt. Gott ist die Urschönheit, Gott ist die Wurzelschönheit, Gott ist der Urheber jeder Schönheit. Und diese Schönheit trägt unser Herr und Heiland an sich. Die Aussagen, die der Hebräerbrief trifft, lauten: „Er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens.“ Das heißt: Was Gott an Schönheit eigen ist, das ist auch ihm zugekommen. Er ist ein Abbild seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens. Kein zweiter Gott, wie Arius wollte, kein deuterus theos, kein untergeordneter Gott, nein, ein Gott wie der Vater, von derselben Schönheit und Herrlichkeit, vom selben Glanz wie der Vater. Deswegen ist er begehrenswert.

Er ist aber auch furchtbar. Furchtbar ist er, weil er das Licht ist. Im Lichte sieht man jeden Schatten; im Lichte erkennt man die eigene Schuld. Er ist das Licht, und deswegen ist er furchtbar, und deswegen kommen die Menschen nicht zu ihm, weil ihre Taten böse sind, denn sie wollen nicht aufgedeckt sein vom Lichte. Er ist furchtbar, weil er mächtig ist. Er hat sich ja zur Rechten der Macht Gottes gesetzt, und das ist der Ehrenplatz, das ist der Thron der Herrlichkeit, das ist der Posten der

Allmacht. Er ist mächtig, ja er ist allmächtig, und deswegen ist er furchtbar. Denn der Herr mit seiner Allmacht zerschmettert, wer immer ihm entgegentritt. Wenn er wartet, dann nicht deswegen, weil er seine Allmacht aufgegeben hätte. Wenn er wartet, dann darum, weil er den Menschen zur Besserung treibt, weil er abwarten will, ob sich nicht vielleicht doch noch einer bekehrt, wenigstens an Weihnachten. Ob nicht vielleicht doch einer umkehrt von seinem bösen Wege und sich wendet zum Vater der Lichter. Er ist furchtbar wegen seiner Gerechtigkeit. „Du liebtest die Gerechtigkeit und haßtest das Unrecht.“ Er ist ein Gott, der nicht nach dem Augenschein richtet und nicht nach dem Hörensagen. Was tun die Menschen? Sie richten nach dem Augenschein und nach dem Hörensagen. Er richtet nach dem Herzen und nach den Taten. Er schaut ins Herz und erwägt die Taten. Deswegen ist er furchtbar, denn wir wissen, daß wir Ungerechten von der Gerechtigkeit einiges zu befürchten haben. Er ist furchtbar wegen seines Lichtglanzes, wegen seiner Allmacht und wegen seiner Gerechtigkeit. Das sind seine Eigenschaften.

Nun ist uns dieser Herr geboren, und seine Geburt ist eine dreifache. Zunächst einmal seine Geburt von Ewigkeit im Schoß des Vaters. Wie das Hervorgehen des Sohnes aus dem Vater beschaffen ist, das ist ein unergründliches Geheimnis. So viel sich auch das Nachdenken der Kirche damit beschäftigt hat, so richtig auch die Aussagen der Konzilien sind, adäquat vermögen wir diesen Hervorgang niemals zu erfassen. Um jeden Schein einer Schaffung, einer Schöpfung zu vermeiden, hat die Kirche das Wort Zeugung gewählt. Sie will damit andeuten, daß das ein Hervorgang eines Gleichen ist. „Gezeugt, nicht geschaffen.“ In jedem Falle aber ein ewiger Hervorgang aus dem Wesen des Vaters.

In der Zeit die Geburt aus der Jungfrau. Wir können den Tag benennen, wir vermögen den Ort anzugeben, wo dieses Geschehen Platz gegriffen hat. „Geboren in der Fülle der Zeit aus Maria der Jungfrau zu Bethlehem im Lande der Juden.“ Wir werden morgen und übermorgen auf die geschichtlichen Ereignisse dieser Geburt näher eingehen. Heute nur: Er ist tatsächlich in geschichtlicher Stunde in Bethlehem geboren. Mag die Zeitrechnung durcheinandergelassen sein, nicht durch die Schuld Gottes, sondern durch die Schuld der Menschen, sicher ist, daß vor 2000 Jahren in Bethlehem der Schöpfer der Welt aus dem Schoße der Jungfrau Maria hervorgegangen ist.

Und schließlich die dritte Geburt: im Herzen der Menschen! Im Epheserbrief weist der Apostel Paulus darauf hin, daß Christus durch den Glauben in unseren Herzen wohnen möge. Also wenn wir glauben, dann wird Christus geboren - in einem übertragenen Sinne selbstverständlich. Er wird geboren in unserem Herzen. Der Glaube vermag eine Geburt Christi in unserem Herzen zu bewirken. Und deswegen sagt ja unser schlesischer Dichter Angelus Silesius so schön: „Wär' Christus tausendmal in Bethlehem geboren, doch nicht in dir, du bliebst doch ewiglich verloren!“ Es ist eigentlich schön, was um Weihnachten rankt. Wir haben nichts dagegen, gegen Lichter und Geschenke und Freundlichkeiten, die ausgetauscht werden, aber wenn dahinter nicht der Glaube an die Geburt steht, dann ist das alles nur Schein, ein ferner, ferner, allzu ferner Abglanz des Lichtes, das in Bethlehem aufgestrahlt ist. Geboren muß er werden in unseren Herzen, in einem festen, unerschütterlichen, alle Zweifel überwindenden Glauben.

Das alles ist ja geschehen für uns. Über dem Erscheinen, dem Wirken und dem Sterben Jesu von Nazareth steht das Wort „Pro nobis, pro nobis, pro nobis!“ Für uns ist er ein Mensch geworden, für uns hat er gewirkt, für uns hat er gelitten, für uns ist er gestorben. Es ist alles nicht um seinetwillen geschehen, es ist alles nur um unseretwillen geschehen. Für uns Menschen und um unseres Heiles willen ist er ein Mensch geworden. Er ist es geworden, um uns alles Gute zu schenken und uns von allem Übel zu befreien. Er schenkt uns die Wahrheit und die Gnade in dieser Zeit und die Herrlichkeit in der jenseitigen Welt. Die Wahrheit und die Gnade ist das größte, was auf dieser Erde den Menschen zuteil werden kann. Nicht wenige meinen, die irdische Liebe könne die Gnade Gottes ersetzen. Aber das ist falsch. Wir leben von der Wahrheit und von der Gnade, und wenn unser Leben einen heilvollen Verlauf nehmen soll, dann nur, wenn wir in der Gnade leben und wenn wir der Wahrheit dienen. Und wir hoffen, wir hoffen zuversichtlich auf die Herrlichkeit des Himmels. Es ist das kein Trug, meine lieben Freunde, keine Illusion. Wir haben einen, der vorangegangen ist, wir haben einen Quartiermacher, wir haben einen, der die Wohnungen bereitet für uns, wenn die irdische Weltzeit abgelaufen ist. Wir können uns darauf verlassen. Es ist das kein Trug, es ist das keine Vertröstung, es

ist auch kein Opium des Volkes. Nein, es ist das eine reale Verheißung, die sich auf Gründe stützt, die keine irdische Macht erschüttern kann. Und er hat uns von allem Übel befreit. Es gibt viele Übel, die über uns kommen, Verlust der Habe, der Heimat, Verlust der Gesundheit und des Lebens. Aber der größte Verlust, der Menschen treffen kann, ist der Verlust seines Heilandes. Wenn er in das Dunkel der Sünde fällt, wenn er in Nacht und Todesschatten sitzt, weil er die Gnade verloren hat, das ist der größte Verlust. Der Dichter sagt es, wenn er hervorhebt: „Der Übel größtes ist die Schuld.“ Und das ist es, was unser Herr und Heiland wegnimmt. Er nimmt von uns die Schuld, er nimmt von uns den Irrtum, er nimmt von uns die Hoffnungslosigkeit, er nimmt von uns die Verzweiflung. Seitdem er gekommen ist, braucht niemand mehr auf dieser Erde jede Hoffnung fahren zu lassen, braucht niemand mehr zu verzweifeln. Er hat uns alles Gute geschenkt und alles Übel von uns genommen.

Das also, meine lieben Freunde, ist das Geheimnis der Christgeburt. Von Ewigkeit geboren, in der Zeit erschienen, für uns und um unseres Heiles willen. Möge uns unser Herr seiner Gnadengaben teilhaftig machen in dieser wunderbaren Zeit.

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Wir haben seinen Stern gesehen

26.12.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wenn das Weihnachtsfest herankommt, ändern sich die Spielpläne der Theater. Statt der Opern von Verdi oder Wagner werden Märchenopern gespielt wie „Hänsel und Gretel“, und statt Schauspielen von Schiller oder Dürrenmatt werden Märchenspiele angekündigt wie „Schneewittchen und die sieben Zwerge“. Hat Weihnachten etwas mit Märchen zu tun? Warum ändern die Theater ihre Spielpläne, wenn Weihnachten herankommt? Warum setzen sie Märchen auf den Spielplan, wenn wir die Geburt unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus feiern? Es mag dahinter das unbewußte oder halbbewußte Mißverständnis stehen, daß Weihnachten eine - zumindest teilweise - märchenhafte Wirklichkeit ist. Ungläubige Theologen haben seit etwa 200 Jahren ein Stück nach dem anderen vom Weihnachtsgeschehen herausgebroschen und es als legendär erklärt. Die Erscheinung beginnt gewöhnlich an den Rändern und setzt sich von da bis zum Zentrum fort.

Ein besonders beliebter Gegenstand der Legendarisierung des Weihnachtsgeschehens ist der Stern von Bethlehem. Sogenannte Bibelkritiker verweisen ihn in das Reich der Legende. Die Weisen sagen zwar: Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande und sind gekommen, den neugeborenen König anzubeten, aber, so sagen diese ungläubigen Männer und Frauen, diese Worte sind den Weisen von dem Redaktor des Matthäusevangeliums in den Mund gelegt worden. Der Stern von Bethlehem ist eine Erfindung des fabulierenden Volkes, der fabulierenden Gemeinde. Doch hat es immer Menschen gegeben, die sich bei dieser billigen Auskunft nicht beruhigt haben. Gelehrte wie Johannes Kepler waren von der Existenz des Sterns von Bethlehem fest überzeugt. Kepler, der von 1571 bis 1630 lebte, hat sogar eine Vermutung geäußert, wie diese Erscheinung zu erklären sei. Nach seinen Berechnungen hat sich im Jahre 7 v. Chr. eine Konjunktion der Planeten Jupiter und Saturn zugetragen. Was ist eine Konjunktion? Eine Konjunktion ist ein Zusammentreten von zwei Sternen, die in einer Geraden von der Erde her gesehen hintereinander stehen. Konjunktionen von Sternen sind sehr selten, denn die Sterne haben ja eine sehr verschiedene Umlaufzeit um die Sonne. Die Erde braucht ein Jahr, der Jupiter braucht zwölf Jahre, um die Sonne zu umrunden. Und so muß also eine besondere Konstellation zustande kommen, damit Sterne hintereinander stehen. Aber im Jahre 7 v. Chr. ist das der Fall gewesen. Keplers Erkenntnis wurde durch Funde, die im Jahre 1925 der deutsche Astronom Paul Schnabel im Keilschriftmuseum zu London machte, bestätigt. Unter den Keilschrifttafeln von Sippar in Babylonien - das war eine antike Astrologen- oder wie wir heute sagen Astronomenschule -, in diesem Keilschriftarchiv von Sippar fanden sich, nachdem man die Keilschrifttafeln entziffert hatte, Angaben, daß im Jahre 7 eine Konjunktion der beiden Planeten Jupiter und Saturn sich zugetragen habe.

Die Konjunktion, also das Zusammentreten dieser beiden Planeten, hat sich nach den Berechnungen im September des Jahres 7 zum erstenmal zugetragen und war bis zum November des Jahres 7 sichtbar. Die Weisen aus dem Morgenlande waren offensichtlich Priesterastrologen, gelehrte Männer, die etwas von Sternkunde verstanden. Jeder Stern hatte bei ihnen seine besondere Bedeutung. Der Jupiter war der Stern des babylonischen Obergottes Marduk. Der Saturn war der Stern des Volkes Israel. Wenn diese beiden Sterne also jetzt zusammentraten, so haben sie kombiniert, dann muß eine Erhöhung eines Israeliten bevorstehen, dann muß das geschehen, was sie in die Worte faßten: „Wir haben seinen Stern gesehen, den Stern des neugeborenen Königs von Israel.“ Und so machten sie sich auf den Weg. Sie folgten dem Stern, der tatsächlich vor ihnen herzog. Die Konjunktion hat eine Bewegung gemacht von Osten nach Westen; sie blieb dann im Westen stehen und wandte sich wieder

von Westen nach Osten zurück. Sie suchten den König da, wo man einen König zu finden hoffte, in der Hauptstadt, in Jerusalem. Aber in Jerusalem fanden sie ihn nicht. Sie werden betrübt gewesen sein, als sie aus dem Palaste des Herodes herauskamen. Doch ihre Betrübnis wandelte sich in Freude, denn der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, er zog (wir müssen ergänzen: in südlicher Richtung) vor ihnen her und blieb über dem Hause stehen, wo das Kind war. Da, wo der Stern stehen blieb, wo die Konjunktion der beiden Planeten verharrte, da fanden sie den neugeborenen König. Und da waren sie von überaus großer Freude erfüllt. Sie wußte, sie waren nicht umsonst gelaufen. Es war ihnen klar geworden: Der Stern hatte sie nicht getrogen, er hatte sie zu dem König, dessen Stern sie gesehen hatten, geführt.

Nun gibt es freilich noch eine gewisse Schwierigkeit. Die Konjunktion von Jupiter und Saturn ereignet sich in großen Zeiträumen immer wieder. Sie ist zwar selten, aber wir können berechnen, wann die nächste Konjunktion eintreten wird. Sie ist allerdings nicht sehr stark in ihrem Schein. Im Matthäusevangelium wird aber berichtet, daß ein Lichtschein von dieser Konjunktion ausging. Wie ist dieser Lichtschein zu erklären? Darüber gibt uns Auskunft der österreichische Astronom Konradin Ferrari d'Occhieppo. „Am 20. Januar 1941“, schreibt er in einem Buche, „war ich als Gefreiter bei einer Flakbatterie in der Bretagne eingesetzt und zog in der Nacht auf Wache. Da stand am Himmel die Konjunktion, und vor ihr ging ein Licht aus, das Zodiakal-Licht.“ Das Zodiakal-Licht ging von dieser Konjunktion aus. Worin besteht dieses Zodiakal-Licht? Es besteht darin, daß Staubteilchen der Materie, Staubteilchen im All vom Sonnenlicht gebrochen werden, um dann wie ein Kegel zur Erde fallen. Ein tatsächlich zur Erde fallender Lichtschein, so berichtet uns d'Occhieppo, war am 20. Januar 1941 von ihm ganz eindeutig in seiner Flakstellung in der Bretagne zu erkennen. Also auch dieses Rätsel ist gelöst, daß die Konjunktion, die normalerweise eben nicht ein starkes Licht auswirft, durch das Zodiakal-Licht Strahlen auf die Erde warf.

Es hat andere Versuche gegeben, den Stern zu erklären. Man hat auf Kometen verwiesen, und Kometen sind ja in großer Zahl immer und zu allen Zeiten am Himmel erschienen. Man sprach von Supernovae, um die es sich gehandelt haben könnte. Möglich sind auch diese Erklärungen, aber wahrscheinlich ist die, die Kepler uns zuerst gegeben hat, nämlich daß die große Konjunktion von Jupiter und Saturn es war, die die Weisen aus dem Morgenlande als Stern am Himmel gesehen haben.

Da wird vielleicht jemand fragen: Aber ist nicht Jesus im Jahre 1 geboren? Wie kann er dann im Jahre 7 v. Chr. geboren sein? Nun, das ist keine Schwierigkeit, meine lieben Freunde, denn die Zeitrechnung ist durcheinandergeraten. Die heutige Zeitrechnung ist ja erst im 6. Jahrhundert entworfen worden von einem Mönch namens Dionysius, und er hat mit sehr unsicheren Angaben gearbeitet, so daß es nicht die geringste Schwierigkeit bedeutet, anzunehmen, daß Jesus Christus im Jahre 7 v. Chr. geboren worden ist.

Weihnachten und Märchen sind zwei ganz verschiedene Dinge. Das Weihnachtsgeschehen ist Geschichte, Märchen sind erfundene, manchmal sehr tief sinnige Erzählungen, die eine bestimmte Wahrheit verdeutlichen wollen. Aber für unseren Glauben hängt alles davon ab, daß Weihnachten ein wirkliches Geschehnis ist, daß wir nicht einem Stern nachlaufen, den es nie gegeben hat, sondern daß wir einem Stern folgen, den Gott in wunderbarer Weise ausgesandt hat, um auf seinen eingeborenen Sohn aufmerksam zu machen. Unser Glaube an die Geburt Christi, an die Menschwerdung Gottes hängt nicht am Stern. Aber wir lassen uns auch den Stern nicht ausreden. Wir glauben das ganze Weihnachtsgeheimnis, und zu diesem Weihnachtsgeheimnis gehört auch die Botschaft der Weisen: „Wir haben seinen Stern im Morgenlande gesehen und sind gekommen, ihn anzubeten.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Das Kind von Bethlehem

27.12.1998

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

„Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein. Das hab' ich auserkoren, sein eigen will ich sein.“ So beginnt eines unserer schönsten Weihnachtslieder. „Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein. Dies hab' ich auserkoren, sein eigen will ich sein.“ Nicht nur zu historischer Stunde, sondern auch an geographischem Orte ist der Logos geboren worden. Der Ort heißt Bethlehem, was zu deutsch bedeutet: Haus des Brotes. Man nimmt an, daß dieser Name für den Flecken gewählt wurde, weil sich bei ihm eine fruchtbare Ebene hinzieht, die den Menschen Korn und Wein und Öl spendet. Bethlehem war schon in der Zeit, die wir die Eisenzeit nennen, bewohnt. Als Josue die Israeliten über den Jordan führte, bestand dieser Ort schon. Wir wissen, daß sich in Bethlehem die ergreifende Geschichte abspielte, die im Büchlein Ruth berichtet ist. Ruth, eine kinderlose Witwe, sorgte für ihre Schwiegermutter Noemi und fand das Wohlgefallen eines reichen Mannes in Bethlehem, des Booz. Sie heirateten, und Ruth wurde die Stammutter des Hauses David, die Urgroßmutter Davids und damit eine Stammutter unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. Ein Stern stand über Bethlehem, als dem Jesse zu seinen sieben Söhnen noch ein achter geboren wurde, dem er den Namen David gab. Die Familie wird sich gewundert haben, als eines Tages der Richter Samuel erschien und nach den Söhnen schaute, ob sich unter ihnen einer fände, den er zum König salben könne. Aber es war keiner unter den sieben, die ihm der Vater Jesse vorstellte, den er für geeignet befand, bis er den achten, den jüngsten, aus dem Felde holen ließ und ihn zum König über Israel salbte anstelle des verworfenen Saul. Es kamen harte Jahre für David, bis er endlich sein Königtum durchsetzen konnte. Er nahm Jerusalem zu seiner Residenz, aber Bethlehem war deswegen nicht vergessen. Von ihm sagte Michäas, einer der zwölf kleinen Propheten: „Du, Bethlehem im Lande Juda, bist nicht die geringste unter den Fürstentädten Judas, denn aus dir wird hervorgehen der Fürst, der mein Volk Israel regieren soll.“

Die Bewohner Palästinas werden wenig entzückt gewesen sein, als die römische Besatzungsmacht eine Volkszählung veranstaltete. Jeder mußte sich in seine Herkunftsstadt begeben, und Josef als Davidide nach Bethlehem. So zog er mit seiner Frau, die gesegneten Leibes war, nach Bethlehem, vorbei an dem Grabe der Rachel, die ja nach der Entbindung des Benjamin gestorben war. Dieses Grab mag die beiden erinnert haben an die Schmerzen der Mutterschaft. Sie zogen vorbei am Herodion, an dieser Trutzfestung, die Herodes in Bethlehem hatte anlegen lassen, immer in Furcht vor seinem Volke, weil er nicht als rechter Jude galt, aber er wurde gehalten von der römischen Besatzungsmacht. Sie werden zunächst ihre Steuerregistrierungspflicht erfüllt haben und dann sich nach einer Bleibe umgesehen haben. Aber in der Herberge, in dem städtischen Fremdenlokal, war kein Platz für sie.

Die Welt hat für alles Platz, meine lieben Freunde. Sie hat Platz für korrupte Politiker und verbrecherische Generäle; sie hat Platz für Schlagersänger und Tennisspieler. Aber wenn der Logos auf der Erde erscheint, da hat sie keinen Platz für ihn. So mußte das Leben beginnen, das auf seinem Gipfel den Heiland zu dem Ausruf bewegte: „Die Füchse haben Höhlen und die Vögel des Himmels Nester, aber der Menschensohn hat nicht, wohin er sein Haupt legen könnte.“ Sie nahmen also Platz in einer Höhle, die für Tiere und Menschen als Unterschlupf geeignet war. Dort gebar Maria ihren Sohn. Sie legte ihn in einen Futtertrog, denn eine Krippe in unserem Sinne war nicht zur Verfügung, und so kam das Licht der Welt auf diese Erde.

Bethlehem ist ein auserwählter Ort. Aber da meldet sich der Unglaube und sagt: „Es gibt eine theologische Geographie, und nur nach dieser theologischen Geographie ist Bethlehem der Geburtsort Jesu. Er ist der theologische Geburtsort; biologisch ist Jesus in Nazareth geboren.“ Hier wird das Geheimnis der Geburt Jesu in der Wurzel verfälscht. Wenn Bethlehem nicht der biologische Geburtsort ist, dann dürfen wir auch nicht singen: „Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein.“ Wenn Bethlehem nicht der wahre Geburtsort ist, sondern ein fiktiver, ein sogenannter theologischer, dann ist das der Ausbund einer Theologie, die auf dem Boden von Sand steht und nicht auf dem Boden von Felsen. Das ist eine falsche, eine Betrugstheologie, von der wir nichts wissen wollen. Und mag der Neue Brockhaus in seiner 20. Auflage noch so viel von Legende sprechen, wir wissen, wir stehen auf dem Boden der Geschichte. Es gibt überhaupt kein Indiz dafür, daß Jesus nicht in Bethlehem geboren sein könnte. Von Anfang an und ohne Unterbrechung wird der Ort gezeigt, da die Mutter Maria niederkam, in einer Höhle, in einer Grotte. Die frühesten Zeugnisse, die wir überhaupt besitzen, weisen auf diese Stelle hin. Der Kaiser Hadrian ließ an der Stelle der Geburt ein Adonis-Heiligtum errichten, zum Spott natürlich und zum Ärger der Christen. Aber gerade dadurch hat er diesen Ort unsterblich gemacht; so konnte er nicht vergessen werden. Ein Zeitgenosse Hadrians, Justinus der Martyrer, bezeugt die Geburtsstelle Jesu. Nicht anders tut es das Prot-Evangelium Jakobi, ebenso bezeugt es Origenes. Also die frühesten Zeugen, die wir überhaupt haben, sprechen vom Geburtsort Bethlehem und von der Stelle, an der diese Geburt geschah. Hieronymus hat jahrzehntelang in Bethlehem gelebt und ist allen Nachrichten, die über die Geburt Jesu lauten, nachgegangen. Er hat nicht den geringsten Zweifel, daß die Stelle, die gezeigt wird, die Geburtsstätte Jesu ist.

Sie konnte nicht mehr vergessen werden, schon gar nicht, als Kaiser Konstantin über der Geburtsstelle Jesu die herrliche Basilika errichten ließ, die heute noch steht. Sie ist die älteste Kirche der Christenheit, die noch erhalten ist. Sie mag umgebaut worden sein unter Justinian, gewiß. Es mögen immer wieder Veränderungen vorgenommen worden sein, aber die Geburtsstätte Jesu ist geheiligt durch die Basilika Konstantins. Und wer immer die engen Treppen hinuntersteigt zu der Geburtsgrotte, der spricht ehrfürchtig und gläubig die Worte: „Er hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist aus Maria der Jungfrau und ist ein Mensch geworden.“ Und er spricht mit Johannes: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ Der Stern über Bethlehem ist nicht erloschen.

Auf dieser Erde muß jeder, der sich zu Gott hält, den Sold der Bitternis bezahlen. Und so war es auch mit dem neugeborenen König der Juden. Als Herodes von seiner Geburt hörte, da erschrak er und ganz Jerusalem mit ihm. Warum denn ganz Jerusalem mit ihm? Ja, wenn Herodes erschrickt, dann muß auch sein Volk erschrecken, denn der Schrecken des Herodes tobt sich aus in Mord und Brand, und so war es auch im Falle des neugeborenen Heilands. Mit Schlichen und mit Gewalt suchte er diesen neugeborenen König zu vernichten. Aber er war schon längst weggetragen in das Land Ägypten. Ägypten war immer das Zufluchtsland für die Israeliten. Abraham, Isaak und Jakob zogen zur Zeit der Dürre und der Hungersnot nach Ägypten, und so wurde auch diesmal das Krippenkind gerettet, indem es Josef nach Ägypten führte.

Jesus ist in seinem späteren Leben nach den Nachrichten, die uns zur Verfügung stehen, nie mehr nach Bethlehem zurückgekehrt. Wir hören von seiner Antrittsrede in Nazareth, aber von Bethlehem verlautet nichts. Das, was Bethlehem bedeuten sollte, das war erfüllt; es war erfüllt mit der Geburt unseres Herrn und Heilandes. Wir dürfen, nein, wir müssen weiter unser Weihnachtslied singen: „Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein. Das hab' ich auserkoren, sein eigen will ich sein.“

Amen.

Prof. Dr. Georg May

Über den Zeitpunkt der Geburt Jesu

03.01.1999

Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen.

Geliebte im Herrn!

Wir schreiben das Jahr 1999. Genauer müßte man hinzufügen: 1999 nach Christus oder noch genauer: nach Christi Geburt. Unsere Ära, unsere Zählweise beginnt mit der Geburt unseres Herrn und Heilandes. Es ist ein ganz erstaunlicher Vorgang, daß die ganze Erde, ob christlich oder nicht, diese Zählweise übernommen hat. Überall, ob in Europa oder in Asien, in Afrika oder in Amerika oder in Australien, überall schreibt man das Jahr 1999 nach Christi Geburt. Wenn man freilich mathematisch und astronomisch genau vorgehen will, dann muß man sagen, Christus ist vor diesem Datum des Jahres 1 geboren. Unsere Zeitrechnung hinkt um ein paar Jahre der tatsächlichen Geburt des Heilandes nach. Wie ist diese Inkongruenz zwischen dem Geschehnis und unserer Zeitrechnung zu erklären?

Die heutige Zeitrechnung geht auf einen Mönch namens Dionysius Exiguus zurück. Dieser Mönch lebte im 5. und 6. Jahrhundert. Er stammt aus Armenien und bewohnte zunächst das Kloster in Hierapolis, im heutigen Syrien gelegen. Er war ein gelehrter Mann, und der Ruf seiner Gelehrsamkeit war der Anlaß, daß er zunächst nach Konstantinopel, der Hauptstadt des damaligen oströmischen Reiches, berufen wurde. Hier machte er sich nützlich als Übersetzer; er war ein sprachenkundiger Mann, und sein Ruf drang auch nach Rom. Der Papst berief Dionysius in seine Bischofsstadt. Im Jahre 496 setzte Dionysius seinen Fuß auf römischen Boden. Was hatte er dort zu tun? Er sollte zunächst das Archiv der römischen Kirche ordnen. Die Akten, Konzilsbeschlüsse, Papstbriefe, Erlasse anderer Art waren in Unordnung geraten. Wodurch? Durch die Vandalen. Die Vandalen hatten im Jahre 455 Rom erobert und geplündert und dort so gehaust, daß wir heute noch vom Vandalismus sprechen. Das Archiv des Papstes war ein Trümmerhaufen, und Dionysius sollte es ordnen. Das hat er getan, mit großem Eifer und mit großem Geschick. Seine Sprachenkenntnis machte ihn geeignet, griechische Texte ins Lateinische zu übertragen. Wir verehren in ihm einen der Väter der Kirchenrechtswissenschaft, weil er nämlich die Beschlüsse von Konzilien und die Erlasse von Päpsten, welche die Disziplin der Kirche betreffen, geordnet, gesammelt und herausgegeben hat.

Aber eine andere Leistung überschattet diese. Es war nämlich in der Christenheit kein einheitlicher Ostertermin vorhanden. Die Kirche in Rom feierte die Auferstehung des Herrn an einem anderen Tag als die Kirche in Athen, und die Kirche in Alexandrien hatte wieder einen anderen Termin als die Kirche von Mailand. Der heilige Ambrosius berichtet uns, daß im Jahre 387 das Osterfest in Rom am 21. März begangen wurde, in Ägypten dagegen am 25. April. Also über ein Monat klaffte zwischen den Osterterminen, und das sollte nun geändert werden. Denn wenn die Christenheit eine ist, dann soll sie auch ihr größtes Fest an ein und demselben Tage begehen. Man suchte also nach einem gemeinsamen Ostertermin. Und Dionysius fand ihn. Er ist es, der die Osterberechnung des Kyrill von Alexandrien aufgenommen und in seinen Ostertafeln niedergelegt hat. Seitdem wird Ostern begangen an dem Sonntag, der dem Frühlingsvollmond folgt - an dem Sonntag, der dem Frühlingsvollmond folgt. Der Frühlingsvollmond ist jener, der am 21. März oder am Tage danach zu beobachten ist. Seitdem haben wir ein einheitliches Osterfest in der gesamten katholischen Kirche.

Aber damit war die Leistung des Dionysius noch nicht beendet. Denn wonach, nach welchem Jahrestag, nach welchem Ereignis berechneten die Menschen damals die Jahre? Nun, meine lie-

ben Freunde, Kyrill von Alexandrien, von dem Dionysius die Osterberechnung übernahm, rechnete nach dem Regierungsantritt des Kaisers Diokletian. Diokletian war am 29. August 284 an die Regierung gekommen, und von da an rechnete man die Zeit. Man sprach also dann vom 10. Jahre der *aera Diocletiani* oder vom 250. Jahre der *aera Diocletiani*. Daran nahm Dionysius Anstoß. Warum? Weil Diokletian der schreckliche Christenverfolger war. Er nahm Anstoß daran, daß man die Jahre nach einem Manne zählte, der das Christentum blutig verfolgt hatte, und sagte: Das muß geändert werden. Und so kam Dionysius darauf, eine neue Zeitrechnung zu erfinden, und was bot sich da besser an als die Zeitrechnung nach der Geburt unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus?

Aber das bot eine große Schwierigkeit, denn wann ist unser Herr und Heiland geboren? Die Evangelien geben darüber keine Auskunft, sie nennen kein Jahr und keinen Tag. Man mußte also aus verschiedenen Berichten der Evangelien zu kombinieren versuchen, wann die Geburt gewesen war. Da stieß Dionysius auf den Eingang des 3. Kapitels im Lukasevangelium: „Es war im 15. Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, als Johannes anfang zu predigen.“ Da hatte man ein Datum, das 15. Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius. Man wußte, wann Tiberius regiert hat, und das 15. Jahr konnte man auf diese Weise ausrechnen. Wenige Monate, nachdem der Vorläufer aufgetreten war, ist Jesus an die Öffentlichkeit gegangen. Also hatte man damit einen gewissen Fixpunkt. Und Lukas macht noch eine zweite Angabe. Er sagt nämlich: Als Jesus aufzutreten begann, war er etwa 30 Jahre alt. Hier haben wir ein zweites Element, um zu einer annähernden Berechnung der Wirksamkeit und damit auch der Geburt Jesu zu gelangen. Man war damals überzeugt, daß Jesus am 25. März von den Toten auferstanden sei. Dionysius suchte nun nach einem Jahr, in dem Ostern auf den 25. März gefallen war; das war das Jahr 784 seit der Gründung der Stadt Rom. Dionysius war überzeugt: Am 25. März 784 war Jesus von den Toten auferstanden. Jetzt mußte man 30 Jahre zurückrechnen. Er kam damit auf das Jahr 754. Hier, sagt er, ist der Anfang unserer Zeitrechnung. Im Jahre 754 seit der Gründung der Stadt Rom ist Jesus von Nazareth geboren. So kommt unsere Zeitrechnung zustande.

Aber diese Zeitrechnung ist mit Unsicherheiten behaftet. Zunächst einmal: Wenn Jesus ungefähr 30 Jahre alt war, kann er etwas jünger, er kann aber auch etwas älter gewesen sein. Wir haben keine Gewißheit, daß er genau 30 Jahre alt war. Außerdem hat ja Jesus eine mehrjährige Wirksamkeit entfaltet. Wir müssen mit einem etwa 2 Jahre und mehrere Monate dauernden öffentlichen Wirken Jesu rechnen. Warum? Weil uns Johannes von drei Osterfesten, die der Herr besucht hat, berichtet. Wenn er auf drei Osterfesten in Jerusalem war, dann muß er wenigstens zwei Jahre und einige Monate gewirkt haben. Sie müßte man also dazuzählen zu seinen Lebensjahren. Da sieht man schon, daß die Berechnung des Dionysius nicht genau sein kann. Man hat sich freilich viele Jahrhunderte dabei beruhigt, hat weitergeschrieben: „Im Jahre 1 000 nach der Geburt unseres Heilandes“, „Im Jahre 1600 nach der Geburt des Herrn“. Aber im Jahre 1604 erschien am Firmament ein neuer Stern. Er wurde von Astronomen beobachtet, und der große Mathematiker und Astronom Johannes Kepler in Prag schrieb ein Buch: „Bericht über einen neuen Stern“. In diesem Buch ließ er am Schluß die Meinung anklingen, daß Jesus vor dem Jahre 1 geboren sei. Da erhob sich ein großes Geschrei, er wolle die Zeitrechnung umstürzen. Kepler ließ 7 Jahre später, im Jahre 1613, ein weiteres Buch erscheinen: „Bericht über die Geburt Jesu Christi“. In diesem Buch beweist er, daß Jesus vor dem Jahre 1 geboren sein muß. Wie beweist er es? Er beweist es, indem er den König Herodes den Großen zum Ausgangspunkt seiner Berechnungen machte. Wir wissen, wer Herodes war, wir kennen auch seine Regierungszeit. Herodes der Große ist 4 v.Chr. gestorben. Er ist aber derjenige, zu dessen Lebenszeit Christus geboren wurde. Also muß Jesus vor dem Jahre 4 geboren sein. Wir können sogar noch genauer bestimmen, wann er geboren sein muß, denn es ist ja eine Zeit vergangen vom Auftauchen des Sternes und der Ankunft der Magier und eine weitere Spanne von der Ankunft der Magier bis zum Tode des Herodes. Nach der Berechnung von Kepler ist Jesus im Jahre 5 v. Chr. geboren.

Doch Kepler hat die Lebensdaten Jesu auch nicht völlig richtig eingeschätzt, denn wenn Herodes die Knäblein bis zu 2 Jahren töten ließ, dann muß Jesus also schon ein bestimmtes Alter erreicht haben, als der Mordbefehl ausging. Wir nehmen an, etwa anderthalb Jahre. Und dann

kommen wir zum Jahre 6 v. Chr. Dann ist Jesus 6 v. Chr. geboren.

Die Überlegungen Keplers haben auf die Wissenschaft großen Eindruck gemacht. Man hat sich auch lange bei dieser Auskunft beruhigt, bis im Anfang des 19. Jahrhunderts ein anderer Astronom namens Ideler eine andere Lösung anbot. Er ging nicht von Herodes aus, sondern von dem Stern. Und er sagte: Der Stern, der den Weisen geleuchtet hat, war die Konjunktion, also die Verbindung der beiden Planeten Jupiter und Saturn. Diese Konjunktion aber liegt 7 v. Chr.; sie ereignete sich im Jahre 7 v. Chr. Also wieder eine andere Angabe. Wenn diese Konjunktion der Stern von Bethlehem war, dann ist diese Annahme richtig. Aber wir haben natürlich keine absolute Gewißheit, daß nicht ein anderer Stern die Weisen nach Bethlehem gewiesen haben könnte.

Meinen Sie nicht, meine lieben Freunde, dadurch, daß die Berechnung der Menschen auseinandergeht, ändere sich etwas an unserem Heil und an unserem Heiland. Daß Jesus geboren wurde, wird von niemandem bestritten. Daß die Zählung der Jahre durch menschliche Unzulänglichkeit durcheinandergeraten ist, braucht uns in keiner Weise an seiner heilsamen Geburt irrezumachen. Wir schreiben auch heute jedes Jahr als *annus reparatae salutis*, als das Jahr des wiederhergestellten Heiles. Mag immer das Geschehnis von Bethlehem 4 oder 5 oder 6 oder 7 v. Chr. sich zugetragen haben, in jedem Falle ist uns der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr.

Amen.